Moderne Culturzustände

im

Elsaß

von

Ludwig Spach.

Erster Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1873.

Inhalt.

Einleitung.

Nachfolgende gesammelte Aufsätze über die Kulturzustände im Elsaß erschienen zuerst einzeln in der „Straßburger Zeitung“ während dem bedeutsamen Jahre 1871, das heißt während der Uebergangsperiode aus dem französischen Régime in die deutsche Verwaltung. Der Verfasser dieser Skizzen verfolgte dabei systematisch einen Hauptzweck; er wollte ein summarisches, aber wo möglich genaues Verzeichniß der Arbeiten aufstellen, die ungefähr seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts und besonders in den letzten Dezennien auf wissenschaftlichem und literarischem Boden sich lebensfähig erwiesen, folglich auf den Geist der gebildeten Bewohner des Elsasses einigen Einfluß geübt. Somit war die Uebersicht der gelehrten Vereine und ihrer Leistungen, der in denselben thätigen Männer und der periodischen Zeitschriften vor allem geboten. Gleichsam als Portal zum aufzuführenden Gebäude schien ein Ueberblick der administrativen, in des Elsasses Hauptstadt gipfelnden Verhältnisse geeignet. Nicht unbeachtet durften die religiösen

Zustände bleiben; auch ein Seitenblick auf die artistischen lag nicht außerhalb dieses Planes. Besprechung einzelner Werke, die in allerletzter Zeit über Straßburg und das Elsaß, sei's hier zu Lande, sei's im transrhenanischen Deutschland veröffentlicht worden, reihten sich an die angedeuteten Erörterungen. Der Verfasser darf sich das Zeugniß ausstellen, daß er bei abgegebenem Urtheil gewissenhaft und unparteiisch verfuhr. So anspruchslos seine flüchtige Zeichnung, so war ihm doch daran gelegen, den neuangesiedelten Einwanderern ein Bild der mannigfachen intellektuellen Thätigkeit der Elsässer vorzuhalten, mithin zu zeigen, was hier zu hoffen, zu pflegen, weiterzuführen bliebe, oder was nach Ermessen als veraltete Form bei Seite zu schieben, und bloß als Unterlage künftiger Bauten zu betrachten seie.

In bewegten Zeiten, wie die unsere, in einem, wie das Elsaß, aufgewühlten Lande, als Vermittler entgegengesetzter Ansichten und Tendenzen aufzutreten, ist immerhin mißlich und es läuft der ungelegene Mittelmann Gefahr, von keiner der streitenden Parteien mit günstigem Auge betrachtet zu werden. Wenn er aber bei diesem Verfahren einem angebornen Triebe folgt, mag er sich immerhin mit dem Gedanken trösten, unter der aufgeregten, leidenschaftlichen Menge einzelne günstige Hörer zu finden, die, sein Streben nicht verkennend, mit ihm einverstanden sind.

Auf absolute Vollständigkeit macht der Sammler dieser Skizzen keinen Anspruch; er durfte es nicht. Seine Aufsätze waren für ein Publikum berechnet, das sich nicht ausschließlich in akademischen Kreisen bewegt. Geflissentlich ließ er unbeachtet, was in den erwähnten Fächern ihm

geringfügig schien, aber vielleicht von andern nicht als solches angesehen würde. Er schrieb kein Buch; er befliß sich aus einer unendlichen Zahl von Elsässischen Produkten einige allgemein genießbare hervorzusuchen und in einer der angezogenen Zeitschrift gemäßen Form vorzulegen. Was solchen essays an erschöpfender Gründlichkeit abgeht, ersetzen sie wohl durch den lebhafteren Ton der Mittheilung. Es erfordert schon einige bescheidene Ausdauer, im politischen Gewühle und unter den verworrenen feindlichen Stimmen der Gegenwart, für einen friedlichen Zweck nur auf wenig Augenblicke die Aufmerksamkeit der Leser und Hörer zu fesseln.

Die

Reihenfolge der Präfecten

des

Departements Niederrhein.

Es dürfte nicht zwecklos sein, am Vorabend*) der Einführung einer neuen Verwaltungsmethode in Straßburg und im Elsaß einen besondern Rückblick zu werfen auf die Behörden, die, als Präfekten, seit dem Anfang des Jahrhunderts an der Spitze des schönen Niederrheins standen. In solchen Persönlichkeiten spiegelt sich mehr oder minder der Zeitgeist ab. Wir werden dabei so viel als möglich unparteiisch und doch schonend zu Werke gehen. Als Repräsentanten der alles an sich ziehenden Central-Regierung blieb diesen Verwaltern der in Departemente zersplitterten ehemaligen Provinzen kaum in untergeordneten Zweigen des Staatshaushalts das Recht einer freien Bewegung. Um so verdienstlicher erscheint der Einfluß den sich einige ausgezeichneten Männer inmitten dieses Zwanges zu verschaffen gewußt; um so segensreicher und in gutem Andenken bleibt ihr Gedächtniß. — Die sich hergaben zu willenlosen Werkzeugen der pariser

*) Geschrieben im Dezember 1870.

Machthaber, nun die haben ihren Lohn dahin. Ihr Name lebt ebenfalls fort in der Erinnerung der Verwalteten — aber wie? —

Nur wenig Worte, als historische Einleitung.

Mit dem Ausbruch der Revolution von 1789 fiel von selbst die Verwaltung der ehemaligen Intendanten zu Boden; ihr ausgedehnter Wirkungskreis — er umfaßte, z. B., auch das Justizwesen und die Finanzen — war geschmälert. Zuvörderst wurden sie, im Elsaß und in den übrigen Provinzen des erschütterten Königreichs, durch Departemental-Kommissionen ersetzt. Es war eine Interimsperiode, die in die sogenannten Directorien überging.*) Der breite Fluß der Intendantur verlief in die Sandrinnen einer vielköpfigen Verwaltung.

Die Consular-Regierung machte diesem Zwitterwesen ein schnelles Ende. Durch das Gesetz des 18. Pluviôse an VIII (6. Februar 1800) traten die Präfekten an die Stelle der Directorien; die kräftige Hand des Herrn und Meisters legte sich auf die Schultern der neugeschaffenen hohen Beamten, gab den electrischen Impuls zu jeder Maßregel, und von einem Ende zum andern des nur dem Namen nach republikanischen Reiches wurden Gedanken und Wille des künftigen Imperators zur That. Schon mit dem 11. Pluviôse an VIII (2. März 1800) war der erste Präfekt des Niederrheins ernannt, in der Person eines Herrn Laumond, oder Citoyen Laumond, wie man sich damals noch betitelte. Derselbe war bereits als junger Mann in der königlichen Verwaltung

*) D. h. die Commissions départementales intermédiaires wurden durch die Directoires des départements ersetzt.

angestellt gewesen, und bekleidete unter dem Directoire den Posten eines französischen Consuls in Smyrna (1795—1797). In Straßburg griff er, als tüchtiger Administrator, in die Geschäfte, ordnete die Präfektur und das Räderwerk dieser gewaltigen Verwaltungsmaschine, und hatte das Glück, das Versöhnungswerk der Parteien in dem Unterelsaß mit Rath und That zu vollziehen. Er öffnete die seit 1793 geschlossenen Tempel dem Gottesdienste wieder, und erlöste den Ueberrest der politischen Gefangenen aus ihrer Haft. Von den Umständen begünstigt war es ihm leicht sich beliebt zu machen; er sonnte sich in dem ersten Schimmer der Morgenröthe einer kräftigen Regierung, und wurde, nachdem dritthalb Jahre verstrichen, in den Staatsrath versetzt. Später verwaltete er ein Departement in den Rheinprovinzen (1804—1806), hierauf die Präfektur von Versailles, wurde mit dem Grafentitel belehnt, und starb, vereinsamt, siebenzigjährig, unter der Regierung der Bourbonen (1825). Ein Andenken seiner Wirksamkeit im Elsaß hinterließ er durch die Bearbeitung einer Statistik des Niederrheinischen Departements.

Sein Nachfolger Shee, (den 26. Sept. 1802 ernannt), stammte aus einer irländischen Familie, hatte in seiner Jugend und im Mannesalter in der französischen Armee gedient, war 1796 bis zum Brigadegeneral vorgerückt, und trat erst etwas später, als Präfekt des Departements Donnersberg ins Civilfach. — In Straßburg warf man ihm seine Kargheit bei Feierlichkeiten, Abendgesellschaften u. s. w. vor. Zweimal hatte er die erwünschte Gelegenheit das Haupt des Staates zu empfangen; Napoleon reiste zum Feldzuge von 1805 und 1809 durch die Haupt=

stadt des Elsasses, und während dem Sommer des letzteren Jahres bewohnte Josephine den hiesigen Palast. Eine weiß und blau uniformirte Ehrenwache zu Pferd und zu Fuß war für sie errichtet worden, aber es scheint nicht, daß Baron Shee sich besser in der Hofatmosphäre als in der bürgerlichen zu bewegen wußte. Im Februar 1810 wurde er von Straßburg abberufen und in den Senat versetzt; es war für den noch rüstigen, siebenzigjährigen Alten eine Invalidenversorgung; nur widerstrebend fügte er sich den Befehlen des Ministers des Innern.

Als der an seine Stelle tretende Marquis de Lezay-Marnesia im Präfekturgebäude ankam, konnte dieser noch jugendliche Nachfolger mit Mühe sich eine erträgliche Aufnahme sichern, und den Baron Shee nur nach mehrtägiger Zögerung zur Uebergabe der Geschäfte bewegen. Der Alte glaubte sich zu Ausflüchten aller Art berechtigt, und hoffte, indem er Zeit gewann, auch seine Stellung zurück zu erobern. — Zehn Jahre später segnete er das Zeitliche als Mitglied der Pairskammer.

Hätte Lezay-Marnesia bei seinem Eintritt in das hiesige Hotel geahnt, welches Ende ihn hier erwarte, wohl wäre er an der Schwelle umgekehrt.

In dem ersten Kaiserreich haben sich wohl keine Civilbeamte vorgefunden, deren Popularität nur von weitem an die von Lezay-Marnesia reichte. Er hinterließ im Elsaß einen hochgeschätzten Namen, und verdankte diesen Nachruhm seinem persönlichen Auftreten sowohl, als den Eigenschaften und Fähigkeiten des Administrators.

Adrian von Lezay-Marnesia stammte aus einer adeligen spanischen Familie, die sich in St. Julien bei Lons-le-Saulnier niedergelassen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts bekleideten mehrere seiner Vorfahren höhere Stellen in der Armee und in der Klerisei. Er selbst war im Jahr 1770 geboren, widmete sich, zwanzigjährig, dem vorläufigen Studium der Diplomatie, und besuchte einige Zeit die Universität Göttingen. Dort bewohnte er das Haus des berühmten Dichters der Lenore, und befreundete sich — wohl unter Bürger's Leitung — mit deutscher Literatur. Während der Schreckenszeit glückte es ihm in der Umgebung von Paris unbekannt und verborgen bessere Tage zu erwarten. Nach Robespierre's Sturz trat er als Publizist, als Pamphletschreiber, in die Oeffentlichkeit, flüchtete anno 1797 in die Schweiz, und kehrte in sein Vaterland zurück, als mit der Consular-Regierung geregelte Zustände eintraten. Aus seinem Exil brachte er eine Arbeit mit, die ihm den Weg zu Amt und Ehren bahnen sollte. Das war eine Uebersetzung in Prosa des Schiller'schen Don Carlos, mit einer merkwürdigen Vorrede, welche dem ersten Consul durch einen hohen Gönner des Uebersetzers in die Hand gespielt wurde. Daß in jener Zeit Napoleon Bonaparte noch nicht ganz für freisinnige, großherzige Ideen verschlossen war, beweist die Beförderung Lezay-Marnesia's als Bevollmächtiger (membre plénipotentiaire) am Hofe des Erzherzog's Ferdinand, Kurfürsten von Salzburg. Die Stellung schien unbedeutend und war es im Grunde keineswegs. War doch von Salzburg aus die Wiener Hofburg zu überwachen! Der junge Lezay-Marnesia zog sich mit merkwürdigem Takt aus der schweren Lage, aber fiel in tem-

poräre Ungnade als er sich während dem Feldzuge von 1805 der systematischen Plünderung einiger französischen Generäle muthig widersetzte.

Im Mai 1806 wurde Lezay-Marnesia indeß zum Präfekten des Rhein- und Mosel-Departements ernannt, und machte nun zu Coblenz seine Vorschule als kaiserlicher Civilbeamter. Auch dieses war keine leichte Sache. Durch seine Herzensgüte und sein Mitgefühl mit den Leiden des Volkes kam er oftmals in Conflikt mit den Pflichten seines Amtes und mit der eisernen Consequenz des pariser Ministeriums. Schwer lastete die Conscription auf den Rheinprovinzen; die Militärgesetze ließen sich nicht umgehen. Doch scheute Lezay-Marnesia kein persönliches Opfer, wenn er die Leiden einer armen, ihres Sohnes beraubten Familie zu lindern hoffte. Und so legte er den Grund zu seinem zerrütteten Vermögen, zu der Schuldenlast, die störend in seine Laufbahn und seine persönliche Ruhe eingriff.

Von den ihm untergeordneten Beamten verlangte er strenge Arbeit, und gegen Vernachlässigung oder Untreue war er unerbittlich. Und doch war er beliebt. Der „rheinische Antiquarius" gibt über diese Periode seiner Laufbahn belehrenden Aufschluß.

In seinem Departemente schuf er zuerst Vizinalwege, die das Innere der Bezirke, das öde, unwirthliche Berg- und Waldland, und die Seitenthäler des Rheins mit der großen Verkehrsader, mit dem Hauptstrome verbanden. Vor dem südlichen Thore vor Coblenz schuf er herrliche Garten- und Park-Anlagen, befeuerte die Stadtbewohner zu freiwilliger Arbeit, und legte selber Hand an's Werk.

So viel es die Verhältnisse gestatteten, beförderte er Viehzucht und Ackerbau; gemeinnützige Gesellschaften rief er in's Leben, stiftete eine Hebammen- und Normalschule; es war ihm Ernst in seinem Amte, und so mußte er, auch auf deutschem Boden, in günstigem Lichte erscheinen. Er machte seine Lehrjahre in Coblenz durch; selbstständig trat er auf in Straßburg, wohin er mit einigen Freunden im März 1810 aufbrach. Hier erwartete ihn, wenig Wochen nach seiner Ankunft, die angenehme aber schwierige Pflicht, den Empfang der kaiserlichen Braut, der Erzherzogin Marie Louise vorzubereiten. Er entledigte sich dieses Auftrages, als geübter Ceremonienmeister; noch jahrelang nach der Durchreise der Kaiserin sprachen Straßburgs Bewohner von dem festlichen Aufzug der Gewerbe und der Kochersberger Landsleute vor dem Balcon der Fürstin; nur schade, daß auch für diese Tochter des Hauses Habsburg ein schweres Verhängniß auf dem Fuße folgte. Das Loos aller deutschen, auf Frankreichs Thron oder Thronesstufen verheiratheten Fürstinnen war kein beneidenswerthes. Man denke nur, ohne in die Geschichte früherer Jahrhunderte sich zu versteigen, an die Tochter Maria Theresia's, an die unglückliche Marie Antoinette, die, fünfzehnjährig, in demselben Pallaste, vierzig Jahre vor ihrer Nichte, die Huldigung der Elsässer empfing, und nicht wie Marie Louise Deutschlands Grenze wiedersehen durfte. Man denke an Helene von Meklenburg, die siebenundzwanzig Jahre später als Herzogin von Orleans, in das herrliche Moselthal einzog, nach kaum vierjährigem Ehebündniß, als Wittwe in den Tuilerien ein freudloses Dasein führte, und nach dem 24. Februar, flüchtig, im Thüringerwalde, am Fuße der

Wartburg ein Asyl aufsuchte. — Man verzeihe uns diese Abschweifung; wir kehren zu Lezay-Marnesia zurück.

Es war dieser Mann eine merkwürdige Erscheinung. Durch seinen Aufenthalt in Göttingen und Salzburg, und die vierjährige Verwaltungszeit in einem rheinischen deutschen Departemente hatte er deutsches Wesen schätzen gelernt, und sich manches angeeignet, was ihm in andern Umständen fremd geblieben wäre. Wohl lag das sympathische Wesen, das ihm in jeder Gesellschaftsklasse verwandte Seelen gewann, in seinem ursprünglichen Temperamente und Charakter; aber die offene Herzlichkeit, das Sichgehenlassen, die Hingabe, die menschenfreundliche Gesinnung hatte er vorzüglich, wie bessere Nahrungssäfte, auf deutschem Grund und Boden gesogen. Die ausgezeichneten Persönlichkeiten der Stadt Straßburg traten ihm auf der Stelle näher; Türckheim, Arnold waren ihm befreundet; errathen hatte er Humann's aufstrebendes Genie; dem Barrer philantropischen Arzte, Sulzer, griff er, aufmunternd, unter die Arme; mit dem christlich-praktischen Oberlin im Steinthale trat er in amtliche und intime Beziehung. — So von den Besten umgeben und unterstützt, von den Dorfbewohnern leidenschaftlich geliebt, konnte er in der Stadt und auf dem Lande sich an Neuerungen wagen, wozu kein anderer befähigt gewesen wäre. An die ersten Vizinalwege legte er unaufgefordert, vielleicht insgeheim von der Centralbehörde mißbilligt, die thätige Hand. — Mit Proviant und Champagnerflaschen füllte er den Wagen, wenn er an Ort und Stelle die ländlichen Arbeiter anzuspornen unternahm. Baumpflanzungen an Chausseen und am Eingange der Dörfer betrieb er mit fieberhafter Hast; Ruhebänke aus rothem

Sandsteine erhoben sich in regelmäßiger festgesetzter Distanz. Der Tabakbau gedieh unter seiner Verwaltung zu einer nie geahnten Ausdehnung, und durch öffentliche Festlichkeiten gab er den preisgekrönten Ackersleuten die schlagendsten Beweise seiner Theilnahme an ihrem Gedeihen und Fortschritte. Die Gegenwart des schon berühmten Alexanders von Humbold bei einem dieser Präfekturfeste ließ bei zahlreichen Mitgliedern der Versammlung einen unauslöschlichen Eindruck.

Noch herrschten zu Lezay-Marnesia's Zeit die fürchterlichen Pocken. Unermüdlich kämpfte der philantropische Präfekt mit dem Vorurtheile des Volkes, das sich gegen die Impfung sträubte. Mußte es sein, da war er streng in der Handhabung der ärztlichen Vorschriften, und durch unerbittliches Abschließen der Erkrankten setzte er seine Popularität auf's Spiel. Was kein Anderer, durfte er sich erlauben; in den furchtbar schweren, verhängnißvollen Wintermonden von 1813 auf 1814, während der ersten Blokade von Straßburg, als eine typhusartige Pest in Spitälern und Privatwohnungen wüthete, als die deutschen Vorposten fast an die Thore der Festung reichten, hob Lezay-Marnesia die Gemüther durch Rath und That, vertheidigte mit männlicher Entschlossenheit die Bewohner der umzingelten Stadt gegen die Willkühr des kaiserlichen Bevollmächtigten, Senator Röderer, und wand sich klug und entschlossen zugleich durch die Uebergangsperiode, die mit der Restauration der Bourbonen endigte.

Damit war auch dem schönen Wirkungskreise Lezay-Marnesia's ein frühes Ziel gesetzt. Die wenigen Lebensmonate, die ihm das neidische Geschick noch gönnte, ver-

flossen schnell und gingen hin in der nothgedrungenen Pflege der vielfachen Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen. Als der jüngste Prinz der regierenden Familie, als der Herzog von Berry, gegen Ende Septembers das Elsaß bereiste, war Lezay=Marnesia sein Begleiter auf dem eintägigen Ausflug nach Landau. Bei der nächtlichen Heimkehr, in der Gegend von Hagenau, ereignete sich der bekannte tragische Unfall. Die Chaise des Präfekten, auf einem Nebenwege dem Prinzen vorauseilend, stürzte in den Straßengraben, und der unglückliche Lezay, von seinem eigenen Galladegen in der Hüfte grausam verwundet, kam nach langer Zögerung, um zwei Uhr Nachts in Straßburg an. Er sollte sich nicht mehr von seinem Schmerzenslager erheben; er verschied den 9. Oktober 1814, bei vollem Bewußtsein. Bei seiner Leichenfeier, die wenig Tage nachher stattfand, erschienen in Straßburg Abgesandte aller Landgemeinden, die Behörden beider elsässischen Departemente, und Straßburgs ganze Bevölkerung. Es war ein öffentlicher Trauertag. Ernst und Schmerz lagen auf jedem Gesichte, und die Gebete, die für den edlen Verblichenen und seine Hinterlassenen gen Himmel stiegen, wurden sichtlich erhört; das Andenken Lezay's erlosch nicht mit seinem Tode; es lebt fort unter der Landbevölkerung; denn im Charakter Lezay=Marnesia's lag, neben dem männlichen, etwas idyllenhaftes, und in der Hauptstadt des Elsasses, bei der Enthüllung seiner Bildsäule, frischte vor 15 Jahren ein Volksfest die Erinnerung an ihn von Neuem auf.

Lezay's Nachfolger zu sein, war unter allen Umständen keine leichte Aufgabe. Dem Grafen Kergariou, der am 13. Oct. 1814 zum Präfekten des Niederrheins ernannt

wurde, blieb nicht einmal die Zeit, sich in seine neue Lage zu finden. Die Regierung der Bourbonen war in Straßburg übel angesehen. Kergariou', das treue Conterfei der damaligen officiellen Gesinnung, brachte die Vorurtheile, das hochtrabende Wesen der Emigrantenwirthschaft in das Elsaß. Man wandte sich von ihm ab, und bei der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba wurde der bourbonische Statthalter in seiner hiesigen Residenz beschimpft und zur schnellen Abreise gedrängt.

Auch seinem imperialistischen Nachfolger war nur kurze Zeit beschieden.*) Es weiß jeder Geschichtskenner, daß Jean de Brie als einer der drei französischen Delegirten dem Rastatter Congreß beiwohnte und am Abend des 28. April 1799 mit seinen beiden Collegen Roberjot und Bonnier die Stadt gezwungen verließ; daß er vor den Thoren der Festung in die Hände der gedungenen Meuchelmörder fiel, und nur durch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, glücklicher als seine Gefährten, sein nacktes Leben rettete. Als energischer Charakter wäre somit der kaiserlich-republikanische Präfekt in den Mauern von Straßburg ganz an seiner Stelle gewesen; aber den Weltereignissen des Sommers 1815 blieb auch der begabte Mann kaum gewachsen. Allmächtig schaltete die militärische Behörde; bei dieser zweiten Blokade Straßburg's hatte Jean de Brie das Zusehen; er griff nicht ein wie Lezay-Marnesia achtzehn Monate zuvor.

Ludwig der XVIII. war unterdeß zum zweitenmal in Paris eingezogen. Graf Bouthillier, als königlicher Prä-

*) Jean de Brie war Präfekt des Niederrheins vom 22. März bis zum 12. August 1815.

fekt des Niederrhein's bezeichnet, ließ sich nicht auf der Stelle sehen. Der Soldatenaufstand vom 2.—3. September 1815 gegen General Rapp und die königliche Regierung ging unerwartet schnell vorüber; der bourbonische Präfekt hatte sich nicht mehr damit zu befassen. Auch ihm wäre es Pflicht gewesen, die Wunden des Krieges zu heilen: aber dazu war er ebensowenig als Kergariou befähigt; überdies war das Elend und die Hungersnoth der Jahre 1816 und 1817 im Elsaß der Art, daß keine administrative Maßregel dagegen anzukämpfen vermochte. Schnelle Verkehrsmittel waren noch nicht in's Leben getreten, und die vom Krieg erschöpften Vorräthe reichten nicht aus zur Linderung der Noth. Aus den Vogesen riefen die unglücklichen, ausgehungerten Bewohner um Hilfe, und aus dem südlichen Deutschland herüber strömten Züge von Auswandernden, die in Amerika eine neue Heimath aufsuchten. — Bessere Tage kamen mit dem Jahre 1818, und erleichteren die Aufgabe der Departementsbehörden. Ein freisinniger Hauch wehte aus den höheren Regionen nieder. Der Minister des Innern, Graf, später Herzog Decazes, der bevorzugte, glänzende Günstling Ludwig's des XVIII. sandte seinen älteren Bruder, den Vicomte Decazes als Präfekten nach Straßburg (24. Februar 1819).

Aber auch diesem befähigten Beamten wurde das Leben im Elsaß erschwert. Die Oppositionspartei regte sich mehr und mehr, und forderte erweiterten Einfluß. Eine noch unbewußte Tendenz nach lokaler Freiheit bemächtigte sich der Gemüther in Straßburg; man verkannte die wohlthätigen Absichten des Ministers des Innern, und ließ den Bruder diese Abneigung entgelten.

Der Sturz des Ministeriums Decazes zog die Entfernung des Präfekten des Niederrheins nach sich; es wurde dieser durch den Baron Malhouet ersetzt. (19. Juli 1820.)

Dieser ausgezeichnete Mann stammte aus einer Familie, deren Name schon früher in den höheren Regierungskreisen gut angeschrieben stand. Malhouet's Vater hatte in der ersten Revolution eine rühmliche Rolle, als constitutioneller Volksrepräsentant gespielt, und sogar unter Ludwig dem XVIII. die Stelle eines Marineministers begleitet. Sein Sohn war in gleichem Grade ein umsichtiger politischer Gehülfe der Regierung; er wünschte die Bourbonen auf die Charte zu stützen, erlebte aber damit keinen Beifall am Hofe. Nicht unbeliebt in Straßburg, und als geistreicher Gesellschafter in den höheren Zirkeln wohlgelitten, mit einer Freundin Göthe's, mit der Gräfin Lewezow engbefreundet, ließ er eine Lücke in der hiesigen Welt, als ihn eine Kabale der Tuilerien aus dem niederrheinischen Departement verdrängte.

Auf beschränktem Felde einer Provinzialstadt wurde hier dasselbe unselige Spiel gespielt, welches Carl dem X. wenig Jahre später die Krone kosten sollte. Beinahe als ein Abtrünniger wurde der liberale Beamte behandelt, der sich nicht unter das Joch einer wohlbekannten Partei schmiegte, und im prophetischen Geiste die Zukunft der Dynastie voraussah.

Der Marquis de Vaulchier (23. März 1822) Malouet's Nachfolger war dagegen ganz dem Willen der Camarilla hingegeben. Sein Verwaltungstalent gipfelte in der Polizei, die er, während den Militärverschwörungen im Elsaß (1822) und dem spanischen Feldzuge (1823) nicht ohne

Geschick leitete. Durch höhere Aemter belohnt, und nach Paris gezogen, wurde er durch einen tüchtigen Geschäftsmann, Esmangart ersetzt (7. April 1824 bis zum 30. August 1830), der sich unter den verschiedensten Ministerien (Villele, Martignac, Polignac) durchzuwinden wußte und sogar nach der Julirevolution eine Weile im Amte blieb.

Unter Ludwig Philipp's Regierung erschien zuerst als neuer Präfekt des Niederrheins Baron Nau de Champlouis, ein rechtlicher, sanftmüthiger Mann, wohl nicht ganz geeignet, in stürmischen Augenblicken das Steuer zu führen. Im Elsaß spielte von jetzt an die republikanische Partei eine doppelte Rolle: mit offenem Visir in den Lokalblättern und den Wahlkämpfen; hinter den Coulissen, in geheimen Gesellschaften. Diesen Tendenzen die Stange zu bieten, war Nau de Champlouis zu schwach. Er scheiterte hier in einem Volksauflauf, wegen vermehrter Einfuhrsteuer auf Mastvieh, wurde zwar in einem anderen Departement wieder angestellt, hatte aber durch seine schwankende Haltung die Gunst des Bürgerkönigs verscherzt.

Unter der Verwaltung des fähigen Choppin d'Arnouville (30. Sept. 1831 bis 23. Juli 1837) sollte jedoch in hiesiger Stadt ein Empörungsversuch stattfinden, der bei nachfolgenden Ereignissen eine beinahe weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Es war das verhängnißvolle Ergebniß des 30. Octobers 1836. Was zuerst als das tolle Experiment eines jugendlichen Abenteurers erschien, erwies sich später als der fein angelegte, systematische Plan eines Kronprätendenten. Louis Napoleon war schon früh Morgens in die Wohnung des im Elsaß kommandiren-

den Divisions-General eingedrungen, und hatte ihn auf seine Seite zu bringen gesucht, während einer seiner Gefährten das benachbarte Präfekturgebäude überrumpelte, den überraschten Choppin d'Arnouville aus dem Schlaf aufrüttelte, und als Gefangenen in eine Kaserne fortschleppte. Die Begegnung, die unterwegs dem Präfekten in den morgendlich schon belebten Straßen widerfuhr, die Kolbenschläge der soldatischen Begleitung waren keineswegs geeignet, den Unglücklichen in vortheilhaftem Lichte zu zeigen; doch nur vorübergehend sollte sich die Waffenthat des Prinzen erweisen. Seine unblutige Niederlage und Gefangennahme im Hofe der Finkmattkaserne ist ein wohlbekanntes Faktum. Choppin d'Arnouville war nach wenig Stunden durch eine Abtheilung der treugebliebenen Besatzung aus seiner Haft erlöst; aber das Prästigium des unverletzlichen Ansehens war für ihn verloren. In dem Criminalprozesse der gegen die Mitverschworenen Louis Bonaparte's eingeleitet, und öffentlich verhandelt wurde, büßte Choppin d'Arnouville noch den Rest seines gerühmten diplomatischen Rufes ein. Er hatte die Pläne der Verschwörer in nächster Nähe nicht errathen, nicht durchschaut, nicht mit feiner Hand die Fäden der Verschwörung entwirrt und durchschnitten; er war, mit einem Worte, unmöglich geworden, und übergab seine Stelle (im August 1837) an einen jüngeren Collegen, der vor wenig Jahren (1834) in der Fabrikstadt St. Etienne, als Präfekt, einen bewaffneten Aufstand der Arbeiter niedergeworfen. Es war dies Herr Louis Sers, nach Lezay-Marnesia wohl der ausgezeichnetste Verwalter, den Straßburg seit dem Anfang des 19. Jahrhundert gesehen.

Herr Sers verdankte, wie Lezay-Marnesia, den besseren Theil seiner Bildung dem früheren Aufenthalt in Deutschland. Sein ältester Bruder war Unterpräfekt in Worms, und hatte für die Erziehung seines jüngeren Lieblings Sorge getragen. Er nahm ihn zu sich, übergab ihn dem Wormser Gymnasium, und später seinem Obern, dem Mainzer Präfekten Jean Bon St. André. Darauf machte Louis Sers den Feldzug von 1813 in Deutschland mit. Im ersten Jahre der Restauration zog er unter dem Fürsten Talleyrand, als Gesandtschaftsattaché, nach Wien. So wurde auf seinen südlichen Stamm — die Familie Sers lebte in Bordeaux — ein nordisches Propfreis gepflanzt, das zu vollem Laub und Früchten sich entfaltete. Es war kein übler Gedanke der Juli-Regierung, einen solchen Beamten, der Beweise seiner Befähigung in mehreren Unterpräfekturen, dann in den Landes und der Loire gegeben, in das elsässische Grenzland zu versetzen. Die Einsicht in den hiesigen Volkscharakter hatte Herr Sers in hohem Grade, und gefiel absonderlich den bürgerlichen Kreisen und den Landbewohnern, mit denen er sich geläufig in ihrer Muttersprache unterhielt. Nur war er auf einer andern Seite ein leidenschaftlicher Franzose, wünschte gelegentlich die Incorporation und die Verspeisung der Rheinprovinzen, und gab sich alle Mühe — ohne den Gebrauch des Deutschen zu verdrängen, — die junge Generation vertraut zu machen mit der Sprache jenseits der Vogesen. In dem Wesen des Herrn Sers liegt uns eine Doppelnatur vor, die der Eigenthümlichkeit der Elsässer entsprach, und unstreitig, durch ihren Einfluß, zur Entgermanisirung des Elsasses nicht wenig beitrug.

Wie dem auch sei, er entfaltete während seinem zehnjährigen Aufenthalt in Straßburg in allen Zweigen der Verwaltung eine praktische Thätigkeit, die selbst seinen politischen Gegnern — und er hatte deren in Hülle und Fülle — Anerkennung abzwang. — Straßenbauten, besonders Vizinalwege, Canalisirung,*) Dampfschifffahrt, Eisenbahnen,**) öffentliche Bauten aller Art, wurden zum Theil angegriffen, zum Theil vollendet. Nur vergeudete er, gezwungen, einen Theil seiner Zeit, bei jeder Deputirtenwahl, im Kampfe mit den politischen, feindlichen Parteien; die Municipalität von Straßburg, mit oppositionellen Mitgliedern reichlich versehen, gab dem Präfekten auch viel zu schaffen; in Cultusangelegenheiten, fand er sich beständig im Widerspruch mit der katholischen Klerisei; was ihm, dem Protestanten, als Parteilichkeit für seine Religionsgenossen ausgelegt wurde. Der Hauptstreit entspann sich in den Jahren 1842—1845, wegen dem Gebrauch des Chors (dem sogenannten Simultaneum) in den getheilten Kirchen; peinliche Vorfälle ereigneten sich in mehreren Dorfgemeinden; es war schwer beiden Parteien gerecht zu werden, bis das Prinzip des Neubaus der Kirchen für jeden besonderen Cultus festgesetzt, und zum Theil schon durchgeführt wurde.

Ein schweres, sorgenvolles Jahr (1846—1847) durchlebte Herr Sers noch zuletzt im Elsaß; es war die drohende beinahe in Hungersnoth übergehende Theuerung; es war das nahe Ungewitter, das sich über dem Hause

*) Ein Theil des Rhein- und Rhonekanals, der Rhein- und Marnekanal.

**) Der Schienenweg von Straßburg nach Basel; die Decretirung und der Beginn der Ostbahn.

der d'Orleans zusammenzog, und mit unwiderstehlicher Elementarkraft hereinbrach. In dem allgemeinen Sturm, der auf den 24. Febrnar 1848 folgte, trat Herr Sers von der öffentlichen Schaubühne; er wich, den 26. Februar, vor der schnellgebildeten Nationalgarde und oor dem ausgesprochenen Willen eines Theiles der aufgeregten Bevölkerung, die sich an der Pariserbewegung betheiligte. Doch ging diese gewaltige Umwälzung ohne Blutvergießen, ohne Eingriff in das Besitzthum vorüber. Herr Sers blieb ungefährdet noch einen Monat lang in Straßburg, und siedelte dann auf seine Ländereien im südlichen Frankreich, wohin er schon früher elsässische Ackersleute berufen, und weitgreifende Verbesserungen eingeführt. Dort im Departement „du Gers" starb er in philosophischer Einsamkeit, im Geiste sich herübersehnend nach seiner zweiten Heimat, in das schöne Elsaß.

Die ganze Interimsperiode vom März bis in den September 1848 verlief in Straßburg und im Elsaß so ziemlich ohne heftige Zuckungen. Diesen relativ und ausnahmweise friedlichen Zustand verdankte unsere Provinz dem Bemühen der lokalen Behörden. Ein ehrenwerther Bürger, ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition, Herr Advokat Liechtenberger übte, an der Spitze der republikanischen Verwaltung, während den ersten Monaten, einen wohlthätigen Einfluß auf die Leidenschaften des Volkes; er beschwichtigte die Einen, versöhnte die Anderen mit der neuen Lage der Dinge, und als er Anfangs Mai's in die konstituirende Versammlung nach Paris abging, befolgte sein temporärer Nachfolger, Dr. Eissen, ungefähr dieselbe Richtung. Keine gewaltsamen Auftritte, wie deren in anderen Städten, in Lyon

z. B., sich ereigneten, störten hier die öffentliche Ruhe; die furchtbaren Junikämpfe in Paris endeten rasch, und Straßburg ward davon nur vorübergehend, in abgeschwächtem Grade berührt; die Mäßigung behielt die Oberhand; und als ein, vom Cabinet Cavaignac ernannter Präfekt, Herr Renauldon, am Anfang Octobers hier erschien, herrschte ein Waffenstillstand zwischen den feindlichen Parteien, nur von den revolutionären Zuckungen im großherzoglichen Nachbarstaate auf Augenblicke unterbrochen.

Herr Renauldon war mit den Volksbewegungen vertraut. Aus dem Dauphiné gebürtig, hatte er, unter der Restauration, sich an Verschwörungen betheiligt; hatte, nach der Julirevolution, die Präfektur des Oberrheins verwaltet, und war gegen Ende der Regierung Ludwig Philipp's in Ungnade verfallen, weil er, als Präfekt in Bourges, dem Entrinnen eines hohen politischen Gefangenen, Don Carlos, nicht zuvorkam. — Arbeitsam, unparteiisch, bieder im schönsten Sinne des Wortes, erwarb Herr Renauldon in kurzer Zeit viele Freunde in den damals obenanstehenden Behörden, Bürgern und Nationalgarden, glaubte sich aber verpflichtet, im Juni 1849, seine Entlassung bei dem Ministerium Odilon Barrot einzureichen. Er hatte zwar als die radikale Partei im Großherzogthum Baden die Leitung der Geschäfte an sich riß (April bis Juni 1849) seine Pflicht gegen die Umtriebe auf französischem Boden erfüllt; war aber nach der Ansicht des Präsidenten der Republik nicht energisch genug verfahren. Nun kam die Schilderhebung des 13. Mai's in Paris und veranlaßte eine Copie in Straßburg. — Die Mißbilligung seiner Obern zu ertragen,

fühlte sich Renauldon zu alt und zu welterfahren; er eilte, aufgebracht, in die Hauptstadt, und kündete seinem ehemaligen Freund und Bundesgenossen, Odilon Barrot den Dienst auf.

Hr. Chanal, ein ehemaliger Artillerie-Officier, der sich ebenfalls unter der Julireigerung in Verschwörungen eingelassen, ersetzte Herr Renauldon, und trat, ungewitzigt, in dieselben Fußtapfen. Nach der Februarrevolution hatte er die Epauletten bei Seite gelegt und war, als Commissar der republikanischen Regierung in das Departement der Oberalpen abgereist. Allein den Vorschriften Ledru Rollin's konnte dieser liebenswürdige Charakter nicht nachkommen; er wurde abberufen; hierauf von Cavaignac als Präfekt nach Nimes geschickt, und von dort nach Straßburg verpflanzt.

Hier erschöpfte sich seine Thätigkeit in den widerwärtigen, complicirten Anliegen der politischen Flüchtlinge. Deren Internirung, das heißt, ihre Versetzung in das innere Frankreich ward vom Ministerium des Innern befohlen. Diese Pflicht gegen Kranke und Unbemittelte auszuüben, fiel Herrn Chanal schwer; im Kampfe zwischen seiner officiellen Lage, und seiner Theilnahme für die Verbannten, wurde seine Stellung mehr und mehr schwankend. Beinahe ein Jahr hielt er sich aufrecht; aber der Boden unter seinen Füßen war unterhöhlt. Ein specieller Commissar und Aufseher war ihm in der Person Herrn Romieu's, im Laufe des Winters (1849 bis 1850) über den Hals gesandt; seine Tage waren gezählt; er wurde von Straßburg im Laufe des Mai's abberufen, etwas später (1851), in Bourg als Präfekt angestellt; nach dem Staatsstreich des 2. Decem-

ders zum zweitenmale seiner Stelle entsetzt, und trat am Ende in seine ehemalige militärische Laufbahn zurück. Herr Chanal besaß alle die glänzenden Eigenschaften des Galliers; sie wurden ihm, in seiner schwankenden Lage, zur unheilvollen Beigabe. Man glaubte nicht an seine Befähigung zum Civilfache, und doch hatte er sich mit Leichtigkeit seiner vielfachen Pflichten entledigt. An seine Stelle trat der Präfekt des Oberrheins, ein Elsässer, Herr Cesar West, in gleichem, noch jugendlichem Alter wie sein Vorgänger, doch schon länger in der administrativen Laufbahn, und fest entschlossen, die ministeriellen Befehle rücksichtslos gegen die politischen Flüchtlinge und unzufriedenen heimischen Schullehrer zu vollstrecken.

Zweimat hatte Herr West das Glück, den Präsidenten der Republik zu empfangen, (im Monat August 1850, und im Juni 1852) und sich in sein Gedächtniß einzuprägen. Die erste Durchreise hatte zu einer ungefügigen Demonstration der Artillerie der Nationalgarde Anstoß gegeben, ging aber im Grunde doch glücklich vorüber. Im Juni 1852 war die Stimmung im Volke umgeschlagen, und am Eisenbahnhof der Empfang des Prinz-Präsidenten beinah enthusiastisch; man errieth das nahe Kaiserreich. Dem jungen Präfekten erwies sich das Oberhaupt des Staates gnädig und gewogen; er hielt ihn aufrecht, als zwei Jahre später confessionelle Zerwürfnisse in Straßburg ausbrachen und die Entfernung des leidenschaftlichen, erregbaren Departementalchef's als ein Heilmittel erschien. — Herr West wurde im Monat April 1855 nach Toulouse versetzt; es war dies keineswegs eine Ungnade, er „permutirte“, wie der französische euphemistische Ausdruck solchen Act bezeichnet, mit

einem Collegen: Herr Migneret kam von Toulouse nach Straßburg.

Seine Verwaltungsperiode (April 1855 bis October 1865), ist wie die des Herrn Sers, eine zehnjährige, und zeichnet sich ebenfalls durch eine vielseitige Thätigkeit aus. Bei seiner Ankunft gelang es diesem Beamten, die aufgeregten Gemüther im Elsaß etwas zu beschwichtigen. Der Streitpunkt über die protestantischen Stiftungen reichte schon einige Decennien aufwärts, und kam blos in den letzten Jahren zu heftigerem Ausbruch. Kein Wunder! Die Erörterungen über politische Fragen waren verpönt; das Napoleonische Regierungssystem hielt jeden Aufschwung in höhere, allgemeine Gebiete nieder; so mußte dann hier im Elsaß eine confessionelle Frage herhalten, und den Stoff zu leidenschaftlichen Debatten liefern.

Herr Migneret hatte schon als Unterpräfekt vor 1848 in das Räderwerk der Regierung eingegriffen; war somit, mehr als andere geeignet, die Gegensätze zu versöhnen, die Ecken abzustumpfen, die Unebenheiten zu glätten. Doch in der zweiten Hälfte seines Hierseins erneuerten sich die Wahlkämpfe, es regte sich das politische Leben; und so ward auch sein Standpunkt verschoben, und mit jedem Jahre, mit jedem Monat schwieriger. In den Reihen der Imperialisten selber brach der Zwiespalt aus; die Regierungspartei spaltete sich und wühlte in ihren eigenen Eingeweiden; persönliche Rivalen stritten um die Parlamentssitze, und der Präfekt des Niederrheins, heruntergezogen in diesen widerwärtigen Strudel, von obenher gezwungen, sich rücksichtslos auf die eine Seite zu werfen, alle Minen spielen zu lassen, wenn es sich um

den Gewinn einiger Wahlkantone oder Gemeinden handelte, verlor an Popularität und Würde, was er an erkauften Stimmen gewann. Der Niederrhein zählte vor allen unter die Departemente, worin das unstatthafte, gefährliche der allgemeinen Stimmenwahl an den Tag kam.

Verlassen wir dies unerquickliche politische Getriebe, so finden wir Herrn Migneret auf anderen Gebieten nicht zwecklos beschäftigt. Er war der Begründer der Vizinaleisenbahnen. Diesem Unternehmen wurde zuerst ein schlechtes Prognostikon gestellt; man zweifelte sehr an der Rentabilität dieser Verbindungsschienen in zweiter oder dritter Linie; allein die pessimistische Voraussicht wurde Lügeu gestraft.

Oft hatte das Eingreifen des Präfekten in geringfügige Theile der Verwaltung etwas mandarinenartiges; nicht jede Verordnung war ausführbar; doch bethätigte er sich im Ganzen als tüchtiger Verwalter und die Aufstellung der Bildsöule Lezay-Marnesia's an einem Vorsprung des Präfekturgartens wurde füglich von ihm mit einer schwungvollen Rede eingeleitet. Hr. Migneret besaß eine französisch-rhetorische Bildung und kam den Ansprüchen der gelehrten Welt bereitwillig entgegen. Als junger Mann hatte er eine Municipalgeschichte seiner Vaterstadt Langres verfaßt, und brachte ein offenes Gemüth für die historische Erinnerung des Rhein-Departements mit; er begriff die Vorliebe der hiesigen Bevölkerung für die Annalen ihrer Stadt und ihrer Provinz; so wurde er der intelligente Gründer einer „Gesellschaft znr Erhaltung der geschichtlichen Monumente des Elsasses", die er den 5. December 1855 in's Leben rief. Später wagte er einen anderen Versuch mit der Stiftung „einer

literarischen Gesellschaft von Straßburg.“ — Hier war aber das Feld enger begrenzt, und konnte sich nicht, wie obige Schöpfung, des Zuspruchs des größeren Publikums erfreuen. Doch begünstigte er, so viel an ihm lag, die öffentlichen Vorträge (conférences), die zu Straßburg, wie in anderen Städten, in's Leben traten.

Den prachtvollen Aufschwung aber, den Deutschland auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und auf dem Felde der Einigungspolitik nahm, verstand er ebensowenig als seine Vorgänger in den Rhein-Departementen; die transrhenanischen und nördlichen barometrischen Veränderungen in der geistigen Athmosphäre blieben auch für ihn, den ausgezeichneten, wißbegierigen Mann, das verschlossene Buch der Apokalypse. Das gereicht ihm keineswegs zum Vorwurf; er war der treue Repräsentant seines Landes, seiner Nation; hätte er einen anderen Stempel getragen, nicht drei Monate wäre er im Amte geblieben.

Seine Versetzung in den Staatsrath, im Monat November 1865, kam unerwartet. Wenig Monate zuvor hatte er das kaiserliche Ehepaar empfangen; er schien gut angeschrieben; im Wahlkampfe war er im Grunde nie unterlegen; auf dem Lande hatte er der Freunde und Anhänger viele; die Beamtenwelt horchte auf sein Wort; nach Maßgabe der Umstände war er unparteiisch; zur Geselligkeit trug er das Seinige bei. Warum wurde er aus diesem angemessenen Wirkungskreise, mit dem er auf alle Seiten hin verwachsen, warum wurde er daraus entfernt?

Diesen Schleier zu lüften ist noch nicht an der Zeit. Das Nächstvergangene hat noch mit der Gegenwart all-

zuviel Berührungspunkte; unser Rückblick auf eine beinahe siebenzigjährige lokale Verwaltung schließt füglich ab mit dem allzunah gerückten Horizonte. Nicht daß eine unparteiische Würdigung und Ansicht der jüngstverflossenen Jahre unmöglich wäre; doch ist in diesem Augenblick Beschwichtigung und nicht Erregung die Pflicht eines Jeden, der es gut meint mit seiner elsässischen Heimat. So Gott will, werden ruhigere Zeiten kommen, und mit einer heiteren Atmosphäre eine ruhigere Einsicht in das Getriebe der menschlichen Leidenschaften, welches immer der Hauptgegenstand der individuellen, lokalen und allgemeinen Geschichte bildet.

Die Reihenfolge der Maires von Straßburg.

Gleich am Eingang der Bilderreihe der Straßburger Maire's oder modernen Bürgermeister erscheint ein Mann mit eigenthümlichen Zügen, ein Charakter und ein Talent zugleich; aber ein unglücklicher Charakter und ein incompletes Talent. Die Laufbahn des ersten Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich beginnt im glänzenden Sonnenscheine des Glücks und schließt im höchsten Grade tragisch. Für die höchsten Würden des Staates scheint dieser Urenkel des Ammeisters Dominikus Dietrich bestimmt; schon hat er die Hand ausgestreckt nach dem Portefeuille eines Ministers des In-

nern; da ereilt ihn das Schicksal und stürzt ihn von der schwindelnden Höhe in den Kerker und den unfreiwilligen Tod auf dem revolutionären Blutgerüste . . . Ich will indeß den Begebenheiten nicht weiter vorauseilen und bescheide mich, sein faktenreiches Jugendleben zuerst kursorisch zu erzählen.

Er stammte — das weiß jeder alsatische Geschichtsfreund — aus einer Familie, die im Anfange des 17. Jahrhunderts, den religiösen Verfolgungen zu entgehen, aus Lothringen nach Straßburg eingezogen war, und sich hier durch Familienverbindung und glückliche Handelsgeschäfte zu den ersten städtischen Würden emporschwang. Den ursprünglich gallischen Namen Didier hatte sie germanisirt.

Dominikus Dietrich spielte in den Jahren, die der Uebergabe von Straßburg an Ludwig XIV. vorausgingen, eine Hauptrolle im kleinen Freistaat und vermittelte, als der Widerstand gegen die Uebermacht des französischen Königs unmöglich schien, die günstigsten Bedingungen der Capitulation. — Straßburg fiel ohne Schwertstreich, ohne einen einzigen Kanonenschuß; aber der Sieger, unbekümmert um die gewährleistete Gewissensfreiheit, begann durch Louvois und untergeordnete Agenten seine Plackereien gegen den lutherischen, angesehenen unbeugsamen Würdenträger. Dominikus Dietrich wurde nach Gueret in's Centrum von Frankreich verwiesen, und kehrte erst nach Jahren, gebrochenen Herzens, todtkrank in seine Vaterstadt zurück. Seine Nachkommen blieben dem Glauben ihrer Väter treu, arbeiteten sich langsam, aber stetig fortschreitend, wieder empor. Deren einer, Johannes Dietrich, Besitzer der ausgedehnten Hütten-

werke des Jägerthals, erwarb die Herrschaften Reichshoffen und Steinthal, wurde zugleich in Frankreich und im deutschen Reiche geadelt. Der zweite seiner Söhne, Friedrich, aufstrebend, geistig hoch begabt, in beiden Sprachen gewandt, durch weite Reisen gebildet, in der mineralogischen Wissenschaft und der Bergwerkskunde wohl zu Hause, als Schriftsteller seine ausgedehnten Kenntnisse bethätigend, stand, als er kaum zum Mann herangereift, zu Paris schon in großem Ansehen. War er doch Mitbesitzer und Beförderer der metallurgischen Werkstätten des Jägerthals, bekleidete er doch als Secrétaire interprête des Suisses in der Hauptstadt einen diplomatischen Posten. Auf ihn, den Vielversprechenden, trug der Vater all' seine Zuneigung über und spornte den Ehrgeizigen noch zu größerer Thatkraft. Als die Revolution von 1789 ausbrach und Fritz von Dietrich sich zu den neuen reformatorischen Ideen bekannte, war er durch die Lage selbst bezeichnet uud als königlicher Kommissar nach Straßburg abgesandt, die Mißhelligkeiten beizulegen, die sich in der ehemaligen freien Reichsstadt zwischen dem alten Magistrat und der aufrührerischen Bürgerschaft erhoben. Er langte hier in den ersten Julitagen (1789) an; die Volksgunst und die Freundschaft vieler Notabilitäten hatten ihm zum Voraus die Bahn geebnet. Schon manchem seiner Mitbürger hatte er in Paris Gefälligkeiten und Dienste erwiesen. Als er, den 6. Juli, in Begleitung des Prinzen Max von Zweibrücken, Obristen des Regiments Alsace und des Vice-Intendanten, Herrn von Chaumont, vor dem Gesammt-Magistrat erschien, war die Aufnahme eine herzliche. — „Mein verehrtester Vater hat von jeher die Interessen meiner

Vaterstadt befördert; ihm verdanke ich diesen gütigen, unerwarteten Empfang. — Meinerseits soll jede Stunde des Tages dem öffentlichen Wohle gewidmet sein; doch werde ich die Rechte der Centralbehörde ebenfalls wahren . . . Ich werde meine Sendung nur dann erfüllt glauben, wenn ich das Wohlwollen des Magistrats und meiner Mitbürger errungen."

Fr. v. Dietrich ersetzte sogleich den kränkelnden Gerard, den königlichen Prätor, und suchte die steigende Fluth der Forderungen der Bürgerschaft und des Proletariats zu dämmen. Aber schon vor seiner Ankunft war das Vermittleramt ein schwieriges, wo nicht unmöglich; die Kunde von der Stürmung der Bastille verbreitete sich schnell und fiel wie eine Brandrakete auf entzündbare Stoffe. Die Plünderung des Straßburger Rathhauses (21. Juli 1789) durch einen ungezähmten, rohen Pöbelhaufen folgte dem Pariser Aufstand wie ein unabwendbares Naturereigniß.

An der provisorischen, aber regelmäßigen Verwaltung, die nach diesem verhängnißvollen Tag eingesetzt wurde, nahm Dietrich selbstverständlich eine einflußreiche Stellung. Sein Bestreben ging immer darauf hin, den beiderseitigen Ansprüchen, vermittelnd, gerecht zu werden: den älteren, patrizischen Geschlechtern Zugeständnisse abzunehmen, die emporstrebenden, plebejischen Bewerber, die arbeitenden Klassen in ihren Forderungen zu mäßigen, beide Parteien mit den unwiderruflichen Anordnungen der Constituante zu versöhnen. Im Anfang der Revolution war nämlich Straßburg keineswegs gesonnen, seine alten Munizipalprivilegien auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Die Stadt hoffte im Gegentheil auf

eine größere Unabhängigkeit, auf eine bevorzugte Stellung; es leuchtete unsern damaligen Vorfahren keineswegs ein, daß die Mauthlinie von den Vogesen nach dem Rheine zum Besten des französischen Vaterlandes vorgerückt werden sollte. Fr. v. Dietrich machte auf das unnütze eines einseitigen, lokalen Ankämpfens aufmerksam und bestimmte seine Mitbürger zur Nachgiebigkeit. Mit diplomatischer Gewandtheit hielt er die schmale Mittellinie inne, ohne sich die Gemüther zu entfremden. Als ein Dekret (des 15. Dezembers 1789) im ganzen Reiche die neue Munizipalverwaltungen in's Leben rief, und dadurch in jeder Gemeinde einen Maire mit ausgedehnten Befugnissen an die Spitze der Lokalität stellte, wurde Fr. v. Dietrich fast einstimmig von seinen Mitgliedern zu dieser Würde bezeichnet und im Laufe des folgenden Maimondes (1790) durch die Constituante bestätigt.

Wir stehen hier schon beinahe am Gipfelpunkt seiner Laufbahn. Es war für ihn wohl ein doppelt herrlicher Tag, als er auf dem Rathhause (dem jetzigen Palais) den Eid leistete: „Treu zu sein dem König, der Nation, dem Gesetze", und er einige Stunden später, vor dem Altar der protestantischen neuen Kirche dieselben Verpflichtungen feierlich einging. Der Tempel war bis in die letzten Räume angefüllt von den Glaubensgenossen des Bürgermeisters; eine athemlose, andächtige Stille herrschte in der ganzen Gemeinde, als der Maire die Hand erhob und die feierlichen Worte sprach:

„Brüder, Mitchristen, Mitbürger, den Eid, den ich heute vor dem Volke abgelegt habe, ich wiederhole ihn an dieser geheiligten Stätte. — Vertheidigen will ich die

Constitution und die Freiheit mit Gut und Blut, ich bin bereit mein Leben zu lassen für die Nation, für das Gesetz und den König! All' mein Streben soll darauf ausgehen, die Rechte der Bürgerschaft zu wahren; mein eigenes Glück soll abhängen von dem Glücke meiner Mitbürger."

Auf den Lippen des Maire's waren diese Worte keine leere Formel; er legte dafür Zeugniß ein mit Gut und Blut; er opferte dafür sein häusliches und zeitliches Glück.

Die erste Sitzung des Munizipalraths ward am 19. April gehalten. — In den ersten Honigmonden der Verwaltung Friedrichs v. Dietrich herrschte Einstimmigkeit in der Versammlung; allgemein war er geschätzt und geachtet. Von außen her, aus den Rheinlanden, aus der Schweiz kamen ihm vielfache Beweise der Zuneigung und der innigsten Theilnahme. Lafayette schrieb ihm einen herzlichen Brief; Ramond beglückwünschte ihn, aber gab ihm den wohlgemeinten Rath, mit der Milde die Festigkeit zu paaren. In demselben Sinne schrieb ihm Herr von Flachslanden aus Paris.

Der Maire von Straßburg vereinigte damals in seiner Hand beinahe all' die Befugnisse der späteren Präfekten; seine Autorität ging weit hinaus über das Weichbild der Stadt; diplomatische, militärische, finanzielle, juristische Angelegenheiten wurden an ihn befördert, bei ihm berathen. Entfalten konnte er, mußte er ein organisatorisches Talent; sein Einfluß, sein Ansehen war groß, aber noch größer seine Verantwortlichkeit; und nur allzubald sollte er den Umschlag der Volksgunst erfahren!

Ein schöner Tag war für ihn der 13. Juni 1790. Das Föderationsfest unserer östlichen Departements wurde auf der Metzgerau, im Süden der Stadt gefeiert; es war von vier Seiten her das Zuströmen einer großen Masse aus Lothringen, der Freigrafschaft, der Schweiz, des überrheinischen und des pfälzischen Deutschlands; die kürzlich errichtete Nationalgarde paradirte neben der königlichen Garnison in ihrer nagelneuen Uniform und schloß Brüderschaft mit den nachbarlich herbeigeeilten Legionärs. — Dem Bürgermeister von Straßburg war die erste Rolle vorbehalten; sein Angesicht strahlte vor Freude, als er auf dem ländlichen Rasenaltar, mit weithintönender Stimme die Eidesformel der Berufstreue wiederholte. Allein es lauschten schon im Verborgenen der Neid und die Mißgunst; schon deutete ein Fehltritt auf naheliegende Gefahren. Etwas unbesonnen ließ er sich in den neu gestifteten Constitutionsclub aufnehmen; dies führte bald für ihn zu einem gefährlichen Umschlag. Auch ließen sich treue Freundesstimmen vernehmen: „Er setze sein eigenes Vermögen auf's Spiel.“ Aber diese Warnungsstimmen verhallten in dem Taumel und Gewirre der täglichen Geschäfte. Stand er doch aufrecht als thätiger Schiedsrichter in den innern Zwistigkeiten der Städte des Unterelsasses, übte er doch auf die Constitutionsfreunde im Club einen großen Einfluß, warf er sich doch, sein eigenes Leben in die Schanze schlagend, zwischen Offiziere und Soldaten bei einer Empörung der letztern (August 1790); organisirte er doch die Verwaltung der Distrikte, griff er doch, er der Protestant, mit kräftiger Hand in die klerikale Verwaltung. Aber auch hier beging er einen unverbesserlichen Fehler. Die renitenten katholischen Geistlichen

zur Eidleistung auf die Constitution zu zwingen, lag außer dem Bereich und der Macht der Civilbehörde! Indem Dietrich die Wahl eines constitutionellen Bischofs von Straßburg (Brendel) befürwortete und im katholischen Seminar fremde deutsche Geistliche, wovon einer (Eulogius Schneider) von zweideutigem Ruf, anrieth und einführte (1791), erschütterte er sein eigenes Ansehen und grub selbst die bodenlose Grube, die ihn verschlingen sollte. Der nach Straßburg entsandte Ausschuß der Constituante mußte einschreiten zwischen dem Maire und dem gereizten katholischen Pöbel, um den erstern vor persönlichen Insulten zu schützen.

Glücklicher war er unstreitig in den Vertheidigungsanstalten, die er längs dem Rheine während dem Sommer 1791 traf. Die französischen Emigranten sammelten sich damals schon auf dem rechten Ufer und bereiteten sich bei Markolsheim und Rheinau zu einem Uebergang auf französisches Gebiet. Diesem Plane kam Dietrich zuvor durch Bildung eines Corps von Freiwilligen und durch Mobilisirung der jüngeren Nationalgarde. Ihn unterstützte bei den getroffenen Vorkehrungen sein Schwager Ochs, der Kanzler der Stadt Basel; bei diesem thätigen und intelligenten Manne fand F. v. Dietrich in jener verhängnißvollen Epoche Rath und Hülfe.

Zum letzten Mal schien dem Straßburger Maire ein Hoffnungsstrahl, als er am 25. September 1791 das Constitutionsfest feierte und auf der Terrasse des Rathhauses die Findelkinder und einen Theil der ärmeren Bevölkerung Straßburg's bewirthete. — An demselben Tage übergab eine Damen-Deputation dem Maire eine eigens für ihn geprägte Denkmünze, die er aber mit

wehmüthigem Lächeln auf das Exemplar der neuen Constitution niederlegte.

Noch einmal, im November desselben Jahres (1791), wurde seine Wahl durch eine imposante Mehrheit seiner Mitbürger bestätigt. Aber zu selbiger Zeit trat Eulogius Schneider im Seminar seine Stelle als Professor der geistlichen Beredtsamkeit an; dieser Günstling des Maire sollte bald sich gegen seinen Beschützer wenden; er war, ohne Metapher, die Schlange, die der unglückliche Dietrich an seinem Busen nährte. — Im Club spalteten sich zum ersten Male die Mitglieder; es stifteten die exaltirten Patrioten eine Jakobinergesellschaft. Von diesem Augenblick an wurde Dietrich beargwohnt, verläumdet, verfehmt, so sehr er sich bemühen mochte, im großen Fahrwasser der öffentlichen Meinung zu bleiben. Von Paris empfing er immer noch Beweise des Zutrauens von hochstehenden Freunden; der Kriegsminister, Herr v. Narbonne, ließ den Bemühungen des Straßburger Maires für die Sicherheit der Grenze volle Gerechtigkeit widerfahren; doch Narbonne selber sollte nicht mehr lange auf seinem Posten bleiben und in der Legislatur erhielten nach und nach die anarchischen Elemente die Oberhand.

Wenig Tage nach der Kriegserklärung gegen Oesterreich (April 1792) und dem nicht erkünstelten Enthusiasmus, der sich dabei in der Bevölkerung Straßburg's kundgab, wurde im Salon des Maires die von einem jungen Offizier, Rouget de l'Isle, komponirte Marseillaise zum ersten Male gesungen und mit begeistertem Applaus aufgenommen. Von diesem bescheidenen Kreise ausgehend, machte die furchtbare Kriegshymne den Umlauf durch Frankreich und die Hälfte Europa's. — Die

Controverse über die Entstehung der Worte und Composition der Musik ist durch unwidersprechliche Beweisgründe entschieden. In der zweiten Hälfte des Aprilmonds 1792 ertönte zum ersten Male der ~~ehrende~~ Aufruf und erschreckte wohl späterhin durch seine stürmische Verbreitung und Anwendung den Dichter und Componisten selber.

Auch dem Maire wurde es keineswegs zu gute gehalten, daß in seiner Wohnung zuerst die Revolutionshymne als Signal zum Krieg gegen das monarchische Europa wie eine Feuerglocke ertönte. Die Jakobiner Lavaux, Simond, E. Schneider verleumdeten im Elsaß und in Paris den offenherzigen Dietrich; vergebens vertheidigten ihn Freunde und unparteiische Deputirte; vom 20. Juni an war Straßburg's Maire zum Voraus dem Ostrazismus verfallen. Gegen die Anarchie in der Hauptstadt protestirte er, thatkräftig einschreitend, und bewog den Munizipalrath zu gleicher Erklärung (7. Aug. 1792). Noch am 13. August, also drei Tage nach dem Sturze des Königs, schloß Dietrich die Clubs in seiner Vaterstadt. Ein unverzeihliches, politisches Verbrechen in jener bewegten Sturmperiode! Von jetzt an überstürzen sich die Begebenheiten in Straßburg wie in Paris.

Am 19. August beschließt das republikanische Direktorium der Hauptstadt die Auflösung des Straßburger Munizipalrathes und schickt einige Delegirte in's Elsaß zur Vollstreckung seiner diktatorischen Befehle. Dietrich wird vor die Schranken der gesetzgebenden Versammlung geladen; er resignirt, unter dem unzweideutigen Beileid des besseren Theils ver Bevölkerung, sein mühebeladenes Amt, das er während dreißig Monaten (vom 18. März

1790 bis zum 22. August 1792) unter mannigfacher Prüfung und Gefahr treu verwaltet und verläßt als politisch Beschuldigter seine Vaterstadt. Nach fruchtlosem Ankämpfen gegen die Anarchie, tritt er, statt Eichenlaub eine Dornenkrone in den halbgebleichten Locken, seine verhängnißvolle Reise an.

Nach dem Abschied von Straßburg, wendet er sich aber nicht direkt der Hauptstadt zu; er gönnte sich zuvorderst einige Rasttage in seinem Schlosse zu Reichshoffen und im Jägerthal. Es war eine Galgenfrist! — Mit den Belegen zu seiner Vertheidigung versehen begab er sich am Anfang Septembers über Bitsch auf den Weg nach der revolutionären Capitale. Da begegnete ihm, halbwegs Metz, ein ergebener Freund, der ihm die Hiobspost über die Septembermetzeleien in der Abbaye und den andern Pariser Gefängnissen überbringt. Auf seinem ersten Vorsatze zu beharren, das, fühlt er, wäre Wahnsinn; er greift zu einem fast ebenso verzweifelten Ausweg. Mit seiner treuen Gattin, mit Louise von Dietrich, flüchtet er, unter Lebensgefahr über die deutsche Grenze, schleicht auf Seitenwegen, durch die Pfalz, nach Frankfurt und von dort wieder rheinaufwärts durch Hessen-Darmstadt und die badischen Lande auf neutrales Gebiet nach Basel. wo er, aufgerieben durch die Seelenkämpfe der letzten Monate, durch Entbehrung, durch schlaflose Nächte, erschöpft in die Arme seines Schwagers sinkt. Vorderhand ist er geborgen; aufathmen kann er wieder, einige Tage, einige Wochen; aber den treuen Freund und Verwandten will er nicht hereinziehen in Verantwortung und Verunglimpfung; er zieht sich vorerst in das einsame, stille Winterthur zurück, und gibt dem Gesandten der franzö-

sischen Republik die Erklärung ab: „Er sei bereit, sich in Paris vor der Convention zu vertheidigen, sobald die öffentlichen Zustände sich geklärt und die Herrschaft des Gesetzes über die Frevel der Septembermorde gesichert sei.“

Mit den ersten Novembertagen hatte sich der ehemalige Maire wieder nach Basel begeben und von dort an den Commandanten von Bourglibre (St.-Louis) an der französischen Grenze geschrieben: „Er möge ihm Ort und Stunde bestimmen und ihn mit einem Offizier nach Paris befördern.“ — Eine einfache, aber doch großmüthige Erwägung trieb den Verbannten zu diesem gewagten Schritte. Blieb er länger auswärts, so traf das gegen die Emigranten erlassene Gesetz nicht nur ihn selbst; die Confiskation seines Vermögens, das schon in Beschlag genommen war, fiel auf seinen unglücklichen Vater, auf Gattin und Kinder zurück; die Seinen im Elend, beargwohnt, geächtet zu wissen, das ging über seine Kräfte. Freiwillig, offenen Auges, stürzte er sich in den Rachen des Löwen; denn seine Hoffnung auf strikte Gerechtigkeit mochte nach der Erfahrung der letzten Jahre auf ein Geringes herabgesunken sein.

Den 4. November 1792 überschritt er die Grenze. Sein Loos war in den Sternen geschrieben. Von diesem Augenblicke an verlor er auf immer die freie Verfügung über seine Person; nicht der parteilosen Gerechtigkeit verfiel er, sondern der blinden Parteiwuth und dem Beile des Henkers.

Kaum angelangt in Paris, wollte er sich vor die Schranken der „Convention nationale“ stellen; abgeschlagen wurde ihm seine Bitte. Des Verrathes am Vaterlande und des Auflehnens gegen die Centralgewalt an=

geklagt, sollte er sich vor dem Gerichte in Straßburg verantworten. Dorthin wurde er im Dezember 1792 gebracht.

Hier aber hatte sich, seit dem verflossenen Augustmonat die politische Scene verwandelt. Die wahre öffentliche Meinung hatte sich bei den neuen Munizipalwahlen im Spätjahr Bahn gebrochen. Gegen die abscheulichen Septembermetzeleien pro'estirte der bessere noch nicht geknebelte Theil der Bürgerschaft. Die Mäßigung, die Rechtlichkeit hatten einen, leider nur temporären, Sieg errungen.

Nach einer vorübergehenden Verwaltung von Lauchaux ward Herr v. Türckheim, F. v. Dietrichs Freund, zum Maire erwählt. Als nun sein unglücklicher Vorgänger im Gasthof zum Geist, mit beigegebener Wache abgestiegen, bis ihm ein Gemach im Arresthaus bereitet, erfolgten Auftritte, unerwartet für die Machthaber in Paris, schmeichelhaft, berauschend für den Betheiligten, schändlich Angeklagten; aber um so gefährlicher für den Austrag seines Criminalprozesses. — Freunde, Bekannte, vielleicht auch verkappte Gegner beeilten sich, dem tapferen Ehrenmanne ihre Hochachtung, ihre Theilnahme zu bezeigen; die Findelkinder wollten ihren väterlichen Beschützer begrüßen; Frauen und Jungfrauen schmückten mit Blumen das für ihn bestimmte Gefängniß; sie schickten ihm täglich die für ihn bereiteten Speisen, nicht mit Unrecht eine Vergiftung vom Parteihasse befürchtend. Aber gerade diese unvorsichtigen Aeußerungen besiegelten zum Voraus F. v. Dietrich's Schicksal. — Daß ihn kein Gericht in Straßburg verurtheilen würde, sah man höhern Orts voraus; man verwies deßhalb die Anklage an die Ge-

richte von Besançon. Es wurde dadurch den neuesten Verfügungen Hohn gesprochen, denn es gestattete das Gesetz dem Angeklagten das Recht, vor seinem natürlichen Richter oder vor dem Tribunale eines der nächstgelegenen Departemente zu erscheinen. In Besançon herrschte damals ein Lokaltyrann, ein fürstlich=hessischer Bastard, als Gouverneur; er war, seit den vorjährigen Auftritten in Straßburg, Dietrich's persönlicher Feind. Vor den Assisen von Besançon hoffte er, den Armen zu vernichten. Dorthin wurde F. v. Dietrich in engeres Gewahrsam gebracht, nachdem er in Straßburg wiederholt seine Freunde und Verwandte zur Ruhe und Unterwerfung ermahnt.

Ich habe mich am Eingang dieser Skizzen zu einer Reihenfolge der Maire's von Straßburg und nicht zu einer ausgedehnten Biographie jedes einzelnen verpflichtet. F. v. Dietrich's Leben ist mehrfach erzählt worden.*) Ich darf somit nur erwähnen, daß der Gefangene in seiner Haft, von seiner ihm freiwillig folgenden Gattin unterstützt und getröstet, eine meisterhafte unwiderlegbare Vertheidigungsrede ausarbeitete und im Monat März vor den Schranken des Criminalgerichts erschien, nach kurzer Berathung freigesprochen, aber nichtsdestoweniger als Emigrant festgehalten wurde. In dieser nunmehr trostlosen Lage erfuhr er nach und nach das über seinen ebenfalls incarzerirten Vater hereingebrochene Unheil, die Verdächtigung seiner Freunde und Parteigänger, das

*) S. Engelhard, Geschichte der Revolution im Elsaß; sie bildet einen Theil des V. und VI. Bandes der vaterländischen Geschichte des Elsasses von Strobel. — Oeuvres choisies de Louis Spach. Vol. 1, p. 187—323.

unsichere Loos seines vor wenigen Jahren geborenen jüngsten Kindes, die Gefahren seiner beiden älteren Söhne, die für das undankbare Vaterland in den Reihen seiner Vertheidiger kämpften. Sein Herz war zerrissen; die Aufregung der ersten Monate hatte sich gelegt und war einer unwillkürlichen Niedergeschlagenheit gewichen; er ahnte das kommende, unwiderrufliche Geschick; die sonnenhellen Tage des Glanzes büßte er, buchstäblich, ab in dem unheimlichen Dämmerlichte des Kerkers. Doch seine Gattin stand ihm noch zur Seite; da traten eines Morgens, den 31. August 1793, die Gerichtsdiener in das Gefängniß; Dietrich wurde in das Vorzimmer abberufen, in einen Wagen genöthigt und mittlerweile seine Papiere und Effekten versiegelt. Louise von Dietrich ahnte den Vorfall; sie fiel wie vom Schlage gerührt zu Boden; kein Abschied war gestattet; der Wagen entführte ihren Gatten nach Paris.

Als Dietrich in den ersten Septembertagen die Schwelle der Mördergrube, Abbaye geheißen, überschritt, konnte er mit den Worten des Dichters der Bürgschaft sprechen: „Ich bin . . . zu sterben bereit." — Seinen letzten Willen hatte er schon, den 7. Februar, im Arresthause zu Besançon niedergeschrieben; diese tragischen Blätter legen für die Heldenseele Fr. v. Dietrich's ein beredtes Zeugniß ab. Der Mann, der Dulder, der am Vorabend seines unverschuldeten Todes so denken, so fühlen konnte, war, obgleich er der Tröstungen des Christenglaubens entbehrte, eines besseren Looses würdig und durfte sich — hätte er auf Erden noch weitere Ansprüche gehegt — getrost an die Seite der Märtyrer stellen, die zu einem edlen Zwecke sich geopfert.

Mit seiner Gattin blieb Dietrich während den vier letzten Monaten seines geprüften Lebens in stetem Briefwechsel. Es war mir vergönnt, mehrere dieser Abschiedsbriefe zu durchgehen; eine unwillkürliche Rührung ergriff mich wiederholt bei so großem, unendlichem Schmerz, bei dieser fast zum Wahnsinn gesteigerten Liebe und Verehrung seiner Lebensgefährtin. Kein von den größten Dichtern geschildertes Seelenleiden reicht an den Ausdruck dieses reellen, fürchterlichen Duldens. Halberstickte Seufzer brechen sich unwillkürlich Bahn und von unsichtbaren Händen gegeißelt, kann der Gefangene, so sehr er dazu gewillt ist, die Striemen seiner wunden Brust nicht verbergen. — In der ehemals gepflegten Musik sucht der Unselige einigen Trost; aber die melodischen Töne rufen ihm nur die Vergangenheit wach.

Für seine Rettung blieb nur die einzige Aussicht: mit hundert andern eingekerkerten Leidensgefährten der Vergessenheit anheimzufallen. Diese vielleicht schüchtern gehegte Hoffnung wurde ihm versagt. — Eulogius Schneider, von St. Just und Lebas in Straßburg gestürzt, kam in der zweiten Hälfte Dezembers in dieselbe Abbaye, wo Dietrich schmachtete, in Verwahrsam. Mit der verschärften Anklage Dietrich's hoffte der wüste Mönch bei Robespierre sich selber zu retten. Es gelang ihm nur, das Ende des Maire's von Straßburg zu beschleunigen. Fr. v. Dietrich bestieg das Schaffot den 29. Dezember 1793; den Tod begrüßte er nach langem Seelenleiden als einen Retter und sandte seine letzten Grüße mit einer Haarlocke an die verzweifelnde Gattin. „Ich habe diese Locke“, so schrieb sie auf die Rückseite des Abschiedsbriefes, „so lange auf meinem Herzen getragen, bis

die Auflösung diesem letzten Andenken des Verewigten drohte."

Ich kehre auf das Rathhaus von Straßburg zurück. Die Tage der provisorischen Verwaltung v. Türkheim's waren bald zu Ende. In den Augen der Partei Danton's und Robespierre's war ein gemäßigter Republikaner nicht weniger als ein verkappter Monarchist. Der Stern der Girondisten war nahe am Untergang. Die Delegirten der Convention, Couturier und Denzel, ersetzten den aristokratischen Türkheim durch den fanatischen Demokraten Monet, „ein hergelaufener Savoyarde," nach der Ansicht der Straßburger von altem Schrot und Korn. Keineswegs schläfrig wie das Maulthier seiner Heimath, aber unwissend und einseitig, leidenschaftlich, keck, hatte der fremde Eindringling die Gunst von St. Just und Lebas erschlichen und sich auf den Präsidentenstuhl des Municipalraths geschwungen. Aber auch seine Stunde sollte schlagen; mit der thermidorischen Reaction fiel er zu Boden, und in totale Vergessenheit. Dem Schaffot entging er vermuthlich durch seine Nullität; er stand Niemand im Wege, und verlor sich als untergeordneter Beamter im Kriegsministerium. Unter der Restauration besuchte ihn der junge Geschichtsschreiber Thiers, als er Notizen zu seinem Erstlingswerke über die französische Revolution aus Journalen und bei noch lebenden Zeugen sammelte.

Monet wurde auf der Mairie von Straßburg ersetzt durch André (1794), hierauf durch Mathieu, Keppler, Desmichel (1795). Von diesen Namen ist mir nur Mathieu bekannt. Dieser Ehrenmann, ein älterer Bruder des kaiserlichen Armee-Intendanten Mathieu de Faviers,

war am Eingang der Revolution Syndikus der Commune gewesen, dann eingekerkert mit seiner Gattin. — Mit der Napoleonischen Periode kam er als kaiserlicher Rath an den Appelhof in Colmar. Er starb in hohem Alter (1841), nachdem er als anonymer Schriftsteller durch gemeinnützige Vorschläge sich bethätigt. Eine seiner Flugschriften befürwortete die Einführung der egyptischen Brutöfen und erregte durch die Originalität des Vorschlags einiges Aufsehen. Mathieu war mit Metzger, dem Repräsentanten des Oberrheins, welcher Mülhausen inkorporirte, eng befreundet und hinterließ, wo nicht als vorübergehender Maire von Straßburg, so doch als tüchtiger Jurist im Elsaß einen geschätzten Namen.

Mit der Direktorialregierung (1795) trat in den Departementen an die Stelle des Maire's eine Munizipalverwaltung mit einem Präsidenten. Eine schnell auf einander folgende Namenreihe fällt in diesem Zeitraum von fünf Jahren. Der letzte dieser Präsidenten, Grandmougin, ein Lothringer aus Luneville, stiftete unter dem ersten Kaiserreich hier in Straßburg ein französisches Pensionat mit legitimistischen Tendenzen. Einige Söhne adeliger Familien und militärischer Würdenträger fanden sich mit Bürgerlichen und ausnahmsweise Protestanten unter demselben Dache. Ich erwähne diesen Umstand, denn er läßt einen Seitenblick werfen auf die sonderbaren Mischlingsverhältnisse des damaligen Straßburgs. Grandmougin begnügte sich unter der Restauration mit einer besoldeten Adjunktenstelle in der Mairie.

Mit der Consularregierung (Dezember 1799) treten wieder die eigentlichen Maire's hervor. Die Reihe eröffnet Livio (1799—1800), der Besitzer des ehemali-

gen Klinglin'schen Schlosses in Illkirch, Direktor der Münze. Ihm folgte ein einheimischer, der Jurist Herrmann (1800—1806), der seine Musestunden zu Forschungen über alsatische Geschichte benützte,*) und späterhin als Dekan der juristischen Fakultät seine Laufbahn schloß. Der Ehrenstelle als Maire wurde er nach einer Durchreise des Kaisers enthoben; auf eine ungestüme Frage des Herrschers hatte er unbefriedigend geantwortet; in den Augen des scharfblickenden und streng beurtheilenden Despoten ein unverzeihlicher Fehler.

Ihm folgte Herr Wangen von Geroldseck, aus alter elsässischer Familie (1806—1810); es war diesem Herrn ebenfalls die Ehre beschieden, den Kaiser und die Kaiserin Josephine (1809), und zehn Monate später die jugendliche kaiserliche Braut, Marie Louise (März 1810), zu bewillkommnen, — Die Munizipalverwaltung hatte lange schon den Ueberlieferungen der Reichsstadt entsagt. Da sie nur ein Ausfluß und abgeschwächter Ausdruck der Centralgewalt war, beschränkte sie sich auf die höchst unschuldige Berathung vorgelegter Verschönerungspläne, auf Straßen- und Brückenbauten, Versorgungsanstalten und persönliche Desiderien. Keine Spur von innerer Vertheidigung und Opposition, oder gar von Auflehnung gegen die Departementalbehörde. Adlig oder bürgerlich war der Maire „der treue Diener seines Herrn".

Brackenhoffer, der vom September 1810 bis September 1815 im Amte blieb, hatte im Jahr 1797 schon

*) Notices historiques, statistiques et littéraires sur la ville de Strasbourg par Jean-Frédéric Herrmann. 2 vol. Strasbourg, 1817, in-8.

die Stelle eines Munizipalpräsidenten versehen. Er stammte aus alter protestantisch=patrizischer Familie und hatte, vor 1790, im Rathe der XIIIer gesessen. In späterer Zeit, unter der Restauration, als Deputirter des Nieder=rheins fühlte er sich geschmeichelt, wenn Freunde und Bekannte ihm diese reichsstädtische Würde in's Gedächtniß riefen. Die gefährlichen bewegten Jahre von 1813—15 durchsteuerte er nicht ohne Geschick, mußte aber von 1815 ab seinen Edilitätssitz an einen katholischen Mit=bürger, Herrn v. Kentzinger, abtreten. Wie einer seiner Vorgänger, beschäftigte sich Kentzinger ebenfalls mit Lokalgeschichte*) und hatte somit das Verdienst jüngere Kräfte zu ähnlichen Forschungen anzuregen. Auch wurde dieses engbegrenzte Feld der historischen Wissenschaft nach seinem Beispiel mannigfach gepflegt.

Die Zahl der alsatischen Geschichtsfreunde heißt Legio: meist sind ihre Bestrebungen etwas weitschweifig und aus zweiter Hand geschöpft; doch bezeugt dieser Eifer eine rührende Pietät für die Schicksale der heimischen Provinz.

Als Maire von Straßburg hinterließ Herr von Kentzinger bei Glaubensgenossen und Nichtkatholiken einen gleich guten Ruf. Er war unparteiisch, zuvorkommend. Das genügte. Seine Verwaltung fiel noch in eine Periode, worin sich die confessionellen Gegensätze weniger feindlich gegenüber standen. — Unter unseren Augen gestalteten

---

*) Strasbourg et l'Alsace, ou Choses mémorables des vieux temps, par le chevalier de Kentzinger, maire de Strasbourg. Strasbourg, 1824, 1 vol. in-8. — Documents historiques, tirés des archives de Strasbourg, 2 vol. 1828.

sich seit einem Vierteljahrhundert die Verhältnisse ganz anders und drängten selbst friedliche Charaktere und Gemüther auf Abwege.

Herr von Kentzinger hatte keinen kaiserlichen Gebieter zu empfangen, wie vordem Herrmann und Brackenhoffer; doch war ihm beschieden, Karl den X. und Herr von Martignac hier zu sehen, in der schönen, kurzen Periode, die friedliche, parlamentarische Zeiten in Aussicht stellte (1828). Auf einem glänzenden Ball im neuausgestatteten Theater geleitete Herr v. Kentzinger den alten chevaleresken König durch die Reihen der blühenden Damenwelt und rief die Aufmerksamkeit des Kenners auf die schönsten Gestalten, oder beiläufig, belehrend, auf die merkwürdigsten, lokalhistorischen Namen. Herrn von Kentzinger's Entsagung nach der Julirevolution, wurde als eine nicht zu umgehende aber schmerzhaft empfundene politische Nothwendigkeit angesehen.

Im September 1830 trat Herr Friedrich von Türkheim ins Amt. — Seiner neuen Pflicht obzuliegen, entsagte er seinem Mandat als Deputirter des Departements. Der Tag seiner Ankunft in Straßburg war vielleicht der Glanzpunkt seines Lebens. Freunde und Bekannte strömten seinem Wagen entgegen, als er durch das Weißthurmthor einfuhr; aus den Fenstern der besetzten Häuser begrüßten ihn freundliche Gesichter; im Directorium, dessen Präsidentenstelle sein Vater versah, sank er freudetrunken in des Greisen Arme.

Herr von Türkheim war ein Sohn der von Göthe als Lili gefeierten Fräulein v. Schönemann aus Frankfurt. Einen Theil, den bessern, seiner Entwicklung, verdankte er der mütterlichen Pflege und deutscher Wissen=

schaft. Auf der Universität von Erlangen hatte er vorläufig studirt, aber von seinem Vater zum Nachfolger seines Bankhauses bestimmt und diesem Wunsche sich fügend, ward er in Amsterdam zu seinem künftigen Berufe gebildet. Auch mit Landwirthschaft gab er sich frühzeitig und leidenschaftlich ab, und kam durch diese Tendenz mit dem Präfekten Lezay-Marnesia in nähere Berührung. Fr. v. Türkheim war ein vielseitig gebildeter Mann, wohlwollend, dienstfertig; als Deputirter auf der Seite der gemäßigten Opposition, mit Humann gegen die gefährlichen Rückschritte der Regierung ankämpfend; mithin bei der Thronbesteigung Ludwig-Philipp's zum Voraus bezeichnet in das neue Räderwerk der Regierung thätig einzugreifen. Von seiner Verwaltung in Straßburg hoffte man viel, hoffte man alles.

Nun ging es ihm, dem aufrichtigen Volksfreunde, wie vielen politischen Notabilitäten seinesgleichen, wenn sie nach langem Streben an das erwünschte Ziel gelangen; die Realität legt dem philantropischen Wollen einen Hemmschuh unter. In Straßburg war die Lage des neuen Maire's keineswegs eine bequeme. Im Munizipalrath und in der Bevölkerung zeigten sich unverhohlen republikanische Tendenzen. Es galt, solche zu bekämpfen und dennoch manchen lieberalen Forderungen gerecht zu werden; für einen friedseligen Charakter ein schwer zu lösendes Problem. Der Gährungsprozeß in den untern Schichten trat immer mehr zu Tage. In den ersten Zeiten der JulIregierung war, am Rheine wenigstens, der Handel gelähmt. Als der Bürgerkönig mit seinen ältesten Söhnen im Sommer 1831 nach Straßburg kam, durfte der Maire von Straßburg auf fehlgeschla-

gene Hoffnungen anspielen und taktlose Führer der Nationalgarde accentuirten noch mehr die Wünsche oder die republikanischen Ansichten ihrer Kommilitonen.

Ludwig Philipp zeigte sich bei solchen Gelegenheiten als trefflicher Schauspieler; doch mochte er dem Bürgermeister und dem Präfecten, die solchen Scenen nicht vorzubeugen gewußt, insgeheim etwas gram bleiben.

Fr. v. Türkheim erfüllte seine Pflichten ängstlich gewissenhaft, behielt sich aber ein persönliches Urtheil vor. So brachte er das Gesetz des 28. Juni 1833, welches die Volksschulen einer neuen Organisation unterwarf, nur unfreiwillig und mit Vorbehalt in Anwendung. Hier in Straßburg nämlich standen besonders die protestantischen Pfarreischulen auf ganz respektablem Fuße und der Unterricht der hiesigen Volksklassen ließ wenig zu wünschen übrig. Kein Wunder, wenn sich der Maire nicht beeilte, Maßregeln zu ergreifen, welche in die Beaufsichtigung der Schulen ganz neue weltliche Elemente einführten. Das gereichte ihm beim französischen Ministerium und sogar in seiner Vaterstadt zum Vorwurf. Unbedingt günstig aufgenommen wurde dagegen die Stiftung einer industriellen Schule, und einer Zufluchtsstätte (maison de refuge) für arbeitslose Bettler; — hiezu fand er im Munizipalrath und bei der Bürgerschaft willige Hülfeleistung.

Erholung suchte der leider schon alternde und in der Dienstpflicht sich aufreibende Verwalter auf seinem selbstgeschaffenen Landsitze. Zwei Meilen südlich von Straßburg hatte Herr v. Türkheim, in unfruchtbarer Rheinwaldung einen herrlichen Park angelegt; dichte Baumgruppen zeichneten, in der weiten Ebene emporstrebend,

ihre dunkeln Massen gegen den Horizont; ein einfaches Herrenhaus, ein Meyerhof mit Scheune und Stallung, erschienen vor den Augen des Besuchers erst, nachdem er abwechselnd Bosquette, Alleen, Wiesengründe durchwandert. Die leider jetzt ausgeholzte Thumenau zählte unter die schönsten, landschaftlichen Schöpfungen des Elsasses.

Im Herbste 1835 resignirte Herr von Türkheim seine Edilitätsstelle; er war seinem verstorbenen Vater als Präsident des protestantischen Direktoriums gefolgt, und fühlte seine Kräfte nicht mehr der öffentlichen Doppellast und seinen Privatgeschäften gewachsen. Die nachfolgenden fünfzehn Jahre seines leider sehr getrübten Lebens gehören nicht mehr in den Bereich dieser Skizze. — Zweimal suchte der einfache, liebenswürdige aber schwergebeugte Greis eine Zuflucht im südlichen Frankreich; im December 1850 schloß er seine Tage im Direktorium. Auch in dieses Asyl hatte ihn das Geschick verfolgt. Im Schooße der protestantischen Kirche war seit Jahren ein Zwiespalt ausgebrochen, es verlangten viele Mitglieder ausgedehntere Befugnisse für die Laien; die Angriffe gegen das Direktorium waren oft gehässiger Art und mußten Türkheims letzte Tage verbittern. Die glücklichen Jugendjahre büßte er, dem neidischen Schicksal seinen Tribut bezahlend, durch ein gedrücktes Alter.

In der Mairie von Straßburg war ihm ein ehemaliger Notar, Herr Lacombe (1835—1837) im Amte gefolgt. Er gehörte zu der katholischen Fraktion der Bevölkerung. Aber der Haupteinfluß unter seiner Verwaltung ging schon von einem jüngern Mitglied des Munizipalrathes aus. Friedrich Schützenberger, einer der Adjunkte des Maire's, hatte die öffentlichen Arbeiten

übernommen. Er war der älteste Sohn eines populären Bierbrauers, und repräsentirte von Grund aus das ächte bürgerliche Element. Seine Bildung war auf französische und deutsche Seite hin berechnet; aber in früheren Jahren blieb noch der deutsche Einfluß überwiegend. Eine Zeitlang hatte Schützenberger zwischen Jurisprudenz und Theologie geschwankt und sich einmal auf dem Felde der deutschen dramatischen Literatur versucht. Von gerechtfertigtem Ehrgeize getrieben, hatte er der germanischen Muse entschlossen Valet gesagt und vor den französischen Gerichtshöfen als Advokat eine Stellung erkämpft. Daneben gab er sich, wie Türkheim, mit Landwirthschaft ab; in seinen Mußestunden vertiefte er sich gern in das Studium der deutschen Philosophie.

Der Kern seines Wesens blieb ächt germanisch und auch in der Form konnte er nie seinen Ursprung ganz verleugnen.

Im Frühjahr 1837 folgte er Herrn Lacombe als Maire. Seine Ernennung war ein feiner Griff des damaligen Präfekten. Schützenberger behauptete unter den Mitgliedern der gemäßigten republikanischen Opposition eine Hauptstelle; indem er die königliche Delegation annahm, wandte er, vielleicht unbewußt, seinen ausschließlichen Doktrinen den Rücken. Er hatte überdies nicht umsonst dte Geschichte Frankreichs studirt und sah wohl ein, wie unausführbar sein jugendliches Glaubensbekenntniß war. Ich will damit kein schiefes Licht auf die Tendenz und den Charakter eines Mannes werfen, der Schönes und Ersprießliches in seiner Eigenschaft als Maire leistete, die Ideale seiner Jugendzeit noch in treuem

Herzen zu bewahren wußte und auch theilweise praktisch ausführte.

Anderthalb Stunden südwestlich von Straßburg, bei dem Dorfe Ostwald, besaß die Stadt ausgedehnte wüste Baumstrecken und unfruchtbare Ackergründe. Seinem Grundsatze treu, die Ansprüche der Proletarier, sofern sie berechtigt, zu befriedigen, faßte Schützenberger im vierten Jahre seiner Verwaltung den Plan, diese Steppen zu befruchten, diese verkrüppelte Waldung auszureuten und dort im eigentlichen Sinn eine Ackerbaukolonie zu gründen. Und es blieb nicht bei dem Plane; rasch wurde in den Jahren 1840—41 zur Ausführung geschritten. Einfache Gebäulichkeiten, zum künftigen Wohnorte der herrenlosen Arbeiter bestimmt, erhoben sich mit Stallung und Scheunen; der unfruchtbare, ungesunde Boden wurde entwässert, urbar gemacht; unter guter Aufsicht ging die Installirung der Kolonisten vor, die zum Theil aus der von Türkheim gegründeten »maison de refuge« herstammten. Leichter als zu erwarten stand, wurde die Disziplin in dieser zusammengewürfelten Menschenrasse durchgeführt. Der Ertrag des Garten- und Ackerbau's und der Meierei fanden auf dem Markte von Straßburg leichten Absatz. Nur darf ich einen kapitalen Umstand nicht verhehlen; der Reingewinn war nicht ganz den Auslagen des ganzen Unternehmens entsprechend, und es gab dies den Pessimisten oder den Gegnern des Maire's eine erwünschte Gelegenheit, seine Schöpfung zu bemäckeln. Ueber dieser Kritik wurde die ächt philantropische Seite des ganzen Unternehmens verschleiert und bei Seite gelassen: das Straßburger Pflaster von bettelhaften Kumpanen gesäubert zu haben, war doch keine

Kleinigkeit. Dem Vorwurf eines verfehlten pekuniären Unternehmens zu entgehen, kam der Maire im Jahr 1847 auf einen untrüglichen Ausweg; er schlug dem damaligen Präfekten einen Kontrakt vor; die kleinen im Zuchthause eingeschlossenen Sträflinge sollten zum Theil, nach dem Vorbilde von Mettray nnd Petitbourg nach Ostwald verpflanzt und dem Departement eine Kopfsteuer für den Unterhalt eines jeden einzelnen geleistet werden. Auch dieser Plan wurde ins Werk gesetzt; mit dem 1. Juni 1847 kamen vorerst zwanzig Sträflinge in die Kolonie und diese Zahl wurde nach und nach auf das Zehnfache vermehrt. Der Stadtkasse erwuchs daraus eine nicht zu verachtende Einnahme und unter freiem Himmel waren die jungen Sträflinge auf jeden Fall besser aufgehoben, in gesunderem Zustande, als hinter Schloß und Riegel. Wenige entzogen sich der Aufsicht durch die Flucht und es wurden auch in dieser Hinsicht die pessimistischen Ansichten Lügen gestraft. — Die Kolonie Ostwald verbreitete Schützenbergers Name in Frankreich und den naheliegenden deutschen Bezirken.

Dies blieb nicht die einzige Seite seiner Wirksamkeit. Schützenberger liebte den Gartenbau; er war in diesem Fache mehr als Dilettant. Hätte er in England gelebt, oder wäre ihm ein großes Vermögen zur Verfügung gestanden, er hätte Bedeutendes geleistet. Was in seinen Kräften stand, führte er aus; die schattigen Anlagen der Orangerie verdankten ihm das Dasein; er verschönerte die jetzt leider gelichtete Umgebung des Contade, und die jetzt verwüsteten Gottesäcker; mit eigenen Mitteln gab er dem jetzt in andere Hände übergegangenen Waldhof in der Ruprechtsau eine pittoreske Gestaltung; an Loth-

ringens Grenze versuchte er sich in der Ausreutung von Waldgründen .... er glaubte, dem Wahne seiner Zeitgenossen entgegentretend, daß Kapitalien, auf Verbesserung von Grund und Boden verwendet, mehr als Staatspapiere in die Wagschale fallen, worin Bürgerpflicht abgewogen wird. Gaben ihm hierin die Zeitereignisse nicht vollkommen Recht? .... Auch auf die Bauten seiner Vaterstadt war sein Sinnen unablässig gewendet; nur ließen sich hier, auf beschränktem Raume, und mit beschränkten Mitteln keine großen, in die Augen fallenden Schöpfungen ins Werk setzen; er bequemte sich eben zu einer bescheidenen Rolle.

Mit der Präfekturbehörde kam er in offenen Conflikt. Seine Wege waren nicht immer die, welche die Centralverwaltung einzuschlagen wünschte. Der republikanische Oppositionsmann erging sich manchmal in alten Geleisen und Gelüsten. — Als der Finanzminister Humann eine Revision der Immobilien vornehmen ließ (1841), in der Absicht, die direkten Steuern einträglicher zu machen, wurde der Straßburger Maire unwirsch und stellte sich ganz auf die Seite des unzufriedenen Stadtraths. — Während der Theuerung von 1846—47 rannte er ebenfalls der Regierungsbehörde gegen den Kopf, indem er, mit einem Ausschuß von angesehenen Bürgern, große Kornzufuhren aus Odessa vermittelte, und die herbeigeschafften Früchte zum Abschlag der lokalen Taxe auf den Markt werfen ließ.

Es steckte bestimmt etwas von altem deutschem Reichsbürger in ihm, und sein dreijähriger Aufenthalt in Paris als Deputirter des Niederrheins (1842—45) brachte in seinen Charakter und seinen Ansichten keine sichtbare

Veränderung. Erschrocken sah er in den gähnenden Abgrund der französischen Finanzen und sprach sich darüber freisinnig und unverhohlen aus. Guizot, Salvandy, Lamartine schätzten ihn; auf der Tribüne erschien er selten, aber als Sachkundiger, wenn er sprach, und hätte, bei längerer Ausdauer, eine vorzügliche Stelle unter den Geschäftsmännern eingenommen. Seine Privatumstände zwangen ihn zum Rücktritt (1845); er war, so einfach er sich einrichtete, den unsinnigen Anforderungen eines Aufenthalts in der Hauptstadt nicht gewachsen.

Seit dem Jahre 1838 war Schützenberger, von Salvandy, dem Minister des öffentlichen Unterrichts, zum Professor des administrativen Rechts an der Akademie von Straßburg ernannt. Seine Wirksamkeit war somit eine dreifache, wohl seine Kräfte zuletzt übersteigend. Theoretischen Studien glaubte er mit Recht als öffentlicher Lehrer obliegen zu müssen; aber auch schriftstellerischer Thätigkeit wendete er sich zu, und förderte im Jahre 1850 das Resultat eines vieljährigen Denkens über die sozialen Verhältnisse der modernen Welt in einem zweibändigen Werke zu Tage.*) Das Werk ist gut gegliedert und enthält praktische Vorschläge; nur war es, für ein französisches Publikum, in allzu reizlosem Gewande vorgeführt, blieb somit in der bewegten Zeit unbeachtet. Einzelne, ermunternde Briefe von gleichgesinnten Freunden boten keinen Ersatz für die vom Verfasser gehegten Hoffnungen. In der Voraussicht eines schwer zu erringenden schriftstellerischen Erfolgs hatte Schreiber dieser Zeilen dem Maire von Straßburg den wohlgemeinten

*) Les lois de l'État social.

Rath ertheilt, den Pflichten seines Doppelamtes unwandelbar obzuliegen und seine Mahnung schüchtern in das Gewand folgender versifizirten Epistel gehüllt:

An Schützenberger,
Maire von Straßburg.

Du siedelst Dich im Reiche der Gedanken,
Ein müder Pilger, an! O höre meinen Rath!
Die Zeit will mehr — sie will die That.
So lang die Schicksalsloose schwanken,
Verlaß' mir nicht des Kampfgerüstes Planken,
Bevor der Schnee des Alters Dir genaht:
So lang des Lebens Pulse pochen,
Laß Dich vom Hamletsgeist nicht unterjochen,
Dem Schwindel trotze auf der Felsen Grat.

Der Mann gehört dem Leben, der Minute,
Dem Mahnungswort, das jede Stunde bringt;
Es gleicht die That der jungen, trächt'gen Stute,
Die Füllen wirft und weiter springt.
Beim Lampenschein, auf Polstern, ruht bequem,
Mit blendend-bleicher Stirne das System,
Und saugt dem Mann, der es umschlungen,
Das letzte Wort des Räthsels losgerungen,
Es sauget ihm das Herzblut ab,
Entwindet ihm den knot'gen Wanderstab,
Und lullt ihn ein, mit Schmeichelzungen,
Vom Dank der Nachwelt über'm Grab!

Die Nachwelt! markverzehrender Gedanke!
Wir träumten Dich in früher Jugendzeit,
Als unser Geist sich regte, ohne Schranke,

Das Herz im Busen schlug, noch unentweiht.
Die Nachwelt! nun verflüchtigt wie im Nebel
Ein wesenloses Dunstgebild! . . .
Wer sucht bei ihr zum Handeln einen Hebel,
Wer gegen Drang und Noth bei ihr den Schild?
Die Nachwelt! — wird sie willig wohl erblinden,
Durchstöbernd, was die Vorwelt emsig schrieb?
Wird sie im Zeitenstrom die Titel finden,
Die tausendfacher Wellenschlag zerrieb?

Die Zeit erfüllt sich bald, wo beutetoll der Russe,*)
Den schweres Gold, nicht der Gedanke reizt,
Mit unsrer Bücherlast die Oefen heizt;
Die Zeit ist nah! — gleich schwerem Regengusse
Mit Hagelschlag vermischt, wird sich das Steppenpack
Herunterwälzen auf die langgepflegten Saaten.
Entgeht Dir nicht die Lust, so nimm den schweren Spaten
Im Feld des Denkens — auf! es erntet der Kosack. —

Nein! handle! während Dir die Lebenssonne leuchtet;
Das schönste Werk bleibt oft gestillte Noth.
Wenn Dankgefühl des Armen Auge feuchtet,
Das ist ein Silberthau, der kündet Morgenroth,
Verjüngtes Leben nach dem Greisentod.

Du kennst den Landstrich wohl, der ausgereutet
Nicht fern von Straßburg's Mauern liegt.
Wenn auf dem Schienenweg die Abschiedsglocke läutet,
Die Höllenpfeife gellt, der Dampfer schnaubt und fliegt;

---

*) Geschrieben im Jahre 1846.

Da schweift der Blick auf immergrünen Wiesen,
Die Blume blüht und duft'ge Kräuter sprießen
Empor aus frischbezwungenem Sand;
Das Kornfeld wogt, wo dürres Strauchwerk stand;
Im Sonnenlichte prangt die schmucke Schweizerhütte;
Zur Arbeit drängt sich der Gesellen Schaar,
Die ohnlängst noch, entfremdet jeder Sitte,
Mit trotz'gem Blick und unverschämter Bitte,
In Lumpen halb verhüllt, der Straßen Abschaum war.

Du kennst den Geist, der beides rasch vollendet,
Der eine Friedensflur und frohe Menschen schuf.
Verstehe meinen Wink, und horch auf meinen Ruf:
In Ostwald liegt der Pfad, der sich zur Nachwelt wendet.

Der Maire drückte dem Schreiber herzlich die Hand und.... beharrte auf der Herausgabe seines „Systems".

In den ersten Jahren seiner Verwaltung hatte er ein anderes wissenschaftliches Unternehmen befürwortet. Auf seinen Antrag bewilligte der Munizipalrath eine beträchtliche Summe zur Herausgabe der Straßburger Chrouisten. Es blieb bei dem ersten, mit allzugroßem typographischem Luxus ausgestatteten Quartbande, welcher die Chronik von Klosener-Königshoffen, Maternus Berler, Ellenhart, Sebastian Brant, enthielt und mit einer vom Maire geschriebenen Einleitung über die Verfassungsgeschichte Straßburgs versehen war.*)

Die Februar-Revolution schob den ehemaligen Republikaner in das Privatleben zurück. Der Tod über-

*) Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg 1843.

raschte ihn im Januar 1859, an der Eintrittsstufe in das höhere Alter.**) Die Zurücksetzung, die er von der Republik und dem Kaiserreich erfuhr, hatte ihn frühe zum Greisen gemacht. Er hinterläßt einen geachteten Namen im Kreise seiner Mitbürger; war er doch der treueste Ausdruck und Vertreter der hiesigen Mittelklasse.

Die Interimsjahre der zweiten französischen Republik wurden auf dem Straßburger Rathhause durch Interimsmaire's ausgefüllt; während den ersten auf die Februar-Revolution folgenden Monaten von einem protestantischen Handelsmann, Herrn Lauth, der alsbald in die National-Versammlung gewählt wurde; hierauf von Herrn Kratz, (1848—1851, einem ehemaligen Notar, dessen nicht zu unterschätzendes Verdienst um die Handhabung der öffentlichen Ruhe in der bewegten Zeit mit der Popularität, die er genoß, in engem Zusammenhang stand. — Vom Frühjahr 1851 bis in das Spätjahr 1852 bildete ebenfalls ein ehemaliger Notar, Herr Chatelain, den Uebergang zu einer längeren administrativen, von Herrn Coulaux ausgefüllten Periode (1852—1864). Dieser letztere, ein ehemaliger Zögling der polytechnischen Schule, und Mitbesitzer der Waffenfabrik des Klingenthals, erhielt, bei oder vor seinem Eintritt in's Amt, den Auftrag, gemeinschaftlich mit dem Präfekten, die Revendikation der protestantischen Stiftungsgüter zu betreiben. Dieser innere konfessionelle Zwist führte sehr unerquickliche Scenen mit sich, die indessen, nach kurzer Zeit (1855) durch die Entfernung des Präfekten beigelegt wurden und einer versöhnlichen Stimmung wichen.

**) Fr. Schützenberger war im Jahre 1799 geboren.

Herr Coulaux, intelligent und thätig, vereinigte wie Schützenberger, mit seinem Munizipalamte die Ehrenstelle eines Deputirten. Der kaiserlichen Regierung war er ergeben, mißfiel aber in höheren Kreisen, als die Spaltung der imperialistischen Partei fühlbar wurde und ein freisinniger Hauch durch die politische Atmosphäre zog. Herr Coulaux wurde durch einen vom Präfekten erwirkten Machtspruch bei Seite geschoben und durch den Sohn des verstorbenen Finanzministers Humann ersetzt. — Als reicher Kapitalist hatte der abtretende Maire die Einführung der Vizinaleisenbahnen im Niederrhein betrieben und der undankbaren Verwaltung hiebei recht sehr unter die Arme gegriffen. Es wäre vermessen und lächerlich zu behaupten: solche Lokalconflikte hätten auf das Loos des innern Frankreichs irgend einen Einfluß ausgeübt; aber sie mögen doch gelten als Symptome der Auflösung des Cäsarismus. Schreiber dieser Zeilen erlaubte sich, einem hochstehenden Beamten diesen Umstand zu betonen, wurde aber barsch zurecht gewiesen, denn es spielten die kaiserlichen Emissäre mit offenen Augen die Rolle des Vogelstrauß.

Herr Theodor Humann, der letzte kaiserliche Maire von Straßburg (1864—1870) hatte unter Ludwig Philipp die Stelle eines General-Einnehmers im Niederrhein versehen und in den letzten Jahren der Juliregierung, als Deputirter desselben Departements dem Sturze der constitutionellen Monarchie beigewohnt. In der welthistorischen Sitzung des 24. Februar 1848 blieb er bis zum letzten Augenblick in der Nähe der todesmuthigen Regentin und bewahrte der ausgestoßenen Königsfamilie lange ein treues Andenken. Diese Erinnerung betonte

er, als er Mitte Septembers 1870 sein Amt auf der Mairie niederlegte, nachdem er wenig Tage zuvor (Sonntags den 11. September) die Schweizerdelegirten bei ihrem Einzuge in die belagerte Stadt bewillkommt und den Biedermännern den tiefgefühlten Dank der beängstigten Bevölkerung ausgedrückt. Auf die in der Nähe sich Befindenden machte diese Scene einen tiefen ergreifenden Eindruck. Die Umstände waren darnach! — In den Sitzungen des Munizipalraths, die während der ersten Septemberwoche in einem mit Granaten heimgesuchten Saale der Mairie gehalten wurden, hatte der Maire schon seine Geistesgegenwart bethätigt.

Ueber die letzten Jahre der Munizipalverwaltung und die jetzige Führung der Geschäfte durch den ehrenwerthen mit Recht populären Dr. Küß, enthalten wir uns jeder Bemerkung; in die öffentliche Tagesgeschichte einzugreifen steht uns durchaus nicht zu. Die tragischen Incidenzen der Belagerung und Beschießung Straßburgs haben bereits ihre Annalisten gefunden; auch die militärische Seite dieser merkwürdigen Lokalgeschichte sind vorläufig schon besprochen und beschrieben; noch mehr als ein leidenschaftlicher Eindruck wird dem oder jenem deutschen und französischen Schriftsteller die Hand führen, bei Schilderung des Erlebten und Erlittenen; für eine ruhige, objektive Abspiegelung dieser Angst- und Brandwochen ist die Zeit fürwahr noch nicht da. Wer dürfte, ohne einer gehässigen Anklage sich auszusetzen, kaltblütig und unparteiisch, hier in diese Arena der Oeffentlichkeit heruntertreten? Wer dürfte es wagen, die ungetrübte Wahrheit auszusprechen?

* * *

Obige Zeilen waren seit Kurzem niedergeschrieben, als die Trauerkunde von dem schnellen Hinscheiden des Hrn. Dr. Küß in Straßburg sich verbreitete. — Mehr als einem seiner Freunde kam die Nachricht keineswegs unerwartet; mit dem langwierigen, muthig bekämpften Leiden des Verblichenen wohl vertraut, hatte man nicht ohne Beklemmung seine Annahme der Deputirtenstelle in der Nationalversammlung vernommen, nicht ohne Beängstigung seiner Abreise nach Bordeaux beigewohnt. Der beschleunigte Tod des treuen, intelligenten Stadt-Verwalters, bestätigte leider diese Ahnungen. Wenn die öffentliche Trauer, wenn die Betheiligung der ganzen Bürgerschaft, in Straßburg und im Elsasse am Endpunkte einer ehrenvollen Laufbahn sich ausgesprochen, wie am Grabe von Hrn. Küß geschehen, so durften sich die näheren Verwandten, und die fernestehenden Mitbürger am Gedanken aufrichten, daß hier dem Verdienste seine Kronen zu Theil wurden, daß hier ausnahmsweise Freunde und frühere politische Gegner sich über dem Sarge des letzten französischen Maire von Straßburg brüderlich die Hand reichten.

Eine Bilderreihe alsatischer deutscher Dichter.

I. Allgemeines.

Mehr als je ist es zeitgemäß, zurückzukommen auf die deutsche Dichtung im Elsaß. Sonderbare Erscheinung! Seit fünfzig Jahren nahm der Gebrauch des Deutschen als Geschäfts- und Umgangssprache in den beiden rheinischen Departementen zusehends ab, und dennoch bestand eine Sängerschaar, die unbekümmert um den Beifall der Menge, um Lob oder Unterstützung der Centralbehörden, gleichgültig gegen akademische Pariserpalmen, den Gebrauch der Muttersprache für den Erguß der innigsten Gefühle, für den Ausdruck der schwungvollsten Gedanken treu festhielt. Und nun findet sich, daß ihre dunkle Ahnung sie keineswegs betrogen; in der Mitte oder am Ende ihrer Laufbahn begegnet ihnen ein eigenes, seltsames Geschick: Die Töne, die sie der einsamen, scheuen, verschwiegenen Muse vertraut, oder in zerstreuten, von wenigen Lesern aufgehobenen Blättern wie verlorene Brieftauben in die Welt geschickt, diese selben Töne umschwirren jetzt ihr Ohr im thätigen Verkehr auf Straßen und Märkten, in den Häusern und in den Hütten. Verkörpert steht vor und neben ihnen der ehemalige ideelle Schatz einer literarischen Sprache; das Gold der Rede-

und Dichtkunst kömmt nun in kleiner Silbermünze in ihre Hand, und staunend, ob der plötzlichen, unberechenbaren Metamorphose fragt sich der Sänger, wie der prosaische Erdensohn, ob er wache oder sich in einem Traum befangen finde!

Wir greifen hier nicht an die politische Seite dieser gewaltsamen Umwälzung. Auf diesem Lavaboden bekämpfen sich jetzt noch unvermittelte Gegensätze und Widersprüche. Wir wollen blos retrospektive Gerechtigkeit ausüben, einigen Musensöhnen gegenüber, die in dunkelm Drange, uneigennützig und unangefochten von dem spöttisch-verächtlichen Mitleid des keltischen Colonisten „den Gehalt im Busen", und „die Form im Geist" sich nicht rauben ließen: die nicht einstimmten in den Chor der Modewelt, der eitlen Duodezwelt, der Anbeterin des goldenen Kalbes und der aufgeblähten Krinoline. Unsre Mission ist eine Mission des Friedens; wir betreten die Rotunde des vestagleichen Musentempels und nicht die ehernen Stufen und den riesenhaften Portikus, hinter welchem der Gott des Krieges thront.

Von jeher, seit dem Ursprunge der deutschen Sprache, war Elsaß, war ganz Allemanien die Heimath des Gesanges und der Dichtkunst . . . Der Benediktinermönch von Weißenburg, Otfrit, eröffnete diesen Reigen; ein Chor von Minnesängern erschallte in der Periode der schwäbischen Kaiser; der räthselhafte bürgerliche Gottfrit von Straßburg erzählte in seinem verführerischen Epos die sündige Liebe Tristans und Isoldens; Richard Löwenherz schleuderte von der Bergfeste, an Alsas Grenze, seine misantropischen Verse gegen seinen fürstlichen Feind und seine vergeßlichen Freunde; in

Straßburg gedeiht der Meistersang wie in Nürnberg; von hier aus läßt Sebastian Brant sein übervolles Narrenschiff vom Stapel; Murner grinst ihm neidisch nach; Fischart, der deutsche Rabelais, besingt die vogelschnelle Fahrt des „Glückhaften Schiffes" auf dem Rheinstrom; Moscherosch geißelt die Gebrechen des lasterhaften, im dreißigjährigen Krieg verwilderten Volkes; durch den Mund des Simplicissimus bringt Grimmelshausen die traurigen, schreckhaften Erfahrungen derselben Epoche in einer tragikomischen, romanhaften Selbstbiographie zum Bewußtsein der Mit- und der Nachwelt. Im 18. Jahrhundert schreibt hier der halbwahnsinnige Lenz seine dramatischen und lyrischen Fragmente, und im fernen Rußland tritt der Elsässer Nicolaï nicht talentlos in Wielands Fußstapfen. Der früherblindete Pfeffel bewahrt in seiner langen Nacht die Jugendfrische der Erinnerung, und legt in unzähligen Apologen, Fabeln und Erzählungen die Früchte seines Denkens, die Empfindungen seiner schönen Seele nieder. Lamey besingt als Jüngling den ersten vielversprechenden Aufschwung der Revolution, und in spätern Jahren die romanhaften Großthaten unserer Ahnen. Ehrenfried Stöber, der Vater zweier jüngerer Sänger, dichtet in Straßburger Mundart, einfache Lieder, die in der Bürgerwelt von Mund zu Munde gehen; und Arnold adelt denselben Dialekt durch seine weltbekannte dramatische Schöpfung.

Nicht alle hab' ich sie aufgezählt in dieser kurzen Uebersicht, und ebensowenig kann ich in den folgenden Blättern alle vorführen, die sich auf alsatischem Boden der Gabe des Gesangs erfreut. Ohnlängst hat in einer vielgelesenen Zeitschrift ein strenger Kritiker dem jetzigen

alsatischen Sängergeschlecht das höhere Talent der Dichtkunst abgesprochen. Darüber beginne ich keinen Streit; seine Behauptung ist nicht unrichtig, wenn man unsre bescheidenen Sänger mit den Dichtergrößen Deutschlands in Parallele setzt. Aber unbillig wäre es jedenfalls, sollten die Ansprüche nicht berücksichtigt werden, die im Elsaß an jeden Gebildeten durch den Gebrauch zweier Sprachen gestellt sind. Eine unvermeidliche Zersplitterung der geistigen Kräfte war davon die Folge; denn der alsatisch-deutsche Sänger konnte sich den Verpflichtungen des täglichen Lebens nicht entziehen, und mußte bald versuchsweise, bald mit ganzem Willen Gutes zu leisten, sich des gallischen Idioms bedienen. Etwas Nachsicht dürfte somit wohl dem deutschen Aristarchen an das Herz zu legen sein. Eine Berufung an die Zukunft ist hier am Platze. Mit diesem Vorbehalt führen wir denn, ohne strenge, chronologische oder systematische Gattungsordnung einzuhalten, einige zeitgenössische Dichter vor.

II. F. Otte.

Da zeigt sich uns dann, wohl einer der ersten unter den lyrischen Dichtern: Friedrich Otte, im gewöhnlichen Alltagsleben Zetter geheißen. Mit seinem Bändchen gesammelter Gedichte „Aus dem Elsaß", hat er gewiß den Zirkel seiner früheren Freunde bedeutend ausgedehnt. Otte ist selbständig; er hat sich keiner Schule ganz anheimgegeben; doch schließt er sich unverkennbar an Uhland Schwab und Kerner an. Die Form, d. h. den Rythmus und den Reim beherrscht er

wie wenige: ein ungesuchter musikalischer Wohllaut liegt in jeder Strophe verborgen, und erklingt bei mündlichem Vortrag, wie eine gesprochene Melodie. Den alltäglichen, unvermeidlichen Reim füllt er mit neuem, unerwartetem Stoff aus und der selten oder vor ihm nicht gebrauchte prägt sich schnell in's Ohr und in's Gedächtniß. In dreifacher Abtheilung erscheint der Inhalt des Bändchens: Von den „gemischten Gedichten“ ist die Mehrzahl echt lyrisch; dann folgen die „Alsatischen Denksteine“ in einer Reihe von gediegenen Sonetten; die „epischen Gedichte“ reproduziren in Balladen- und Romanzenform legendenartige Sagen aus dem Oberelsaß und der Schweiz.

Ich habe eine besondere Vorliebe für die zweite Klasse, für die lakonisch gefaßten, oft epigrammatisch zugespitzten Sonette. Es sind Votivtafeln in der alsatischen Walhalla zur Erinnerung an hingeschiedene historische, literarische, dichterische Celebritäten. Aus allen Jahrhunderten und aus allen Ständen hat sie der patriotische Schreiber (scrivaere) entlehnt. Er beginnt mit Otfrit, endet mit Arnold, und zwischen beiden begrüßen uns Namen von Minnesängern, von Bischöfen, von Dynasten, von Chronisten, von Satyrikern, von Predigern und Geistlichen. Eine weibliche Büste, mit den Zügen Friederikens von Sessenheim, zeigt sich anmuthstrahlend und siegesgewiß neben diesen ernsten Vertretern der Wissenschaft, der Kunst, der Poesie und der Beredsamkeit. Wie könnte ich mich enthalten, das ganze leidenschaftliche Sonett zu wiederholen:

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind! laß mich's in Dir begrüßen,

Ob auch der Haß, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und Dein Lieben noch verhöhne!

Horch! sind das nicht des Kirchlein's Glockentöne?
Die Laube rauscht und sieh'! Dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Erröthend neigst Du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in Deinem Reiche.
Genügsam thront er noch in Deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätren Zeiten eine Welt umfaßte.

Ja! so steht sie herrlich gezeichnet, die liebliche, wie sie uns in der Selbstbiographie des großen Dichters und in mehreren eigens für sie verfaßten Liedern entgegentritt, oder, richtiger gesagt, wie sie uns entgegenschwebt. Wem ist sie nicht gegenwärtig, die Beschreibung, die Göthe uns von dem sechzehnjährigen, liebreizenden Mädchen gibt:

..... „In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch . . . und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weißes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettesteu Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine weiße Taffetschürze; so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin . . . Schwebend leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe

schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, uud das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen.“ (17, p. 391.)

Welcher Götheverehrer hat sie nicht vielfach wiederholt, die bezaubernden Verse der Nachtreise;

Es schlug mein Herz! geschwind zu Pferde! . . .

Wer folgte nicht dem Hufschlag seines Renners auf der Rheinstraße über die Wanzenau und Drusenheim!

. . . Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht!

Und die Wonne des Willkomms! der Schmerz des schnellen gezwungenen Abschieds!

Ich ging, du stand'st und sah'st zur Erden,
Und sah'st mir nach mit naßem Blick;
Und doch! Welch' Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter! welch' ein Glück!

Sonderbares Schicksal dieses elsässischen, bürgerlichen Landmädchens! Jetzt noch, jetzt, nach gerade hundert Jahren, kettet Friederike, entzündet sie die Herzen, wie die verführerische Marie Stuart in ihrem Leben und in der Geschichte. Friederike von Sessenheim begeistert die Neuzeit zu lyrischen und dramatischen Gedichten und wird fortleben, so weit und so lang die deutsche Sprache ertönt.

Ein transvogesischer Kritiker hat auch diese liebliche Gestalt, wie weiland Voltaire die Jungfrau von Or-

leans, in den Staub heruntergezogen. Wie schwer und wie oft hat sich nicht schon die fränkische Frivolität an der Frauenwelt versündigt, bis sie zuletzt in Dumas-Romane und in Offenbachgeklimper ausartete!

Um Otte gerecht zu werden, müßten wir jedes einzelne dieser kernigen Sonette bezeichnen. Wie trefflich schildert er nicht Vater Oberlin, den eigentlichen Gründer der Steinthalsgemeinde:

Wohl mogten manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen;
Wo aber kam dir Einer gleich an Liebe?!

Und Abbé Grandidier, den eruditen bischöflichen Archivar, den französischen Chronisten.

Vom Forschergeist, vom mächtigen, durchdrungen,
Stiegst du hinab in der Geschichte Tiefen,
Und zogst an's Licht, aus modernden Archiven,
Den Hort, den eine finstre Zeit verschlungen.

Ich hebe absichtlich diese Zeilen aus dem ganzen Sonettenkomplexe heraus, weil sie einem französischen Schriftsteller gelten, und Otte vielleicht unbewußt hier seine Unparteilichkeit bekundet; denn wenig Seiten zuvor, als er den nach Rußland verpflanzten Nicolaï in's Gedächtniß der Leser zurückruft, lobt er den Entfremdeten, daß er der deutschen Muttersprache treu blieb:

„Der Sprache, die an deiner Wieg' erklungen,
Du bist ihr nicht, wie manche, untreu worden.
Wie einst am Rhein, hast Du im fernen Norden,
In Rußlands Eis Dein deutsches Lied gesungen."

Die lyrischen Ergüsse in den „Vermischten Gedichten" sind alle rein und frisch, wie der Bergquell im Tannenwald. In allen offenbart sich ein kerngesunder Sinn,

eine treue Anhänglichkeit an das Vaterhaus, an das engere alsatische Vaterland, an Freunde und Gönner. Hin und wieder vernehmen wir einen elegischen Anklang, einen Ausfall gegen das jetzt lebende verwöhnte Geschlecht; aber alles in allem herrscht ein gewisses Jubiliren vor. Manchmal wäre man versucht, diesen alsatischen Sänger einer schmetternden Frühlingslerche zu vergleichen.

Hoch auf dem Berg an grüner Halde,
Da steht das kleine Försterhaus,
Und schaut aus seinem dunkeln Walde
Weit in die klare Luft hinaus.

Von seiner Schwelle, hocherhoben,
Send' ich dir jubelnd meinen Gruß,
Mein Elsaß, das ich ewig loben,
Land, das ich ewig lieben muß.

Mein Auge kann nicht satt sich schauen,
An deiner Wälder Strahl und Glanz,
Am gold'nen Segen deiner Auen
Und deiner Dörfer schmuckem Kranz.

Keck stürzt der Strom, voll muth'gen Strebens
Von deiner Berge hohem Wall;
Der Pulsschlag deines reinen Lebens
Regt sich vernehmlich überall.

In den „epischen Gedichten", das heißt, in den Romanzen und Balladen, offenbart sich ein gestaltendes Erzählertalent, das sich ebenbürtig den besseren Balladendichtern im deutschen Musenhain an die Seite stellt. Auch hier ist die Wahl schwer. Wenn Otte die späte

Hochzeit des Kaisers Rudolf von Habsburg oder seines Sohnes Albrecht's gewaltsamen Tod poetisch verklärt, wenn er den Moriz von Oranien bei der Belagerung von Nimwegen besingt, oder das „Henkermahl in Graubünden" erzählt oder vor unserem Auge der Holzstoß des Johannes Huß auflodert, in jedem dieser geschichtlichen Gemälde offenbart sich ein pittoresker, verskundiger Erzähler. Ein Hauptgedicht, ein treffliches Schlußgedicht, welches die ganze Sammlung krönt, ist unstreitig der „Weiberkrieg vou Buchsweiler." — Der anziehende humoristische Stoff hat offenbar den „Schreiber" zu einer längern Erzählung verleitet. Etwas streng scheint er mir zu verfahren gegen die arme „Bärbel von Ottenheim". Wenn die Dorfmagd sich auf den gepolsterten Sitz einer halben Burgdame aufschwang, und dem alten Grafen Jakob von Lichtenberg seine letzten Tage versüßte, so hatte das seine guten Gründe, die keineswegs mit Hexerei und Zauberei zusammenhingen, und keineswegs auf den Scheiterhaufen gehörten. Auch galt der Zorn und die Rache der Frauen von Buchsweiler vermuthlich weit weniger den muthwillig erhobenen Steuern, als dem anormalen Emporkommen der Bauerndirne. Doch vergessen wir es nicht: der Dichter ist kein Geschichtschreiber; er ist von Haus aus leidenschaftlich und nimmt nach Jahrhunderten Partei, je nachdem ihn der Geist treibt.

In dem ersten Theile der Gedichtsammlung Otte's finden sich zerstreute Reiseerinneruugen. Er ist oder war ein tüchtiger Fußwanderer; gerne begleitet der Leser den lebensfrohen Führer im Geist auf seinen Spaziergängen. Das sind nicht die „Spaziergänge eines Wienerpoeten",

der vor vierzig Jahren Gift und Galle spie gegen Metternich; es sind Naturtöne, wie sie einer gesunden, vollen Brust entströmen. Oefters auch knüpfen diese Lieder sich an irgend ein geschichtliches Faktum, oder an eine Sage. Ich möchte hier den „Mummelsee“ nennen, eines der lieblichsten Lieder . . . vielleicht die Perle der ganzen Sammlung. — Nicht immer und ewig darf ich herausschreiben; ich bescheide mich dem Leser zu rathen: Sieh' doch selber nach! Er wird mir's Dank wissen und mit mir ausrufen:

O! nimmer kann ich dein vergessen,
Du holde Fee vom Mummelsee!

III. Die Familie Stöber, Vater und Söhne.

Unter dem ersten Kaiserreich und der Restauration stand Ehrenfried Stöber, der Vater der beiden Lyriker, ich will nicht sagen an der Spitze, doch in der ersten Reihe, der elsässischen deutschen Dichter. Auf allen Feldern der Literatur, der Wissenschaft und der Kunst ist es ein großes Glück, zu rechter Zeit zu erscheinen. Es gibt Jahre, wo eine mittelmäßige Begabung auf allseitige Anerkennung hoffen darf; dann kommen wieder zur Abwechslung Tage, an denen das Publikum übersättigt, matt und müde, sogar talentvolle Schriftsteller keines Blickes würdigt, und gar lyrische Gedichte naserümpfend zur Seite schiebt. Ehrenfried Stöber war in besserer Stunde geboren, als seine Söhne. Da er seinen Eintritt hielt in den engbegrenzten literarischen Zirkel, war Arnolds Stern noch nicht an unserem Horizonte aufgegangen;

Lamey hatte nicht seine schönste produktive Periode angetreten; ziemlich gehaltlose Gelegenheitsdichter streuten ihre deutschen carmina in die bürgerlichen Familienkreise. Ehrenfried Stöber dagegen schlug eine Saite an, die Wiederklang fand im Herzen seiner Mitbürger. Hebel hatte in jener Zeit den allemanischen Dialekt zu Ehren gebracht; warum sollte es nicht mit dem Straßburger Patois dieselbe Bewandtniß haben? . . . So himmelweit auch der Straßburger Poet vom Sänger der „Wiese“ abstand, gelang es ihm doch, mit einigen lokalen Liedern die Gunst seiner deutschredenden Mitbürger zu gewinnen. Einige seiner Strophen wurden zum Klavier oder in gesellschaftlichem Kreise gesungen, und in dieser engern Ruhmeshalle befand sich der Verfasser leidlich wohl. Den Effekt erreichte er mit elementaren Mitteln:

Und's Elsaß, unser Ländel,
Es isch meineidi schön;
Mer hewwes fest am Bändel,
Mer lohn's bi Gott nit gehn!

Wie hätten Elsässer bei solchem Aufruf die Ohren geschlossen, oder die Hände weggewandt? Sie legten sie treuherzig in die Hand des heimischen Biedermanns, der ihnen ihre Sonntagsausflüge auf den Ottilienberg poetisirte, manche Ortsage in Reime brachte, Elsässer Wein und Reben, wie später Magister Friedrich that, hochleben ließ, in seinem eigenen Hause Gatten- und Vaterfreuden besang, und sich sogar einmal herbeiließ, in einem Lustspiel die Ehrenhaftigkeit der Straßburger bürgerlichen Sitten dramatisch zu bearbeiten und hervorzuheben. Glücklicher Ehrenfried! der an einem seligen Abende, im

neueröffneten Schauspielhause, den Traum, der Liebling seiner Zuhörer zu sein, träumen konnte.

Für seine Söhne waren die Wege bei weitem nicht so geebnet. Als die Gebrüder August und Adolph zum ersten Mal im Jahr 1838 mit einem gemeinsamen Bändchen Gedichte sich hervorwagten, hatte die Entgermanisirung des Elsasses schon bedeutende Fortschritte gemacht; französische Literatur und Sitten gewannen zusehends die Oberhand. Deutsche lokale Gedichte ließ man wohl im engeren Kreise der Straßburger Gelehrtenwelt und einiger auf zwei Seiten hin gebildeten Familien gelten; aber ins eigentliche Volk drangen sie nicht mehr, und die höhern Zirkel holten sich ihre geistige Nahrung bei Alexander Dumas, Balzac, Eugene Sue, George Sand und Genossen. Mit der Verwelschung ging die Entsittlichung Hand in Hand. Wer hätte bei dem überflutheten Büchermarkt Zeit oder Lust gehabt, sich im deutschen lyrischen Dichterwalde zu ergehen! . . . deutsche Verse verschwanden unbeachtet.

Eine Warnungsstimme richtete sich an die wackern jungen Brüder. Sie ließ sich vernehmen in einer damaligen französischen Zeitschrift: «L'Album alsacien» betitelt. „Ich will euch nicht abhalten," rief der getreue Eckart den beiden Adepten zu, „ich will euch nicht entmuthigen. Singt immerhin, wie die Vögel im Walde, eure deutschen Lieder; aber wenn ihr nach Ruhm geizt, werdet ihr, in eurem Streben, nicht an das Ziel gelangen. In unserer Grenzprovinz findet ihr nur eine kleine Zuhörergemeinde; jenseits des Rheins ertönen wohl klangvollere Stimmen als die euern, und überdies in Unzahl! Wollt ihr euch aber genügen lassen mit dem

Lohne der eigenen Dichterbrust, in einem verwandten Freundeskreise, dann fahrt immerhin fort, dieser Lohn wird euch nicht entgehn."

Es wurde dem getreuen Eckart dies abmahnende Wort sehr übel genommen; und im Grunde hatte er Unrecht: die deutschen alsatischen Sänger, die unverdrossen unter französischer Herrschaft fortfuhren, in deutschen Rythmen ihre Gedanken und Gefühle zu gießen, hatten sie nicht ein dunkles Vorgefühl der Tage, die auf einmal kommen würden? Sahen sie nicht ahnungsvoll den alten Barbarossa in seinem Kyffhäuser sich rütteln, und in geeigneter Stunde seine Felsenfesseln durchbrechen, mit Reichsapfel, Scepter und Krone? Doch nein: sie folgten einfach dem Drang ihres Herzens; unbekümmert um die äußern Verhältnisse, dichteten sie ihre einfachen Lieder und Sprüche, ihre Balladen und Legenden. In Deutschland aber heftete man ein aufmerksames Auge auf diese anspruchslosen alsatischen Gedichte; nicht ungern sah man im Elsaß dieses treue Festhalten an der deutschen Muttersprache; es schien das geistige und materielle Band ein Zeugniß, daß die Stammesgemeinschaft zwischen den Bewohnern des rechten und des linken Rheinufers nicht ganz und gar durch die politische Demarkationslinie geschieden sei . . . Man zog sogar aus diesem bloß literarischen Symptom gewisse Folgerungen, die sich bis jetzt in der Realität nicht ganz bewährt haben.

Gehen wir nun von dieser allgemeinen Bemerkung auf die Eigenthümlichkeit der obengenannten Verfasser über, so treffen wir bei August Stöber auf einen Dichter, der von seinem Vater die Lebensfröhlichkeit als Erbe überkam, aber dabei viel mehr Gemüthstiefe als der selige

Ehrenfried besitzt. Auch ist seine poetische Sprache viel gebildeter, regelmäßiger, klang- und umfangreicher. Zwar hat August Stöber in seinem Styl nicht das kernhafte, abgerundete, das seinen Freund Otte kennzeichnet; in längern Gedichten dehnt er sich allzusehr in's Weite; die klassische Rundung geht ihm ab. In seinen kleineren lyrischen Ergüssen dagegen ist er bisweilen allerliebst.

Zur Probe davon das folgende von Albert Braun in Musik gesetzte Lied:

Mein Herz ist ein Vogel,
Es flattert hinaus,
s'ist Frühling, da mag es
Nicht bleiben zu Haus.

Es sind ihm die Flüglein
Gewachsen erst recht,
Doch fliegt's um die Wette
Mit Vögeln nicht schlecht . . .

Hat mit den Gespielen
Zu wechseln manch' Lied,
Waldein und Waldweiter,
Wird nimmermehr müd.

Auf schwebendem Wipfel
Hoch oben allein,
Da steigt es beseligt
Zum Himmel hinein.

Da guckt's in die Nestlein,
So heimlich und traut,
D'rin kosen und küssen
Sich Bräut'gam und Braut.

Mein Herz, wie ein Vogel
Flieg' weiter zur Zeit!
Flieg' weiter, dir ist ja,
Kein Nestlein bereit.

August Stöber wäre kein elsässischer Dichter, wenn er nicht in mehr als einem Liede den heimathlichen Münster besänge. Wie Berg und Wald und Fluß übt die Münsterpyramide eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle poetisch gestimmten Seelen; sie ist gleichsam der Blitzableiter für ihre innere Glut;

Ich steh' so gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus! Du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Thal hinaus.

Da rollt mit seinen Wundersagen
Der alte, thatenvolle Rhein;
Die dunkelgrünen Wellen schlagen
Hochauf im gold'nen Sonnenschein.
Der Wasgau schüttelt seine Eichen,
Der Schwarzwald rauscht im Tannenkleid .....
..... Fest wurzelt es im Himmelsgrunde,
Der Väter Geist und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alsaters Munde
Auf ewig deutschen Wortes Laut.

Glaubt man nicht in den letzten Worten die Ahnungsstimme zu vernehmen, die vielleicht dem Sänger selbst unbewußt aus seinem Busen drang?

Ein ähnlicher Hauch weht aus dem Liede von den „vier steinernen Reitern“ in Musik gesetzt von Neu-

komm .... Ja! vom alten ehrwürdigen Neukomm, der in zwei Hemisphären zu Hause war! Ja! ich sehe ihn, wie er sich angeheimelt fühlen mußte, bei dieser wilden Jagd um den Straßburger Dom. Es lag ein absonderlich tiefer Zug auf dem Gesichte des Meisters, als er mir vor etwa siebzehn Jahren, schon halb erblindet, zum letzten Mal bei seiner Durchreise die welke Hand reichte. Er ist noch bei Zeiten abgetreten, dieser Repräsentant der ernsten Kirchenmusik, ehe das moderne sinnekitzelnde Offenbach'sche Geklimper zu seinem Ohre dringen konnte. August Stöber ist beneidenswerth. Ich denke mir, die Komposition der „vier steinernen Reiter" war für ihn der Gipfelpunkt seiner Poetenlaufbahn.

Auch an das alte Uhrwerk des Münsters knüpft er eine Erinnerung; einige Verse sind an den kunstreichen Mechaniker gerichtet, auf dessen Geheiß der verstümmelte Hahn wieder zu krähen anfing. Für Geiler von Kaisersberg hat er eine rythmische Rede bereit, und verbindet den Namen des Kaisers Max mit der Kanzel des beredten Münsterpredigers ... Zwischen unserer und der nahen Freiburger Pyramide läßt er ein Zwiegespräch hören, wie zwischen Wasgau und Schwarzwald.

... Inzwischen rauscht der alte Rhein,
Der sagt: Ihr müsset Brüder sein!

... Ihr Menschen, zwischen d'rinn im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Wer möchte nicht diese versöhnenden Worte bei jetzigen Neujahrswünschen aussprechen!

Unter den lyrisch-epischen Gedichten sind mehrere recht launige, wie der Wind, z. B. und der Teufel sich um

den Münster herum balgen . . . und der kurze, bündige Dialog Kaiser Karls des fünften mit unserm Stättmeister, Jakob Sturm, auf dem Augsburger Reichstag . . . Doch wir müssen uns bescheiden, und nur nachholend zur Erinnerung bringen, daß August Stöber noch andere Verdienste um das literarische Elsaß aufzuweisen hat. Mehrere Jahre lang war er der Herausgeber und Hauptredaktor der „Alsatia", dieser faktenreichen Sammlung historischer, archäologischer, philologischer Aufsätze; im „Samstagsblatt" hatte er ein wahres Volksblatt gegründet, das aber leider, durch Mangel an Subskribenten sein wünschenswerthes Dasein nicht fristen konnte. Auch einzelne Monographieen, z. B. über den Kochersberg (1857) das vordere Illthal (1861) u. s. w. hat er herausgegeben. Die Doppelkrone dieser Abhandlungen aber bilden zwei Aufsätze: 1) „Der Dichter Lenz und Friederike von Sessenheim", 2) Der Aktuar Salzmann". Freilich wurde dabei der Verfasser von seinem Gegenstande selber getragen; denn berührt man hier zu Lande irgend einen auf Göthe und seine Freunde oder Freundinnen bezüglichen Punkt, so folgt die Theilnahme des Publikums von selbst, womit ich aber Herrn August Stöber nicht sein Verdienst als Herausgeber dieser Biographien wegnehmen will.

Sein Bruder, Adolph Stöber, wie er, ein Zögling der schwäbischen Dichterschule, verdient eine eigene Charakteristik.

Beide Brüder gehören in dieselbe Sängergilde; es besteht zwischen ihnen ein unbestreitbarer, gleicher Familienzug: dann aber läßt sich wieder bei jedem eine eigne Physiognomie nicht verleugnen. Es sind mit

einem Worte keine Menächmen. Beide haben miteinander die leidenschaftliche Liebe für Berg und Wald und Flur gemein; beide hängen fest, wie schon ihr Vater, am Elsaß, und seinen Sagen und seinen Bewohnern. Die reinste Quelle ihrer Begeisterung sprudelt aus dem Wasgau und seinen Tannen hervor, oder ergießt sich in die Fluthen des Rheins und strömt so, beseligt, dahin. Sie kleiden ihre Gedanken, Gefühle und Wünsche, jeder in seine eigene Sprache: denn jeder denkt und fühlt auf seine Weise.

Ist August vorherrschend lebensfroh, so kehrt sich der Blick des Bruders mehr nach Innen; eine ungeheuchelte, religiöse Empfindungsweise leitet bei Adolph Stöber fast jeden Eindruck auf ein höheres, unsichtbares Gebiet hinüber. Er ist nicht nur in seiner Laufbahn ein Diener des Herrn, er ist es in den schönsten Stunden der Weihe. Auf die Grundprinzipien des Christenthums führt er die Erscheinungen der äußern Welt, und die Erfahrungen der innern zurück; er predigt, wenn er dichtet, und ich bin davon überzeugt, ohne ihn je auf der Kanzel gesehen oder gehört zu haben, er ist ein begeisterter Dichter wenn er predigt.

In dem Bändchen seiner im Jahr 1849 erschienenen Gedichte kömmt kein frivoles, kein tändelndes Wort über seine Lippen; die Liebe ist in seinen Versen geadelt und idealisirt, und der Wein verliert seine tellurischen Bestandtheile, seine mythologische, heidnische Bedeutung; er wird für unsern Dichter das Symbol eines überirdischen Heilungsmittels.

Die Belege zu meiner Behauptung ließen sich beinah auf jeder Seite des niedlichen Bändchens herbeischaffen.

Die klangreichen Strophen ertönen fast immer wie sonntägliche Glockentöne, und der Vorwurf der Monotonie, der solchermaßen den Sänger treffen könnte, wäre ungerecht; denn für's erste ist die Sammlung von so mäßigem Umfang, daß der Leser keine Ermüdung fühlt, wie dies bei längern religiösen Gedichten der Fall ist — und dann entspringt jedes einzelne Lied aus einer präzisen eigenen Stimmung.

Wie lieblich ist doch seine Sonntagsfeier auf den Alpen, die der Wanderer erklimmt, während die Hirten abwärts in die Thalkirche ziehen! — Der Dichter läßt sich die Herrlichkeit Gottes verkünden vom Wasserfall, vom Gletscher, von den Alpenrosen, und ruft plötzlich aus:

. . So heil'ge Stätte fand ich nie:
Der Herr ist hier an diesem Orte;
Gewißlich ist nicht anders hie
Denn Gottes Haus und Himmelspforte.

Und wieder aus dem Thal herauf
Hör' ich die helle Glocke schallen,
Die Hirten drängen sich zu Hauf',
Aus ihrem Kirchlein heimzuwallen.

Nun zieht von diesen Höhen mich
Die Liebe zu den Brüdern nieder:
Hinab! hinab! wie treibt es dich
Mein Herz in ihre Nähe wieder!

Für jeden Wechsel der Jahreszeit, für jede Stunde des Tages und der Nacht, für jeden Vogelsang, für jeden Naturlaut, findet er sinnreiche Sprüche, und wenn er sich dankbar an seinen Lehrer in Apollo, wenn er sich

an Ludwig Uhland wendet, der ihm die Dichterzunge löste, dann wird sein Lied zur Hymne. — Erzählt er die Sagen des elsässischen Heimathlandes, da schlägt er meist den Ton der einfachen Volksballade an; auch erkennt man sehr wohl seine Vorbilder in den „Stimmen der Völker", von Herder, oder in einzelnen Balladen des Großmeisters Göthe. Aus seinem Mund erfahren wir so die Sage von der Gründung des Klosters zu Erstein, des Münsters zu Thann, der Klöster von Hohenburg und Niedermünster; denn als Dichter ist Adolph Stöber berechtigt an den Wortlaut der Tradition zu glauben und anzuknüpfen. Der festliche Aufenthalt des Kaisers Sigismund in Straßburg, das Freischießen mit dem Zürcher Hirsbrei hat er sich ebenfalls nicht nehmen lassen. Die bekannten, aber schön aufgefrischten Erzählungen kann ich blos zitiren und den Leser darauf hinweisen. Aus der benachbarten Schweiz, aus Frankreich und Norddeutschland holt er legendenartige Sagen herbei.

Meine Vorliebe für die kleineren Gedichte aber bekenne ich freiweg und kehre willig mit ihm in unsere Tannenforste, und in die Wiedertäuferhöfe zurück.

Ich tret' aus dunkelm Walde
In's lichte Feld heraus,
Da steht auf grüner Halde
Das Wiedertäuferhaus . . . . .

Zum Spiel in Hofesmitten
Steh'n Kinder froh geschaart;
Großvater kommt geschritten
Der Greis im weißen Bart . . . . .

Dort unterm Halmengiebel
Erbt' er kein ander Gut,
Als seines Vaters Bibel
Und frischen Christenmuth.

Die Wiedertäufer verschwinden nach und nach aus unserm Lande. Es ist an der Zeit, daß der Sänger sich ihrer im Liede annimmt, und die Erinnerung an das friedfertige Völkchen festhält.

IV. August Lamey.

August Lamey trat wie Ehrenfried Stöber zu günstiger Stunde in die Reihen der alsatischen Lyriker. Als die erste Revolution ausbrach, durchlebte er gerade die glücklichen Jugendjahre, begrüßte das Morgenroth der Freiheit und besang die ersten Tagesstunden, die ersten Errungenschaften in deutschen Hymnen. Hatte doch Klopstock ebenfalls für die verjüngten Franken geschwärmt und schwunghafte Oden an ganz Deutschland gerichtet; aber durch die Schreckensperiode entzaubert, verwünschte er wissentlich seinen kurzen Irrwahn. — Lamey blieb seinem Freiheitsideale treu; das politische Glaubensbekenntniß, das er in einer der letzten Ausgaben seiner gesammelten Gedichte (1852) ablegt, läßt darüber keinen Zweifel. Was nun die aus jener Periode stammenden Verse betrifft, kann ich mich nicht enthalten, solche als deklamatorische Gemeinplätze zu kennzeichnen. Bei ihrem ersten Erscheinen waren sie dies selbstverständlich nicht. Die neue republikanisch-philantropische Münze hatte noch nicht ihren Glanz, nicht ihr erstes Gepräge verloren.

An Lamey's Stelle hätte ich aber diese patriotischen Ergüsse keiner Reproduktion werth gehalten. In deutschen Rythmen nehmen sich heutzutage diese Dekadengesänge des „Franken am Rhein" ganz absonderlich aus.

Aber der Name Lamey's war somit bekannt. Der Verfasser, obgleich deutscher Poet in Frankreich, machte eine Carriere. — Mit der französischen Beamtenwelt durchlebte er die grausame Belagerungsperiode in Hamburg. Unter der Restauration trat er in die Magistratur, und wurde als Richter am Straßburger Tribunal in spätem Alter in Ruhestand versetzt. Vor wenig Jahren starb er als „Neunziger". Unbedingt hoffte er, hundertjährig zu werden.

Er war ein lebensmuntrer, aufgeweckter Greis, der sich bis in's höchste Alter jugendfrisch zu erhalten wußte, und gerade am Wendepunkt seiner langen Laufbahn als Dichter sich am Born der alsatischen Legende und der chronikartigen Landesgeschichte gleichsam verjüngte. — Seine kleinern epischen Versuche, z. B. die Schlacht bei Hausbergen, der Bauernkrieg ꝛc. ꝛc. sind in kräftiger, kerniger Sprache geschrieben, und wohl das Beste, das er dem Kreise seiner treugebliebenen Freunde vor zwanzig und einigen Jahren verehrte. Eine seiner schönsten Balladen erzählt das Ende eines alten Napoleonischen Kriegers, der auf seinem Invalidentodbette den Gefährten, den blinden Hund nicht unter Fremden zurücklassen mag, und den treuen Pflegling mit zitternder Hand erschießt. Dieses kleine Genrebild ist ergreifend tragisch und zart zugleich. Es ist ein glücklicher Griff des ergrauten Dichters.

Weniger behagen mir seine sogenannten philosophischen

Gedichte. Der Gedanke tritt nicht immer prägnant und deutlich hervor. Das mag mit der Sinnesart des Verfassers zusammenhängen; er kam wohl nie, auf philosophischem oder religiösem Gebiete, zu einem bestimmten Abschluß. — In den vermischten Gedichten findet sich mancher gute Gedanke, aber auch viel Mittelgut. Unter den Uebersetzungen oder Nachahmungen ist manch gelungenes; doch wer könnte sich vermessen, Lafontaine oder Beranger nur annähernd rein und frei zugleich wiederzugeben.

Meines Erachtens bleibt Lamey's Name an die alsatischen Chroniken geknüpft. — Dann läßt er auch in der Straßburger akademischen Welt ein dauerndes Andenken durch die Stiftung einer Preisschrift für ästhetische oder philosophische Aufsätze. Bei dieser Gründung gab er sich kund als freidenkender, nicht engherziger Bürger der Gelehrtenrepublik, indem er nicht ausschließlich in französischer Sprache verfaßte Dissertationen vorschrieb. Wenn ich nicht irre, wurde vor bald fünf Jahren bei der ersten Preisaustheilung die Palme einem deutschen Konkurrenten zugesprochen.

Der liebenswürdige Greis ließ wohl keinen Sommer vergehen, an dem er nicht, sei's im Schwarzwald, sei's in den Vogesen, dem Verjüngungsprozeß oblag. Auf einem dieser Ausflüge traf der Schreiber dieser Zeilen mit ihm zusammen; Lamey theilte mir die letzte Ausgabe seiner gesammelten Gedichte mit, und ich erlaubte mir als Gegengabe folgende Zuschrift:

An August Lamey.

Dank, Sängernestor, für die Gabe,
Die Du mir freundlich zugesandt.

Du bist fürwahr kein Unglücksrabe,
Der heißer krächzt am Grabesrand.

Nein, singend wie ein Frühlingsfinke,
Betrügst Du lang den Rippenmann,
Und, zieht er spät an Deiner Klinke,
Rufst Du: Ich komme, wenn ich kann.

Zwar ahnst Du jener Welten Schöne,
Die einst der Geisterfuß betritt;
Doch von der Erde nimmst Du Töne
Und Farben auf die Reise mit.

Der Honig, den wir hier gesammelt,
Es folgt sein Duft uns immer nach:
Die Lieder, die wir hier gestammelt,
Sie halten uns im Grabe wach.

Noch lang' besing' die Eisenpanzer,
Und unsrer Ahnen Herz von Stahl.
Die Thaten jener wackern Schanzer,
Sie sind in unsrer Brust ein Pfahl.

Zwar kränzen wir, wie sie, die Becher; –
Wenn Eigensinn und Noth gebeut
Sind wir auch tücht'ge Rippenbrecher,
Und schlagen d'rein recht ungescheut.

Doch was uns mangelt, hatten jene:
Den Glauben an das ew'ge Recht!
Es spannte **da**für jede Sehne
Sich dort beim Ritter und beim Knecht.

D'rum, Sängergreis, führ' unsern Enkeln
Dies Bild vor den getrübten Blick;
Und wenn wir zweifeln, wenn wir kränkeln,
Bring' uns die alte Zeit zurück!

V. Candidus. *)

Candidus! ein viel verheißender Name! Wer ist wohl dieser Candidus? Fast klingt es wie ein Pseudonym, und doch ist es ein reeller Name, der sich seit drei Jahrhunderten, seit der Reformationszeit mit dem Predigeramte von Vater auf Sohn vererbt. Damals hieß der Urahne des Dichters: Weiß, und latinisirte seinen Namen, als er zu der neuen Lehre übertrat.

Der heutige Candidus, Theologe und Pfarrer, wie seine Vorfahren alle, versah eine Zeitlang die protestantische Seelsorge in Wälsch-Lothringen, in Nanzig; von dort siedelte er über an die Ufer des schwarzen Meeres, in die Handelstadt Odessa, wo er das Pfarramt bei der deutschen protestantischen Gemeinde versah [1]). In dieser etwas anormalen Lage, dem elsässischen Heimathlande fast entfremdet, fern vom deutschen Verkehr, mußte schon, so will mir bedünken, Charakter und Denkart eine eigene Form annehmen; wenn der in Lothringen oder Rußland Lebende zum deutschen Dichten sich berufen fühlte, mußte er seine eigene Bahn wandeln.

Candidus, der Dichter hat auch eine originelle Farbe.

*) Gedichte von Candidus. Leipzig 1869. 1. Band.

[1]) Candidus ist ohnlängst in der Krim gestorben.

Er ist mir nicht immer und in jeder Hinsicht sympathisch; aber ein bestimmtes Gepräge erkenne ich an der poetischen Münze, die er Fremden und Bekannten austheilt.

Ehe ich mir erlaube, das elegante Bändchen seiner Gedichte zu besprechen, bitte ich den Leser um eine Minute Nachsicht, und Geduld; ich wünsche ein poetisches Formbekenntniß abzulegen allererst.

Transvogesische Kritiker haben oft und langeher der deutschen Dichtung und Prosa vorgeworfen: es entgehe ihr die Klarheit — und dies strenge Urtheil ist oder war nicht ganz ungerecht. Es lag und liegt in der deutschen poetischen Sinnesweise und im prosaischen Gedankengang eine Tendenz, den Leser zuvörderst zum Nachdenken, oft zu sehr anstrengendem Nachdenken zu reizen. So viel Löbliches eine solche Zumuthung in sich schließt, so wird dies Ansinnen doch oft zu weit getrieben; unfertige Gedanken verbergen ihr defektes Wesen unter der Hülle des Tiefsinns. Nun fordert aber mein Denkvermögen vor Allem vom Schriftsteller, und sei er der größten einer, die Limpidität, die Durchsichtigkeit des Ausdrucks, was keineswegs die Tiefe ausschließt. Dem azurblauen oder grünen Wasser eines Gebirgsee's blickst du auf den Grund und doch ist es viele Klafter tief. Göthe, Schiller und Jean Paul geben oft seltsame Räthsel aufzulösen; allein ihre Ausdrucksweise ist keineswegs unklar. Der flüchtigste Leser fühlt ganz wohl: „Es müsse sich bei ihren Worten etwas denken lassen; errathe ich nicht, so liegt die Schuld an mir.“

Ich komme auf diesem Umwege zu unserem Odessaer lyrisch-didaktischen Dichter zurück. — Er ist unstreitig ein Denker; manch' schöner, wahrer, origineller, weiser Ge-

danke liegt in seinen Versen geborgen; aber die schönsten Gedanken, sind doch gewiß solche, die er am einfachsten ausdrückt. Das ist aber nicht überall der Fall: ich würde ihm — dürfte ich als obskurer Kritiker eine unmaßgebliche Meinung äußern — hin und wieder das etwas orakelhafte seiner Sprüche vorwerfen. — Nun, da ich diese Bemerkung vorausgeschickt, behalte ich auch das Recht, ohne Rückhalt zu loben, das charakteristische dieses Cyklus von Sprüchen, Sentenzen und lyrischen Versen anzudeuten.

Mit Wenigem viel zu sagen, ist bei Candidus ein durchgehendes Bestreben. Es ist eine geistreiche, sinnende, liebende Natur. Seinem Amte gemäß, hat er sich in die Grundgedanken des Christenthums vertieft, und er verwerthet sie auf eine eigenthümliche Weise in seinen Sprüchen. So nehme ich gleich zum Beispiel die prägnante Parabel:

Ein Mann ging über Feld mit seinem Kind,
Erst sprang das Knäblein vor dem Vater her,
Doch bald ermüdet faßt es dessen Hand,
Und später noch, da blickt es zu ihm auf:
„Trag mich!" Er nimmt's und fest umhalst es ihn.

Du bist das Kind, das Leben ist die Reise,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott Dein Vater.

Wenn nicht das längere Gedicht „der deutsche Christus" vor mir läge, so würde ich sagen: Der leicht hingeworfene Eindruck passe am besten zu dem Charakter dieses Dichters. Aber auch eine humoristische Fiber zuckt in ihm; mehrere Gedichte dieser Art sind geistreich zu nennen; nur möchten sie nicht alle für christliche

Confessionen sich gleichmäßig schicken. Wir verweisen deßhalb nur auf „den hohen Besuch.“ — Dem „Husarenabzug“ habe ich mich vergeblich bemüht, eine ästhetische Seite abzugewinnen.

Dagegen versetzt „das verfluchte Dorf“, in eine besondere aschgraue, unheimliche Stimmung. „Die Wallbilder“, hat sie etwa der Dichter in schöner Friedenszeit, auf den heimathlichen Wällen von Straßburg gesehen? . . . Die Strophen: „Alte Liebe“ betitelt, lassen beinahe einen Eindruck wie manches kleine Lied von Heinrich Heine zurück. — „Die Invokation an die Harmonie“ hat lyrischen Schwung, originellen Rythmus und Gedankentiefe. — „Das Gewitter“ ist ein wahres Genrebild, anmuthig, sinnig, in bestimmten Konturen gezeichnet, durchaus nicht wie andere seiner Gedichte verflüchtigt. Ich muß mich auf diese Andeutung beschränken, und zu dem Hauptwerk des Herrn Candidus übergehen.*)

Sein „deutscher Christus“; in fünfzehn Kanzonen ist eine Schöpfung eigenster Art. Es erschien diese lyrisch-didaktische Komposition im Jahre 1853, mit einem Vorwort als Einleitung und Erklärung von Jakob Grimm; zugeeignet ist es drei Jugendfreunden des Verfassers; zwei derselben, Neffzer und Mühl sind, der erstere als französischer Publizist, der zweite als deutscher Lyriker in weiteren Kreisen bekannt. Jakob

*) Ich erfülle nicht gern das Amt eines Silbenklaubers; hätte ich indeß Muße und Raum, so würde es mir zur Pflicht gereichen, auf manche prosaische Fehler und Vergehungen gegen die Cäsur aufmerksam zu machen.

Grimm, der Introduktor, geht aus von Otfrit und vom sächsischen Dichter des Heliand; knüpft sodann einige schöne Gedanken an den leider fast verschollenen Dichter der Messiade, und bezeichnet endlich den neuen Messiasdichter als einen aus der deutschen Reformation hervorgegangenen lyrischen Schwärmer und Denker. Die Gefühls- und Gedankentiefe, die im „deutschen Christus", wie eine Doppelperle geborgen liegt, erschließt sich nur dem ernsten Leser; Manchen wird die etwas abstrupe und allzu kunstreiche Form abstoßen. Wahrlich es ist schade, um das sinnreiche Gedicht! es ist schade um die Kenntniß der altdeutschen Sprache, um die seltsamen, neuen Reimverschränkungen, die der Verfasser für seine Ausführungen zu verwerthen weiß. Aber hier im „deutschen Christus", wie in dem obenbezeichneten Bändchen lyrischer Gedichte, trifft es sich, daß in den einfachsten, ungeschraubten Stellen das Schönste sich vorfindet. Die zwölfte Kanzone, wie schon Jakob Grimm bemerkte, zur Taufhandlung des Sohnes des Verfassers gedichtet, ist ein Muster christlicher Vaterliebe und Begeisterung. — Sollte ich mit Herrn Candidus selber nicht einverstanden sein, so bitte ich von fernher um Entschuldigung; aber in ruhigen Stunden, wenn er sein eigenes Dichten übersieht, müßten, denke ich, diese aus innerstem Herzen stammenden Gedanken ihn jetzt noch am meisten anmunden.

Zum Belege meines Ansinnens müßte ich die 14. und 15. Kanzone ganz ausschreiben. Wie herrlich ist in der 14. die Beschreibung des Sturmes! Eine Beethoven'sche Symphonie! und der Schluß dieser lyrischen Begeisterung:

. . . . Der Aufruhr der Natnr hat ausgewüthet
Und freundlich schließt der Himmel seine Schleuse.

So tret' ich denn heraus, euch, Balsamwogen
Des Waldes frisch zu trinken, denn behütet
Hat seinen frohgemutet (??)
Dankbaren Knecht der Herr auch diesmal wieder.
O Amselschlag, o volles, reiches Tönen!
Und rings, wie viel des Schönen!
Erquickung strömt durch Herz und Haupt und Glieder.
Mit mark'gen Knochen steht zugleich im Leben
Wer wahrhaft sich dem Himmel hat ergeben. —
O Freudigkeit des Glaubens!
Den Satan sah auch ich vom Himmel fallen
Wie einen Blitz. Was bleibt vom Wetterscheine
Wenn er erlosch? — Das reine,
Das heit're Blau, wo ew'ge Sterne wallen . . . .

Von einem Anflug von Pantheismus möchte ich den Verfasser nicht ganz freisprechen. Dieser Tendenz entgeht wohl keiner, der sich leidenschaftlich in die Naturphänomene versenkt. Doch werde ich mich wohl hüten, den ersten Stein gegen ihn aufzuheben. Das religiöse Naturgefühl führt ihn zu seinem Urprinzip, seinem Schöpfer zurück.

VI. Mühl.

Gustav Mühl ist mit Candidus verschwägert, und zugleich, als Dichter, etwas geistverwandt. Wie Candidus vertieft er sich gern in die Natur und symbolisirt die beobachteten und durchgefühlten Phänomene. Ein genaues Bild von diesem Sänger zu entwerfen, ist gerade nicht leicht; seine Produkte liegen in keiner Sammlung

vor; sie sind nur in Musenalmanachs und in Flugblättern zerstreut. Er hat aber eine persönliche Farbe und Geltung. Warum er seine Weihestunden nicht zu einem zusammenhängenden Cyklus, zu größern Aufsätzen benützte, wird er wohl auf Berufsgeschäfte oder Familienpflichten zurückführen?

Hat er gewisse Inspirationen mit Candidus gemein, so fällt auch auf ihn, doch nicht in demselben Grade, derselbe Vorwurf. Seine Ideen, seine Gefühle sind nicht immer plastisch abgerundet, nicht immer durchsichtig klar wie der Bergquell. Was überhaupt der Mehrzahl unserer alsatischen Dichter abgeht, ist eine strenge, klassische Bildung, ein Heranreifen an den Mustern der antiken Griechen- und Römerwelt. Ich meine hiemit nicht ein sklavisches Nachahmen; aber wer sich mit den Meisterwerken der hellenischen Dichtkunst befreundet, wer an den römischen Sängern des Augustinischen Zeitalters sich herangebildet, wird sich nie der abgerundeten Form entschlagen, nie sich den oft getrübten, einherschleichenden Gedankenwellen der modernen Dichtung überlassen; er wird mit Wenigem Vieles ausdrücken; die kleinern Dichtungen, die aus seiner Feder fließen, werden wie schöngeschnittene Kamee'n, die größern wie schöngemeißelte Götter und Heroenbilder vor die Augen der Leser treten. Dies Prinzip schob die romantische Schule allzuoft bei Seite, und führte ihre Jünger auf Abwege. — Uebersehe und untersuche ich genauer die Gedichte von Gustav Mühl, so bevorzuge ich solche, die erzählend oder beschreibend einen bestimmt abgegrenzten Stoff behandeln, und weniger solche, die ein Sichgehenlassen, ein Hingeben verrathen an verschwimmende Eindrücke.

Auf einem Flugblatt „Neue Bahnen“ betitelt, tritt uns die lebhaft kolorirte Beschreibung einer Schienenfahrt entgegen; das Drängen vor der Abfahrt, die Zwischenfälle der flüchtigen Reise, und die Rückkehr. Einzelne Gemälde heben sich besonders ab von dieser im Vorübersausen besuchten Galerie. So das schlafende Kind an der Mutterbrust, auf dem Heimweg; eine liebliche, ruhige Idylle in diesem tosenden Wirrwarr. Der poetische Eindruck, der sich auf der Eisenbahn auch dem ungebildeten Reisenden aufdrängt, ist mit Talent wiedergegeben. Eine unerschöpfliche Gedankenquelle — wie der Eindrnck des Meeres oder der Berge — bietet übrigens diese moderne dämonische Dampfmaschine. Unser alsatischer Dichter ist nur Einer von den Vielen, die sich am schnaubenden, wüthenden Renner bei jeder wiederholten Fahrt ergötzten; doch unter diesen Vielen ist er der Erwählten Einer; die volle Bedeutung der revolutionären Metamorphose im Reisesystem hat er durchdacht und durchschaut.

Auch der elektrische Draht begeistert unsern Sänger zu einem sinnreichen, halb elegischen, halb descriptiven Gedicht. Einige unklare Verse oder Strophen weniger und es wäre ein kleines Meisterstück . . . . . .

Die Drähte, kaltgeschäftig,
So unscheinbar und stumm,
Jetzt schuf der Bergwind kräftig
Zum sel’gen Spiel sie um . . . . . .

Die Waldesriesen lauschen
Dem neuen Saitenschwung,
Und ihre Kronen rauschen
Ihm neue Huldigung . . . .

Eine anmuthige Erzählung, wenn gleich mit tragischem Ausgang, trägt den einfachen Titel Marietta. Eine Jahrmarktsscene, vielleicht in dem heimathlichen Straßburg aufgezeichnet, bildet den Eingang. Marietta selber, die liebliche kühne Seiltänzerin, ist ein Abbild, eine jüngere Schwester von Mignon, von Fenella .... Das ist das eigene jeder von großen Dichtern in's Leben gerufenen Charakterbilder, daß sie unbewußt sich in den Schöpfungen der Epigonen aussprechen und wiederspiegeln. Es sind keine photographischen Abzüge, aber durch den Anblick jener ätherischen Gestalten begeistert, schafft der jüngere Dichter, der Epigone, aus ähnlichen Stoffen ähnliche Gestalten, und diese Spiegelbilder treten mit einem Lebenspasse versehen, in den Kreis der willigen Beschauer.

In zehn, seiner Gattin gewidmeten Gedichten (ohne Jahreszahl) finden wir das schon bemerkte Sichversenken in die großen, oder anmuthigen Naturphänomene. In solchem Sinne gehalten ist das mitunter schöne Gedicht: Pan schläft, oder des Mondes Gang am Abend.

Ihr Blumen meiner trauten Flur,
Wie schaut ihr jetzt mit fremdem Schimmer,
So zart und fremd, wie Schatten nur,
Doch heilig (?) lächelnd wie fast nimmer!

Geheime Lust bei euch zu ruhn!
Doch will ich keine von euch pflücken,
Nur reine Geister sollen nun
Mit euch die heit're Stirne schmücken .....

oder „das erste Finden im Lenze" — sinnige Anspielung auf die ersten Violen:

Immer tiefer laßt mich schauen,
Wie in Augen der Geliebten,
Klar, verschwiegen und unergründet
Hin in euer zartes Glühen.

Ich ende mit dem Aufruf des Dichters an den Giftbecher des Socrates:

Trink Socrates! . . . . .
Bring's jenem Tage, wo der Geist der Liebe
Versöhnend auf uns alle niedersinkt!

Dazu hat es aber leider noch lange Zeit!

VII. Dürrbach.

Von den bis jetzt vorgeführten alsatischen Dichtern durchaus verschieden ist der jüngst verstorbene Dürrbach, Verfasser einer episch-romantischen Erzählung, die vor siebenunddreißig Jahren unter dem Titel „Rappoltstein" in einem starken Oktavbande an das Licht trat. Es wäre eine Unterlassungssünde, diese Epopöe nicht zu besprechen, denn Rappoltstein ist das Produkt eines gewissenhaften, begabten Versifikators und Erfinders, und möchte ich doch in jetziger Zeit Niemand zur Lektüre dieses fünfhundertseitigen Gedichtes antreiben. Doch einige Vorbemerkungen über den Dichter selbst.

Pfarrer G. Dürrbach war eine originelle Natur; deutsch vom Wirbel bis zur Zehe; was ihn indeß nicht hinderte, vor fünfundfünfzig Jahren für Frankreich zu schwärmen. Als Kandidat der Theologie hatte er, in

den ersten Jahren der Bourbonenherrschaft, ein satyrisches Gedicht geschrieben: „Wehklage armseliger Poeten", worin ein Passus vorkam, den ein geistlicher Straßburger Würdenträger auf seine eigene Person bezog:

. . . . Die Stelle zu erhalten,
Fehlt nur noch ein Besuch,
Beim hochgelahrten, alten
Assessor Wolkenbruch . . . .

Diese kleine unselige Strophe, und die folgenden, wurden dem jungen anonymen Satyriker schwer angerechnet; sie versperrten ihm, so sagt man, die akademische Laufbahn.

Er wurde in eine einsame Pfarrei gleichsam relegirt; und dort am Fuße der Vogesen, dichtete er den Rappoltstein. Das war ein zweiter Mißgriff. An dieses durchaus nicht talentlose Epos verschwendete der Verfasser viel Zeit und Kraft. Der Gegenstand des langathmigen Gedichts ist eine mittelalterliche Sage, die an die drei Felsenschlösser oberhalb Rappoltsweiler anknüpft, und in kunstvollen, doch bisweilen ungelenken ottave rime durch zwanzig Gesänge hinzieht. Der Dichter schien völlig zu vergessen, daß die Wieland'sche Schule schon einer vergangenen Zeit anheimfiel. Im Jahre 1836 war schon längst das durch Walterscott'sche und andere historische Romane angeregte Publikum unempfänglich geworden für den Reiz eines gereimten erzählenden Gedichts. Rappoltstein wurde in die weitausgedehnte Nekropole der gleichzeitigen Heldengedichte eingereiht. Mit Unrecht. Aber wer gebietet über den Modegeschmack des lesenden Publikums? Der Wind blies nun einmal von

einer anderen Seite her und Dürrbach steuerte gegen den Wind.

Einzelne Theile des Rappoltsteins sind nichtsdestoweniger gelungen zu nennen. Die Naturgemälde sind lebhaft, in bestimmten netten Konturen gezeichnet; einzelne Vorkommnisse, zum Beispiel gleich am Eingang, die Weinlese, meisterhaft. Aber die Charaktere der handelnden Personen tragen kein individuelles Gepräge; sie erstehen nicht vor unserm leiblichen Auge, wie Shakespearische Gestalten, die Handlung wird mit ermüdender Langsamkeit vorangeschoben. Schon in dieser Hinsicht, welch' ein Abstand von dem wunderlieblichen Oberon! Wäre der Eindruck ein persönlicher von mir allein ausgehend, ich würde es nicht wagen, dem Andenken eines abgeschiedenen Freundes so nahe zu treten; aber ich habe hierüber nicht zwei verschiedene Stimmen vernommen und doch muß ich wiederholen, daß in Einzelstellen sich ein wahrer Dichter offenbart. — Hätte Dürrbach diesen elementaren Goldklumpen in kleine Silber- und Kupfermünze ausgeprägt, er hätte — sit venia verbo — seine poetischen alsatischen Zeitgenossen aus dem Felde geschlagen. So verhallte seine Stimme. Auch wurden ihm von einigen Puritanern gewisse etwas üppig ausgemalte Zauberscenen übel angerechnet. Zur Noth konnte er sich hinter seine Anonymität verstecken, die poetische Lizenz vorschützen und mit großem Rechte behaupten, daß neben einer Unzahl erzählender Gedichte in allen mitteleuropäischen Sprachen, der „Rappoltstein" in einer paradiesisch reinen Atmosphäre sich abspiegele. Mein Vorwurf trifft, wie gesagt, den Verfasser von einer ganz andern Seite, und zwar, daß er sich, beschwert mit

verrostetetem Rüstzeug, verirrt habe in einer trostlosen Sackgasse.

Das dichterische Bestreben Dürrbachs kömmt mir vor wie in archäologischen Vereinen das unzeitgemäße Bestreben total verblichene und oft groteske Fresken an altem Gemäuer mit großen Kosten wieder aufzufrischen.

Wo es der Mühe lohnt, sei es, unzweifelhaft! aber vergeudet nicht Zeit und Geld an leblose Gebilde.

Es schlug unbestreitbar eine poetische Ader im Gehirn Dürrbachs. Schon der Gedanke, die Rappoltsteinischen Dynasten mit ihrer traditionellen italienischen Abkunft und mit den Kämpfen Friedrich Barbarossa's in Verbindung zu bringen, enthielt eine Goldmine; nur verstand es der elsässische Dichter nicht, sie von den Schlacken zu säubern. In Dürrbach war der Mensch origineller als der Dichter; der letztere verkümmerte, weil er nicht über seine Befähigung gehörig aufgeklärt wurde; an diesem wunden Fleck, an diesem Erbübel der meisten Elsässer Literaten erkrankte er, der arme Prediger! — Als Mensch war er ebenfalls nicht im rechten Fahrwasser, nicht im gehörigen Elemente. Er war für das profane, nicht für das geistliche Lehrfach geschaffen. Mathematik und Astronomie trieb er mit Vorliebe; am gestirnten Himmel las er die Wunderwerke des unsichtbaren, hoch über dem Raume schwebenden Schöpfers. Von seinen einzelnen gedruckten Predigten ist vorzüglich die, welche sich mit diesem unendlichen Stoffe befaßt, hervorzuheben.

Am Anfang der Juliregierung wurde Dürrbach von der stillen Landpfarrei Thränheim (ominöser Name!) in die Sankt-Nikolaikirche nach Straßburg berufen. Auch

las er einzelne, ausgezeichnete Kollegien über Aesthetik, und versah einige Jahre lang die Stelle eines Almoseniers und Religionslehrers an der Normalschule. Hier wurde ihm wohl nicht mit Unrecht vorgeworfen, er entferne sich allzusehr von dem speziellen Zwecke seiner Berufung. Was er seinen Schülern vordoziren mochte, war gewiß ausgezeichnet gut; aber, wohl nicht immer am rechten Orte vorgebracht ..... Er wurde seiner Stelle entsetzt. Dies Mißgeschick ließ einen tiefen Stachel in seiner Brust; nie hat er diesen Schmerz überwunden. Wie viel persönliche Gereiztheit dazu beitrug, ihn gegen gallisches Wesen aufzubringen, lasse ich unerörtert. In letzter Zeit, vom siebzigsten in das achtzigste Jahr, hatte er sehr gealtert; er schlich gebückt einher; der satyrische Zug auf seinem Greisenantlitz deutete auf inneres Leiden. Er betrat die Kanzel nicht mehr. Dürrbach gehört zu dem Häuflein der befähigten Geister, die hier zu Lande der zwitterhaften Stellung zwischen Ost und West zum Opfer fielen.

VIII. Daniel Hirtz.

Daniel Hirtz, der Drechslermeister, ist als lyrscher Dichter in seiner Vaterstadt Straßburg und jenseits des Rheines ein wohlbekannter Name. Er ist in spätern Jahren seinem ersten Berufe untreu geworden; ich denke, nachdem er einmal an dem Musenquell Hippokrene seine Lippen genetzt, fiel ihm die materielle Seite seiner täglichen Beschäftigung zur Last, oder gab ihm, dem Familienvater, nicht mehr genugsamen Unterhalt. Wie dem auch

sein mag, der Dichter Hirtz wäre, seinem alterego, dem Drechslermeister gegenüber, ein undankbarer Geselle, hielte er nicht die Erinnerung an seine Jugend und Mannesjahre fest. Gerade diese unliebsame Lage, gerade diese bürgerliche Stellung ward für den Sänger zum Isolirschemel, der ihn elektrisirte, und neunundneunzig Prozent zu seiner lokalen Berühmtheit beitrug. Wenn er in seinen „Freuden und Leiden" singt:

Wär' ich so ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf;
Aber ach! mich armen Tropf (ächt elsässisch)
Fesseln Arbeitspflichten.

Wenn er dermaßen seine geheimen Wünsche ausspricht, da scheint er mir in großem Irrthum befangen. Mir ist durchaus nicht bewiesen, daß Daniel Hirtz, wäre er ein Millionär oder auch nur ein Zehntelsmillionär gewesen, sich zu einem hohen Sitz auf dem deutschen Parnasse aufgeschwungen hätte. — Er wäre vielleicht eingeschlummert in deliciis Capuæ. Er hatte wohl, als Jüngling, keine Ahnung von allem, was heutzutage zu einem Vollblutdichter gehört, welche ungemeine klassischen Vorkenntnisse, welches innere vulkanische Leben im Busen, bei olympischer Klarheit im Geiste, welche Ausdauer, welches ungezähmte Streben nach einem, wenn auch unerreichbarem, Ideale.

Um zu versifiziren
Muß man den Teufel im Leibe spüren,

sagte schon Voltaire; und das ist wohl einer der treffend-

sten Einfälle, die dem unfläthigen Patriarchen von Ferney über die Satyrlippen gekommen. Gerade die beschränkte Existenz des Drechslermeisters, somit eine gewisse unbestimmte weitlose Analogie mit dem Altmeister Hans Sachs verhalf dem Daniel Hirtz zu seinem Rufe. Dieselbe Dosis von poetischer Anlage in einem vom äußern Glücke Begünstigten, oder einem dem gelehrten Fache Angehörigen hätte keineswegs hingereicht, ihn aus der Menge hervorzuheben und seinen Namen auch nur in den Vorhof des Unsterblichkeitstempel zu tragen, wovon der Sänger des rasenden Rolands eine so herrliche Beschreibung für die Nachwelt in seinem Rittergedichte niederlegte.

Seitdem Daniel Hirtz sich, exclusive, mit intellektuellen Arbeiten zu befassen hat, kam der bescheidene Mann, die herzlich treue Seele, wohl selber zu dieser Einsicht. Auch so ist sein Loos, ich will nicht gerade sagen beneidenswerth — wessen Schicksal ist beneidenswerth hienieden — aber doch der erträglichen Eines. In dem engern Zirkel, den er einhielt, wurde er nicht verfolgt und begeifert; es ließ ein jeder seine anspruchslosen Lieder gelten; und gerade dem kunstfertigen Arbeiter an der Drechslerbank wurde oft, als Dichter, zu gute gehalten, was einem klassischgebildeten, oder sich für einen solchen ausgebenden Schriftsteller, als defekte Form oder Versündigung gegen den guten Geschmack zum Vorwurf gereicht hätte. — Die Naivetät des Ausdrucks hebt bei Hirtz über die Weitschweifigkeit der meisten seiner poetischen Aufsätze hinweg; seine schwachen Seiten zu verhüllen, bedarf er keines Gewandes; er gibt einfach her, was ihm nach vollbrachtem, ermüdendem Tagewerk seine heimliche Freundin, die Muse der Werkstatt, einflüsterte.

Daniel Hirtz erhielt einmal, vor Jahren, den Besuch der schriftstellernden Helmina von Chézy. Man kann sich keine größern Gegensätze denken, als den schlichten Meister, vielleicht in Hemdärmeln, an seiner Drehbank und die barocke, affektirte, alternde Dichterin. Die Schwester in Apollo umarmte den Meistersänger. Ich weiß nicht, wie diesem dabei zu Muthe war, und ob er sich von diesem Weihekuß geehrt fühlte; ich hätte mir diese Hexengunst verbeten.

Durch seine unzähligen Gelegenheitsgedichte — wie Göthe behauptet, die Grundquelle aller wahren Poesie — hat Daniel Hirtz sich die Liebe und Achtung vieler seiner Mitbürger in hohem und niedern Stande erworben; das ist wohl der reinste Gewinn seiner langen Laufbahn; er darf darauf stolz sein. Auch als populärer Kalendermann hat er, anonym, in weiten Kreisen Belehrung und Erheiterung verbreitet. Hierin folgte er dem Beispiele Hebels, welcher, unbeschadet seiner herrlichen allemanischen Lieder, durch seinen „Hausfreund" im Rheinlande gemeinnützige Kenntnisse und edelmüthige Gefühle in segensreicher Wirksamkeit wie Samen einer bessern Welt ausstreute.

Auch viele Gedichte in Straßburger Mundart hat Daniel Hirtz geschrieben. Auf diesem Boden erkläre ich meine Inkompetenz; nicht daß mir diese Mundart fremd wäre; aber, den Pfingstmontag ausgenommen, der einem höhern philologischen und sittenmalenden Zwecke dienen mußte, will mir scheinen, daß Verse in diesem mit unzähligen wälschen Brocken untermischten patois sich meist ziemlich trivial ausnehmen, und keineswegs dem idyllischen Dialekt, den Hebel gebraucht, gleichzu-

stellen ist. Ich verhehle mir keineswegs, daß ich durch diesen Ausspruch gegen eine biblische Vorschrift verstoße, und zu vielem Aergerniß Anlaß gebe.

Drum lieber noch einen Rückblick auf seine ächt deutschen Gedichte. Den gold'nen Boden seines Handwerks hat er ja selber gefeiert und verherrlicht, indem er die vielfachen Utensilien, Möbel, groß und klein, Spiel- und Werkzeuge besang, die aus der Hand des Drechslers hervorgehn. — Den einfachsten Begebenheiten des täglichen Lebens sind wohl die Vorlagen seiner besten Lieder entnommen. — Des jugendlichen Wanderers Eindrücke auf der Reise, seine Sehnsucht nach der Heimath, nach der Verlobten, die Vorfreuden der Ehe, die Geburt eines Kindes, die Kindergebete, die Wiegenlieder, das sind die Anlässe, bei welchen sich die Brust des Naturdichters ergießt. Er fesselt durch seine naiven Geständnisse, wenn dieser Ausdruck der offnen, fast schmucklosen Rede eines liebenden Gemüthes zukömmt.

Dem Münster gegenüber, oder auf seinen Zinnen, schlägt ebenfalls das Herz des Dichters in stärkern Schlägen . . .

Nun steht schon manch' Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus,
Gepriesen und bewundert,
Schaut's kühn und stolz hinaus;

Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alsatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz.

Nicht Gränzen sollten scheiden
Dieß bied're Volk, dieß Land;
Bei Gott, 's wär zu beneiden,
Umschläng's Ein festes Band.

Verwächst zu einem Stamme
Dieß Volk einst und dieß Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal.

Das war vor mehr als einem Vierteljahrhundert geschrieben, und klingt jetzt wie ein sonderbarer Ahnungslaut herüber. — Für heimische Lehrer und Künstler hat Daniel Hirtz ebenfalls Worte des Dankes und der Bewunderung. Mit einem Wort, er ist so recht aus dem heimischen Boden entsprossen, wurzelt hier tief und fest, entlehnt aus solchem seine besten Kräfte, und würde in anderer Heimath, vielleicht nur über die Vogesen oder den Schwarzwald versetzt, viel von seinem Werth verlieren. — Elegieen und sonstige Gedächtnißverse, die auf gleichzeitige politische Begebenheiten hindeuten, sprechen weniger an; es sind zwar die Gedanken und Empfindungen eines ehrenwerthen, liberalen Bürgers; nur erhebt sich der Ausdruck nicht mit den Schwingen der Begeisterung über die Sphäre der gewöhnlichen Ansichten. Dahin rechne ich z. B. die bei dem unerwarteten und verhängnißvollen Tode des Herzogs von Orleans geschriebenen Strophen.

Seine Wanderjahre in den Ländern Mitteleuropa's hat er in einem Bändchen erzählt, das in vielen Bürgerfamilien gerade durch die anspruchslose Erzählung des Erlebten und Geschehenen beifällig aufgenommen wurde.

Auf solchen Fußreisen war es jedenfalls dem Pilger vergönnt, mehr und besser zu beobachten, als dem rasch dahinfliegenden Eisenbahnfahrer. Doch, wer stemmt sich gegen das Rad der Zeit? . . . Fünfundzwanzig Jahre nach seiner Gesellenwanderung hätte Daniel Hirtz seinen Reisezug ebenfalls auf den Schienen oder per Dampfschiff unternommen, wäre vielleicht nach Amerika hinübergefahren, hätte sich vielleicht in einer Ansiedelung des fernen Westens niedergelassen. Aber solches war nicht in den Sternen geschrieben: — und so haben wir ja die zweite, vermehrte Auflage seiner Gedichte in dankbaren Händen.

XI. Das Pfeffelalbum.

Im Jahre 1859 erschien in Kolmar das sogenannte Pfeffelalbum, eine Sammlung lyrischer Gedichte von Elsässer Sängern, als Beitrag zum Pfeffeldenkmal, das kurz vorher an der Ostseite des Museums zu Unterlinden eingeweiht worden. Etwa dreißig Namen, theils schon verstorbener, theils noch lebender Dichter waren in diesem friedlichen, anspruchslosen Musenalmanach eingezeichnet; ihre Elegieen, Balladen, Lieder, Denksprüche u. s. w. hatte Theodor Klein gesammelt und mit einem rythmischen Vorwort eingeleitet:

Auch an des Rheinstroms linken Borden,
Und an des Wasgaus grünem Hang,
Erklingt es noch von Liederworten,
Und schmettert jubelnder Gesang . . . . .

.... Mein Elsaß, sprich; was hat die Glocken
Des Lands in hellen Schwung gesetzt?
Was hat die Schwerter mit Frohlocken,
Des Liedes Schwerter frisch gewetzt?

Es ist Dein Name, blinder Dichter,
Mein Pfeffel, der das Wunder übt!
In Deiner Brust ward's licht und lichter,
Je tiefer sich Dein Blick getrübt ....

.... Du hast das Banner vorgetragen,
Der edeln Dichterschaar vom Rhein,
In fernen längst vergangnen Tagen,
Und sollst auch heut' die Losung sein.

Jeden dieser sangesfrohen Söhne des Elsasses einzeln zu charakterisiren wäre wohl eine wo nicht schwierige, doch undankbare Aufgabe. Es sind darunter wohlbekannte Namen; die Mehrzahl wo nicht alle der schon vorgeführten Verfasser. Einige erscheinen mir wenigstens zum erstenmal, und nicht immer die unbedeutendsten. In der Lyrik überhaupt eine Rangordnung anzuweisen, die einen emporzuheben, die andern herunterzusetzen, ist unmöglich, und wäre auch ungerecht. Aber da ich mir einmal vorgesetzt, eine annähernde Aufzählung der Männer und Frauen zu geben, die im Elsaß, zu unserer Zeit, den Cultus der deutschen Sprache bewahrt, so trete ich nicht zurück, und protestire nur vorläufig gegen den Vorwurf absichtlicher Parteilichkeit, absichtlichen Uebergehens.

Auch bitte ich, mir keine frivole französische Galanterie vorzuwerfen, wenn ich mit zwei Damen beginne. Die eine, Charlotte Engelhart, eine Tochter des berühm-

ten Hellenisten Schweighäuser, eine Schwester des gleichnamigen Archäologen, ist seitdem achtzigjährig gestorben. Schon lange war sie mit einer totalen Taubheit behaftet, mithin von allem äußeren Verkehr abgeschnitten. In gesellschaftlichen Freundeskreisen rezitirte sie nicht ungern ihre anmuthigen Produkte. Ihr Styl verrieth die etwas laxe Wieland'sche Schule. Ich hatte einmal das Vergnügen, einem solchen Vortrage beizuwohnen; der Gegenstand, in Form einer Epistel, betraf ihre Lieblingskatze. Es ist schon lange her, seitdem habe ich die lebhafte Greisin nicht mehr gesehen. Das Pfeffelalbum bietet uns von ihrer Hand eine niedliche halbsymbolische Erinnerung an die Schweizerflora: „Der Enzian vom Rigi im Stadtgärtchen." Es ist etwas breit gerathen, aber doch nicht zu verwerfen.

Die zweite Dame, Karoline Neßler, ist des Augenlichtes beraubt. Eine Elegie: „Des Blinden Abschied von der Welt", öffnet eine Einsicht in das friedsame Gemüth der Dichterin:

. . . . Welt, leb wohl, mit deinen Rosensünden!
Von Nacht umgraut, werd' ich den Himmel finden.

Ihr Bruder, Friedrich Neßler, ist auch als Lyriker in das Album eingetragen. Er lebte damals in dem schönen Lausanne am Genfersee, und feiert dort die großen Alpenszenen, das Kommen des Frühlings und die geschichtlichen Erinnerungen. Das von Byron besungene Chillon und der idealisirte Bonivard tauchen wieder auf in Neßlers Versen.

Ich war ganz betroffen, zwei ächt französische Namen, die zwei Brüder Parmentier, als deutsche Dichter im Pfeffelalbum zu treffen; eine sonderbare, doch angenehme

Erscheinung. Als biographische Notiz sei hier angeführt, daß der eine dieser Brüder, Theodor Parmentier die Violinistin Therese Milanollo geheirathet. Auf dem mittelländischen Meere, gegen Sebostopol segelnd, (Mai 1855) schrieb er in sein Reisebuch:

Bist du es schon o Tod, der kommt,
Und klopft an meiner Tage Pforte?
Ich folge gern, obgleich mir däucht,
Ich sei noch nicht am Orte.

Hatte der Dichter etwa sein späteres Glück geahnt?

Naturgefühl und Naturgenuß athmen die Lieder von Wenning und von Theodor Stricker; der letztere ein Pfarrherr, legt auch in kurzen Sprüchen, religiöse Gedanken nieder.

Theodor Klein, der Sammler des Albums, gibt mehrere Balladen aus alter und neuer Zeit zum Besten. „Heliopolis", aus einem Cyklus, „Kleber" betitelt, ist ein Gemälde voll Kraft und Leben. Wie die meisten in diesem Bändchen aufgenommenen Sänger hat er für die Stunden der Weihe in der großen Bergnatur offnen Sinn und ein dankbares Herz; aber auch den Heimathsleiden ist er nicht fremd:

Wenn in der Neigung, die es fühlt,
Ein Herz wird oft gekränkt,
Das ist's, was seine Liebe fühlt,
Und uns mit Kummer tränkt.

Es gleicht der Blume, deren Haupt
Von Sonnengluth versengt,
Vom Qualm der Straße dicht bestaubt
Zur Erde niederhängt . . .

Einst hat das Herz wohl einen Dorn
Der Liebe still gehegt,
Worin nur eitel Haß und Zorn
Die wilde Woge schlägt.

Auf dem Heidelberger Schlosse singt er ein ernstes Lied. Welcher Besucher fühlte sich nicht tief angeregt in jenen wunderbaren, von herrlichen Bäumen, duftendem Gesträuch und Blumen umringten Ruinen! Ich kann also mit dem besten Willen dem gefühlvollen Dichter kein absonderliches Lob spenden; er ist der Hunderten Einer, die sich dort unwillkürlich in die Märchenwelt, die Geschichte und den Naturgenuß versenkten.

Unter den Verstorbenen, deren Andenken durch das Album aufgefrischt wird, zeigt sich mit einem Paket Denksprüchen und Sinngedichten der Pastor Schaller, Verfasser eines zu seiner Zeit, im Elsaß viel gelesenen komischen Epos, „der Perückenkrieg“ betitelt. Mir ist dieses literarische Kuriosum nie zu Händen gekommen. In der berühmten encyklopädischen Bibliothek des seligen Kanzelredners Isaak Haffner stand es, und zwar im Katalog mit einem vernichtenden Strafwort bezeichnet. — Was die mitgetheilten Sinngedichte anbelangt, da ist kein verfänglicher, aber auch kein sublimer Gedanke.

In der nämlichen Rubrik der schon Abgeschiedenen zeigt sich ein jetzt verschollener, aber vor bald siebzig Jahren oft genannter Name, den ich nicht unter den elsässischen Dichtern zu treffen dachte. Ich meine Pfersdorff, der als Gendarmerie-Offizier bei der Verhaftung des unglücklichen Herzogs von Enghien eine untergeordnete Rolle spielte. Seine eingerückten Gedichte oder

vielmehr fragmentarischen Skizzen mögen als historische Curiosa gelten, poetischen Werth kann ich denselben nicht zuerkennen.

Nicht so der Nachlaß von Ferdinand Braun, der in vollem Mannesalter, wie mir scheinen will in bedrängten Umständen, zu Paris starb. Es liegt in diesen lyrischen Ergüssen ein tiefer Schmerz verborgen. „Die Zigeuner", wohl durch Beranger's Bohémiens eingegeben, athmen eine sonderbare fessellose Stimmung in kernhafter Sprache. Und „das Lied im Mai", welches Leiden offenbart es doch in des Sängers Gemüth!

Und in der Freude mitten d'rin,
Mitunter diesem Lustgekose
Beschleicht es mich wie Traurigkeit,
Seh' ich voll Kummer fast die Rose.

Warum denn dies, sag' an mein Herz!
Weil die Erwartung ist vergangen?
Weil im Besitze unser Glück
Viel kleiner ist als im Verlangen? . . .

Das tragische Loos des Sängers Rizzio hat in einer Ballade Ungerers einen wehmuthsvollen Ausdruck gefunden. Hackenschmidt leiht einer Szene aus Hans Holbeins Leben ein einfaches poetisches Gewand.

Der unter dem Pseudonym Ludwig Lavater vor etwa dreißig Jahren aufgetretene Dichter liefert hier als Beitrag einige dem „Ikarus" und der „Susanna", des Bildhauers Graß gewidmete Strophen. Vor „Vater Oberlin's Schattenriß" wirft er einige kennzeichnende Konturen des „praktischen Heiligen" auf das Papier. —

Gleich zu Anfang habe ich erklärt, ich könne nicht allen gerecht werden. Der Lobredner des Ikarus und der Susanna wird mir gnädigst verzeihen, daß ich seinen in französischer Sprache von Pfeffels Uebersetzer wiederholten Text hier nicht anführe. — Ich behalte mir eine besondere Uebersicht seiner poetischen Leistungen vor.

X. Ludwig Schneegans.

Auf dem Felde der Lyrik fanden wir uns einer beträchtlichen Anzahl deutscher elsässischer Dichter gegenüber; dasselbe Verhältniß zeigt sich durchaus nicht in der Dramaturgie.

Den Pfingstmontag, und seinen berühmten Verfasser hier wieder zu besprechen, hieße Eulen nach Athen tragen. Für jetzt wenigstens komme ich nicht auf dieses Lustspiel in Straßburger Mundart zurück. — Beinahe in derselben Zeit, als der humoristische, geniale Arnold sein Werk der Oeffentlichkeit übergab, und Göthe's Lob einheimste, versuchte sich einer seiner jüngern Freunde im tragischen Dichtungsfache. Im Jahre 1817, dem Jubeljahr der Reformation, erschien hier ein Trauerspiel in fünf Akten, mit dem bedeutsamen Titel: „Religion und Liebe", von Friedrich Schützenberger, dem nachmaligen Maire von Straßburg. Der kaum neunzehnjährige Verfasser hat den Stoff zu seinem dramatischen Versuche ganz in seinem eigenen Busen aufgegriffen; es war keine historische Tragödie. — Nach der Fiktion des Dichters, sucht ein Edelmann, von Luthers

Werk begeistert, die Glaubenslehre in Wälschland einzuführen, und geht, wie zu erwarten, in seinem Streben zu Grunde. Das Stück hält regelrecht die Vorschrift der drei klassischen Einheiten inne, ist also der Form nach, ganz nach französischem Schnitte; aber die Schillerische Gedanken- und Gefühlswelt herrscht in der Auffassung der Charaktere; der Styl ist nach Schillers Styl gemodelt. Der ganzen Komposition fehlte somit die Originalität; aber die Handlung ist gedrängt, lebhaft, interessant, das harmonische Gleichgewicht aller Theile ließ die Hand eines kombinirenden Künstlers ahnen. Der Dichter hätte größere Aufmerksamkeit verdient. Die Theilnahmslosigkeit seiner Mitbürger kränkte ihn tief; er ging in andere Bahnen über.

Der Name des Dichters, den ich diesem kritischen Paragraphen voransetze, hat in Deutschland schon einen gewissen Ruf erlangt. Ludwig Schneegans, der Sohn gleichnamigen verstorbenen Stadt-Archivars, ist der Verfasser zweier Tragödien: die eine „Tristan und Isolde“, wurde so viel mir bewußt, nicht auf das Theater gebracht; die zweite dagegen, „Maria, Königin von Schottland“ erlebte auf dem Münchner Hoftheater einige Vorstellungen; und der noch ganz junge Dichter feierte einen schönen Abend; er wurde gerufen. Dieser Applaus wird ihm hoffentlich zum Sporn dienen, noch Schöneres und Gediegeneres zu leisten. Dramatische Anlage läßt sich ihm durchaus nicht absprechen; aber noch sind in seinem Kopf und Herzen die Elemente in Gährung.

Das Sujet von Tristan und Isolde ist allbekannt. Dem altdeutschen erzählenden Gedichte Gotfrits von Straßburg entnommen, bietet es unstreitig einen erwünsch-

ten, bedeutenden Stoff zu dramatischer Bearbeitung; aber die Gefahr des Vergleiches mit dem Urbild stand hier in unmittelbarer Nähe. Nicht mit dem vorgefaßten Plane, diesen dramatischen Jugendversuch eines Elsässers zu bekritteln, las ich vor fünf oder sechs Jahren*) das niedliche Bändchen durch; es wäre ein erwünschter Vollgenuß gewesen, mich dem Dichter ganz, unwillkürlich hinzugeben, die idyllische und tragische Lebensgeschichte mir auf einer ideellen Bühne zu vergegenwärtigen. Bei einzelnen Szenen fühlte ich mich gefesselt und ergriffen, aber der Eindruck, im Ganzen, war unbefriedigend. Eine durchgängig glänzende, metaphorische, aber oft in Schwulst und Bombast hinüberspielende Sprache ließ schon in stylistischer Hinsicht keinen reinen Genuß aufkommen; einige Charaktere z. B. die Bösewichter Melot und Mariotto, schienen mir ganz verfehlt: die unnachahmliche Liebeständelei der zwei Hauptgestalten im Gotfrit'schen Epos, fand ich nur verkümmert und in preziösem Style wieder; den zarten Hauch der Leidenschaft, der wie ein Rosengewölk über dem ganzen altdeutschen Gedichte schwebt, vermißte ich überall; nur wo der Verzweiflungsschrei der unglücklichen Liebe dem Dichter Anlaß gibt zu Ausbrüchen des gesteigerten Affektes, überkam es mich wie eine Rückerinnerung an das Originalwerk der Hohenstaufischen Epoche. Doch in der ganzen dramatischen Vorlage fiel mir die übersprudelnde Kraftfülle des jugendlichen Verfassers auf; er steht, so sagte ich mir, noch diesseits am Scheidewege; noch kann er, ohne Ein-

Tristan, Trauerspiel in 5 Aufzügen mit Vorspiel von Ludwig Schneegans. Leipzig 1865.

buße an seiner urkräftigen Natur, einlenken in die Bahn der klassischen Dramaturgie, und von heitern Höhen herab, die Leidenschaft seiner Phantasiegeschöpfe bewältigen und lenken.

Die Momente, die sich in dem leider abgebrochenen Gedichte Gotfrits und seines Fortsetzers verwerthen lassen, hat L. Schneegans taktvoll gewählt. Ergreifend ist die Szene, welche uns den alten König Marke, den betrogenen Gatten der engelschönen, aber nicht engelreinen Isolde vorführt, im Augenblick, da er ihre und Tristans, seines Adoptivsohnes Schuld entdeckt und die beiden Liebenden mit Verbannung begnadigt. Wie im epischen Gedicht, begeben sie sich, mit der Verachtung des beleidigten Gatten und Vaters beladen, auf die Reise. Ich will damit nicht gesagt haben, daß Shakespeare, Göthe oder Schiller hier nicht ganz andere Saiten angeschlagen hätten; aber für einen zwanzigjährigen Dramaturgen ist diese Parthie ganz gut gerathen; weniger die, welche den Aufenthalt der Liebenden in der Waldhöhle und das Eindringen des nun plötzlich rachesüchtigen Königs schildert. Einen so wankelmüthigen und im Grunde schwachen Greisen den Augen des Zuschauers in gehöriger Perspektive zu zeigen, und das noch immer rege Räderwerk dieses halbverknöcherten Herzens bloszulegen, dazu gehörte eine Meisterhand und eine Welterfahrung, die unserem frühreifen Landsmann abging.

In den beiden letzten Akten zeigt er dagegen die ätzende Wirkung der Abwesenheit und der Trennung auf das Gemüth des überreizten Tristans, seine zweite Liebe zu einer zweiten Isolde, seine Reue, seine bodenlose innere Qual, seine erschütternde Rückkehr zu dem Todbette der

ersten, ächten Isolde. — Die Schrecken sind in der letzten Szene etwas gehäuft; beide Geliebten und der Held gehen zusammen unter; doch Shakespeare erweist sich, bei ähnlicher Gelegenheit auch nicht gemäßigt; im Hamlet fällt ja eine ganze Königsfamilie, die Nebenpersonen ungerechnet, als Sühnopfer.

Mit „Maria, Königin von Schottland"*) betreten wir historischen Boden. Dies Experiment auf festem, reellem Grunde, ist unserem Dichter nicht mißlungen. Dem kecken Wagniß, nach Schiller, eine Maria Stuart auf eine deutsche Bühne zu bringen, brach Ludwig Schneegans von vornherein die Spitze ab, indem er zu seiner Tragödie eine der früheren Lebensperioden der königlichen Sirene wählte. Hätte Schiller in seiner Jugend, als er die Räuber schrieb, eine Maria Stuart, wie er es vorhatte, dramatisch vorgeführt, gewiß wäre ihm die leidenschaftliche Periode der Jugendverirrungen der schottischen Königin als erwünschte Vorlage erschienen. Ein derartiges Sujet wäre ihm, auf seinem damaligen Standpunkt und in seiner excentrischen Stimmung, kongenial gewesen. Diese Behauptung wurde schon von einem deutschen geistreichen Kritiker**), und nach ihm von dem Verfasser gegenwärtiger Skizzen vor sieben Jahren aufgestellt. Ich weiß nicht, ob Ludwig Schneegans von dem einen oder dem andern die erste Idee zu seinem Plan entlehnte. Es thäte dies übrigens seinem Verdienste keinen Abbruch.

Wir sind im Jahre 1566; Darnley ist Maria's

*) Drama in 5 Aufzügen. Heidelberg 1868.

**) Beyer.

Gemahl, Rizzio der Musiker ihr Liebling, Bothwell ihr fatalistischer Verführer, ein ehrgeiziger Vasall, der nach Szepter und Krone die Hand ausstreckt und sich durch die mephistophelische Eroberung des Herzens der Königin den Weg zum Throne bahnt. In zweiter Linie zeigen sich die schottischen Lords, die offnen oder geheimen Gegner der Maria Stuart; Melvil, der Haushofmeister, der treue Knecht, dem wir bei Schiller im fünften Aufzug wieder begegnen, und der Reformator Knox, dessen eherne Prophetenstimme wie die Posaune des letzten Gerichts bei einigen kritischen Wendepunkten erschallt. — Die meisten Charaktere haben eine individuelle Haltung und Färbung; die Aktion eilt ziemlich rasch zum verhängnißvollen Ziele. Am Eingang ist Maria noch schuldlos, doch schon auf abschüssigem Pfade, bei der Katastrophe belastet sie schon direkte Mitschuld am Tode ihres Gatten, und die indirekte am Untergang des italienischen Sängers. Was Schiller erzählend ins Gedächtniß zurückruft, das spielt hier lebhaft vor unseren Augen sich ab.

Ein Vorwurf drängt sich hier unwiderstehlich auf. — Unseres elsässischen Dichters Heldin ist nicht liebenswürdig; wir stehen einer leidenschaftlichen Frau gegenüber, die nicht auf gesetzlichem Wege und durch ein unbedingt sich hingebendes Herz gewonnen wird. Sie sucht ein Ideal, aber nicht ein Ideal der Heldengröße oder der Männertugend; nein, sie will einen Mann, der sie unterjoche! Sie sagt in hochtragischem Tone, was die Frau des Moliere'schen Sganarelle in komischem, ächt populärem Worte ausspricht; sie liebt die Schläge. Darüber läßt sich nicht rechten. Bothwell hat ihr in diesem Sinne recht sehr Genüge geleistet.

Aus Rizzio macht Herr Schneegans nicht den romantischen wälschen Sänger, dessen Namen Schiller in die Unsterblichkeit eingeführt; hier ist er nur ein eitler Mann — ich bediene mich eines gemäßigten Ausdrucks — der selbstverständlich dem innersten Gemüthe der Königin fremd bleiben mußte, und blos als Zeitvertreiber diente.

Von Darnley schweigen wir lieber ganz; er ist vom Dichter recht brav gezeichnet; aber dies schwankende Charakterbild vermag uns ebenso wenig als Rizzio und Bothwell zu fesseln.

Nun werden mich meine Leser fragen, was ich nach all' diesen Ausstellungen an dem ganzen Gedichte auf festen Füßen lasse. Darauf erwiedere ich: Eben das Ganze. Daß wir den handelnden Personen — den ehrlichen Melvil etwa ausgenommen — unsere Liebe und Achtung nicht zuwenden, benimmt selbigen nichts von ihrem dramatischen Werthe. Der Autor zeigt sich befähigt für Zeichnung dramatischer Charaktere. Sein Styl ist in diesem Produkte bedeutend einfacher und gemäßigter als im Tristan; nur bisweilen verfällt er, besonders wenn er die sinnliche Leidenschaft malt, in etwas überschwenglichen Pathos; puritanische Frauenlippen würden sich nicht dazu verstehen, auch nur halblaut folgende Versen, die er in Darnley's vorwurfsvollen Mund gelegt, nachzusprechen:

„Du liebtest mich; noch brennen Deine Küsse
Verzehrend mir im Herzen; Sternenjubel
Der süßen Nächte rast mir noch im Blut;
Du hast mich einst geliebt, und wenn Du läugnest,
Die Sel'gen droben, die Dich weinen sah'n,

. . . .

. . . .

Die Sel'gen, die für unsre Seligkeit
Das Glück des Himmels hingeworfen hätten,
Strafen Dich Lügen.

Es mögen für Ludwig Schneegans die Zeiten kommen, wo er sich und seine Leser und Zuschauer an moralisch großen und schönen Charakteren aufrichten, oder, sollte er sich auf dem vulkanischen Gebiete der irdischen Leidenschaft immerfort hinhalten, nicht über die zarte Grenzlinie des Schicklichen schreiten wird. Auch Schiller hat eine Eboli geschaffen und in einem Augenblick, ganz geeignet zu verführerischer Schilderung hingestellt. Die Metaphern der Spanierin streifen bis an die äußerste Marke des Erlaubten; aber dort hält der Dichter inne; der ästhetische Sinn muß sich nicht abwenden, schüchtern wie eine Mimose; das aber ist das Kennzeichen des Genius, der sich an rechter Stelle zu bezähmen weiß.

XI. Ludwig Lavater.

Ich darf diesen Namen in der Reihenfolge der alsatischen Dichter nicht ganz unterdrücken, und doch, von ihm zu sprechen, ist für mich eine heikle Aufgabe. Er ist mir ein naher Verwandter, früher sehr eng verbrüdert. Seit vielen Jahren verlor ich ihn zwar aus den Augen, und ich glaube, aus so großer Ferne ihn ganz unparteiisch als Fremden behandeln zu können. Aber die wenigen Leser, die eingeweiht sind in die enge Verbindung, die zwischen dem Dichter und dem Kritiker

bestand, glauben mir vielleicht nicht auf mein Wort. Sie sollen sich bald überzeugen vom Gegentheil, und finden, daß ich vielleicht allzustreng gegen einen halb Abgeschiedenen verfahre; denn, dem bewährten Sprüchworte zufolge: «de mortuis nil nisi bene», sollte man auch bei untergeordneten Leistungen, wenn solche von Verschollenen herrühren, mit Schonnng verfahren.

Ludwig Lavater hat den großen Fehler begangen, seine Kräfte auf zwei Bahnen, in der französischen und deutschen Literatur zu zersplittern. Er gesteht dies mit unverholener Aufrichtigkeit in der Vorrede seiner schon im Jahre 1839 erschienenen Gedichte:

„Mächtige, außer dem Bereich der Willenskraft fußende „Umstände haben den Mann mehr oder weniger dem „Treiben seiner Jugend entfremdet . . . ein Uebel ent„sprang für ihn aus seiner Verpflanzung in die Haupt„stadt, ein unseliges Schwanken zwischen zwei sich be„kämpfenden Sprachen . . . Im Doppelringen zersplit„terten sich seine Kräfte. Aufmunterung und Theilnahme, „die Lebensatmosphäre des Dichters fehlte; die Morgen„röthe alsatischer Erinnerungen drang mühsam durch „den Dunstkreis der zwischen den Hügelreihen von Mont„martre und St. Geneviève, im Sommer und Winter, „Jahr aus, Jahr ein, gewitterbrütend sich lagert; die „Glockentöne der Kindheit verhallten nach und nach im „Wogen und Brausen der Weltstadt . . .“

Nun möchte ich, zürnend, den Verfasser dieser Jugendgesänge, dieser Reiseerinnerungen, dieser sehnsüchtigen Lieder an das heimathliche Elsaß, nun möchte ich ihn fragen: „Warum hast Du diese besseren Stimmen in Deinem Innern verkannt? Warum suchtest Du nicht

in engere Verbindung zu treten mit Deinem intellektuellen Vaterland jenseits des Rheines? Warum brachtest Du freiwillige Opfer auf dem Altare der falschen Götter? Ich lese neben Deinem Namen den Titel französischer Romane, deren Verfasser Du bist; warum ließest Du Dich verleiten in die Kreise, die sich um die bewunderten Modegötzen schaarten, und Dich keineswegs als ihresgleichen brüderlich aufnahmen? Du hast Dein Herzblut ausgegossen im „Henri Farel“ und dem »Nouveau Candide«; warum ließest Du Dich hingehen „in den Wogen der Weltstadt“, und liehest Dein Ohr nicht mehr den Glockentönen der früheren Jugendzeit? Dann hättest Du, nicht aufgelöst wie ein winziges Atom im brodelnden gallischen Hexenkessel, Dich vielleicht oben gehalten in der krystallhellen Fluth der deutschen Dichterquelle und Dein Streben hätte seinen Ausdruck gefunden in den reinen Akkorden der Muttersprache.“

Auf diese harten Vorwürfe könnte aber der arme Ludwig Lavater doch entgegnen, daß er sein Möglichstes gethan, der Muttersprache unter den ungünstigsten Verhältnissen dennoch treu zu bleiben; daß bei jedem, wenn auch noch so kurzen Aufenthalte in der alsatischen Heimath sein früheres Dichten und Trachten wie eine neubegossene Wurzel frische Zweige emportrieb; daß aber diese Schößlinge nicht zu einem Baume heranwuchsen, daran seien die täglichen, unabweislichen Pflichten schuld.

Nehmen wir somit den Verfasser, wie er sich demüthig und reuig gibt und werfen wir einen flüchtigen Blick auf seine im Jahre 1839 bei Heitz in Straßburg herausgegebenen Gedichte. Sie theilen sich in mehrere Rubriken:

Die Jugenderinnerungen,
Die Erinnerungen aus Paris,
Aus dem Elsaß,
Aus der Fremde.

In den Liedern, die aus der ersten Jugendzeit des Sängers stammende und wohl nur fragmentarische Ueberbleibsel einer größeren Reihe von Gedichten sind, hört man Anklänge von Göthe und Byron durch; oft schwärmerisch, bisweilen humoristisch; eine leidenschaftliche Hinneigung zu Naturszenen herrscht überall; ein schwankendes, durch religiöse Zweifel gepeinigtes Gemüth gibt seiner Beklemmung unwillkürlichen Ausdruck: unter der Maske „eines Chorknaben“ birgt sich der Dichter selbst und wenn er die Nachtseite des Lebens andeutet, so möchte man gerne, hätte er es nicht bisweilen selbst gethan, ihn zurechtweisen und seine Blicke zum blauen klaren Himmel richten.

In den „Erinnerungen aus Paris“ finden sich einzelne abgegrenzte, aus dem Leben des Verfassers gegriffene Momente, die auf seinen Standpunkt und seine Verbindungen hinweisen. Dahin reihen wir die halb beschreibende, halb lyrische Ode: „Im Walde von Senars“; die Strophen an einen französischen Dichterfreund: „Auf dem Pont des arts“; die ahnungsvollen Verse: „Im Walde von Villers-Cotterets“. — Er hat, wie jeder denkende Mensch, Blicke frei in die Zukunft, und diese Blicke werden ihm unbewußt durch die nachfolgenden Ereignisse oft zur vollen Wahrheit. — Dahin möchte ich die Strophen rechnen, die Ludwig Lavater an eine Jugendfreundin im hohen Norden an den Ufern der Ostsee richtet:

. . . . Wie ruhig fließen Dir die Tage
In Deiner neuen Heimath hin.
Dort heulet nicht mit wilder Klage
Des Pöbels sturmbewegter Sinn.

Dort siedet nicht der Kessel über,
Worin Verläumdung giftig kocht;
Dort raset nicht des Aufruhrs Fieber,
Das hier an jede Schläfe pocht.

Wer weiß, eh' wenig Jahre schwinden,
Treibt uns vielleicht ein Sturmwind fort.
Knickt unsrer Auen duft'ge Linden
Und unsrer Kindheit Zufluchtsort.

Dann öffne Du mit milden Händen
Vertriebenen ein gastlich Thor,
Und zaub're an Europa's Enden
Ein zweites Vaterland uns vor.

So oft er seine Jugenderinnerungen wachruft, an Eltern oder Brüder oder Freunde denkt, oder für sie dichtet, so oft er „die schöne, liebe Heimathsebene" nach langer Trennung wieder sieht, so oft er an Hingeschiedene eine elegische Klage richtet, ist er einfach warm und tief ergriffen. Unter seinen zahlreichen poetischen Reiseskizzen springen die Bilder aus Rom wohl am meisten in die Augen und lokale Eindrücke, wie sie zum Beispiel das finstere Nachtgemälde des Scirokko widergibt, oder der Besuch im Vatikan, auf dem Janikulus, in den Umgebungen der Papststadt, sind augenscheinlich die idealisirte Reproduktion persönlicher Anschauung und Beobachtung.

Ein Berliner Kritiker hat auf die wenigen Uebersetzungen, die in diesem Bändchen sich vorfinden, aufmerksam gemacht, und unter andern die Abschiedsstrophen von Childeharold an Englands Küste als sehr gelungen bezeichnet. So schmeichelhaft diese Anerkennung dem pseudonymen Verfasser sein mochte, so muß sie, anderseits, ihm zum Vorwurf gereichen. Er konnte sich wiederholt zurufen, daß er seine Kräfte nicht gehörig auf einen Punkt gesammelt, daß er in der pietätvollen Nachahmung und Reproducirung größerer fremder romanischer und germanischer Dichter einen schönen Lebenszweck und Wirkungskreis gefunden hätte, wenn er sich nicht in seiner wirren Jugendzeit zu eigenen ausgedehnteren Schöpfungen aufgelegt oder befähigt glaubte. So konnte er sich, wie der Epheu, an einem mächtigen Baumstamm hinaufranken. Aber es ist nun einmal für jeden Sterblichen schwer, wenn nicht äußere Umstände begünstigend einwirken, sich im eigenen Busen zurecht zu finden. Ein französischer Kritiker hat seiner Zeit, im „National", einige einzelne Gedichte von Ludwig Lavater analysirt und übersetzt, unter andern die Strophen, die sich auf die reuige Sünderin Lavallière und die impenitente Buhlerin Pompadour im Schlosse von Etiole beziehen. Auch das muß ein Pfahl im Fleische Ludwig Lavaters gewesen sein, auch das war ein Aufruf, sich auf einem breiteren geschichtlich-poetischem Felde zu ergehen. Daß er sich damals dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, scheint er unwillkürlich in dem kleinen Gedichte: „Velletri", zwischen Rom und Neapel anzudeuten:

Im lieblichen Banditenlande,
Wo sich die Flur zum Feste schmückt,

Von jedem wald'gen Hügelrande,
Ein Städtchen freundlich niederblickt,
Wo nur antike Formen wallen,
Mit Liederklang in jedem Wort,
Hat uns das Dunkel überfallen,
Und drohet mit Verrath und Mord.

Ich kann es kindlich nimmer glauben,
Daß eine Maiflur Schlangen birgt,
Und daß vorüberfliehende Tauben
Der reiche Geier hungrig würgt.
Sie haben hier die üpp'ge Fülle
Olivengrün und Traubengold,
Und unter leichtgeritzter Hülle
Den Grund, der tausendfältig zollt.

Sie haben moos'ge Römersteine
In jedem Wald, in jedem Feld,

. . . .

Dennoch ist's wahr! Beraubte Britten
Verkünden mit verbißner Wuth,
Daß hinter diesen Friedenshütten,
Der Räuber der Montagna ruht.
Und sei es, plündert nur, ich wehre
Nicht einem hier sein karges Glück!
Ich kam als Bettler und ich kehre
Von Rom fast ärmer noch zurück.

Am Palatin liegt unbetrachtet
Porphyr und Marmor und Granit,
Wie man im Norden Kiesel achtet —
Von allem nehm' ich keines mit.

Nicht Mosaik und nicht Kameeen,
Kein Abbild von dem Petersdom,
Kein Zwergmaß, Riesen zu verstehen —
In Roma nur verstehst Du Rom.

Wie arm, wie klein bin ich geworden
Seit ich des Forums Raum betrat,
Und mich mit hergebrachten Worten
Dem alten Heiligthum genaht.
Nicht Ein Gedanke mochte keimen,
Der würdig war an solchem Ort.
In Jovis Tempel wollt' ich träumen,
Es wies ein jeder Stein mich fort . . . .

Und so lasse man denn, ihm gegenüber, Gnade für Recht ergehen. Er ist, wie ich am Eingang bemerkte, als ein Halbabgeschiedener zu betrachten, der sich wohl späterhin unter einer anderen Hülle entpuppte, und seinen Mitbürgern zu beweisen bemühte, daß er, ernsterer Pflichten ohngeachtet, nie im Stillen der deutschen Muse ganz den Abschied gab.

XII. Rückblick.

Durchaus nicht erschöpfend ist die Umschau, die wir uns auf dem Gebiete der alsatischen Dichterleistungen während dem laufenden Jahrhundert erlaubten. Da sich die Dichter fast alle ausschließlich auf dem lyrischen Felde — nach dem Ausdrucke eines derselben, „des Liedes

Schwerter wetzten", so wäre die Erwähnung jedes einzelnen Kämpfers etwas einförmig ausgefallen und hätte einem Bücherkatalog geähnelt. Der Familiencharakter dieser Sängerschaar trat, wir wagen es zu hoffen, dabei klar zu Tage. Berechtigte Vorliebe für ihr enges alsatisches Vaterland bildet den Grundzug ihres Wesens; hie und da ein flüchtiger halb verstohlener Blick über den Rhein zu den stammverwandten Genossen auf dem Parnaß; hin und wieder auch ein gallisch-patriotischer, von den Vogesen herübergeholter Anhauch — wir erinnern nur an Lamey — aber im Ganzen ein willenloses Sichversenken in die Heimathsflur, in den Heimathswald; die epische Verwerthung lokaler elsässischer Sagen, dieß ist, irren wir nicht, das unwandelbare Thema der meisten.

Wendet sich nun der Blick in die Zukunft, was entdecken wir wohl am Horizonte? Werden mit den neuen Verhältnissen neue Gefühle und Gedanken erstehen? oder sehnsüchtiges Verlangen nach dem politischen entrissenen Frankenland die Gemüther bewegen, zu elegischem Hinbrüten, oder tyrtäischem Mahnrufe den und den Dichter begeistern? Das Letztere in französischer Sprache vielleicht, in deutschen Versen schwerlich; es müßte denn der Geist des Widerspruchs im deutschredenden Dichter eine Stätte aufschlagen. Daß aber die ungeheuere Umwälzung, die sich nun seit sieben oder acht Monaten*) unter unsern Augen vollzieht, hier zu Lande, über kurz oder lang, auf Denker und Dichter rückwirken wird, das steht unstreitig zu erwarten. Seien es Landeskinder oder Eingewanderte aus anderen Gauen

*) Geschrieben in den ersten Monaten des Jahres 1871.

Deutschlands, es wird in der elsässischen Lyrik ein zeitgemäßer Umschlag sich Bahn brechen, das junge Geschlecht wird andere Pfade im Dichterwald einschlagen, als seine Vorgänger, auf andere Höhenpunkte losziehen; die malerischen Linien der Gebirgszüge im weiten Rheinthale werden sich anders spiegeln in den Augen der künftigen Generation; aus den Tannenwäldern werden andere Waldesstimmen rauschen, der Gießbach wird in seinem Gemurmel eine neue Sprache führen; ahnen kann der Geist diese „Musik der Zukunft", solche zu bestimmen, wagt er nicht.

Auf dem Gebiete des Romans und der dramatischen Poesie werden sich neue Kräfte versuchen, oder ältere verjüngen. Die Geschichte des Elsasses bietet der Anhaltspunkte viele; und wie im Prologe zu Faust der Schauspieldirektor sich ausspricht:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Denn wo ihr's packt, da ist's interessant . . .

Dürfen wir hier ausrufen: „Greift nur hinein in Alsa's Prachtannalen"; von den ältesten Zeiten bis auf das heutige Geschlecht werden sich dem taktvollen Forscher zahlreiche Glanzpunkte und noch viel mehr verborgene Erzadern aufschließen. Einzelne Versuche liegen übrigens schon vor. Der frühzeitige Tod Georg Kastners war ein Hemmschuh für die musikalische Komposition und Inszenirung des historischen Singspiels: „Kaiser Sigismund in Straßburg". Hätte der „Münsterbau" des Verfassers des Sigismund, in Musik gesetzt von Viktor Elbel, an irgend einem deutschen Theater Aufnahme gefunden, so wäre wohl der dramatische Charakter dieses weitangelegten Oratoriums in helleres Licht

getreten, als bei der Aufführung durch eine ergebene aber unzureichende Gesellschaft lobenswerther Dilettanten. Straßburg erhalte nur ein stehendes deutsches Theater *) und intelligente, rührige deutsche Verleger, so werden in allen Fächern der Literatur, der schaffenden und der sammelnden, sich einheimische und adoptive Kräfte bethätigen. Und wie bis jetzt elsässische Gelehrte die Produkte der deutschen Wissenschaft nach Frankreich übertrugen, so werden künftighin, über einseitigen Nationalhaß sich erhebend, jeder exclusiven Richtung sich entgegenstemmend, jüngere und ältere Genossen die Schätze der höheren französischen Literatur auf dem deutschen Büchermarkt verwehrten.

*) Diesem vor zwei Jahren ausgesprochenen Wunsche wird jetzt Genüge geleistet.

Moderne französische Dichter im Elsaß.

Wir haben den Lesern dieser Blätter eine nicht ganz unerhebliche Reihe von deutschen elsässischen Dichtern vorgeführt; es sei uns vergönnt, dasselbe Experiment auf dem Felde der französischen Dichter anzustellen. Elsaß hat, besonders seit der Revolution von 89 an Frankreich ein zahlreiches Kontingent von ausgezeichneten Kriegern und Männern der Wissenschaft geliefert; fand nun wohl dasselbe Verhältniß statt auf dem Felde der Literatur? Ist dieses Verschmelzen, oder dieses Nebeneinanderleben zweier Nationalitäten im Gebiete des mittleren Rheinthales der deutschen Fraktion zum Heile gediehen, und hat im französischen Gewande der deutsche, ursprüngliche Geist schon seine Schöpfungskraft glänzend bewährt, oder, noch im Durchgange begriffen, bewegte er sich peinlich in der Zwangsjacke eines ihm fremden Idioms?

Eine kategorische Antwort darauf zu geben, wäre schwer, wäre unmöglich, gerade weil Elsaß mit seinen Bewohnern sich noch in transitorischem Zustande befand. Und dann, wie begränzen wir wohl das Feld? Wohin verlegen wir dessen Marksteine? Wie haben wir chronologisch und ethnographisch zu verfahren? Dürfen wir Elsässische Schriftsteller aufzählen, die, in Paris lebend,

ganz im Pariser Leben aufgegangen? Haben wir französische Literaten auszuschließen, die im Elsasse lebend, willig oder unwillig, wisseud oder unbewußt, etwas mehr oder weniger vom deutschen Geiste aufnahmen, und dankbar oder undankbar, nachahmend, oder korigirend, und plündernd als Ephemeren auftauchten und verschwanden? — Schreiber dieser Zeilen nimmt sich vor, blos die ausgezeichnetern Schriftsteller zu besprechen, die sich durch irgend ein sichtbares Band mit dem Elsaß verbrüderten. Chronologisch glaubt er diese Mittheilung auf den Zeitraum beschränken zu dürfen, der etwa mit der Restauration anfängt und sich bis heutzutage herab zieht. Warum wir nicht weiter hinaufgreifen, hat überdies seine gute Ursache. Im letzten Jahrhundert gab es ebensowenig französische Dichter im Elsasse, als Männer im Monde. Andrieux, der geistreiche Verfasser einiger Lustspiele und Erzählungen in Versen, ist zwar in Straßburg geboren (6. Mai 1759), doch gehörte er Paris an, ganz und gar; von deutschem Wesen blieb ihm aus der Kinderzeit auch nicht ein Atom; er konnte, noch vor fünfzig Jahren, in seinen vielbesuchten Vorlesungen im Collège de France, vor einem gebildeten Publikum den großen Göthe wie einen gemeinen Scribenten bespötteln. Doch diese Sünde gegen den heiligen Geist berechtigt mich keineswegs an seinen sprudelnden, gallischen Witzen etwas abzumarkten. Der Panegyrist der Berlinischen Justiz im „Müller von Sans-souci", hat einen ganz besonderen Werth; aber Andrieux war nun einmal Stockfranzose, unfähig einzugehn in das Wesen einer ihm fremden antipathischen Nationalität, und Geister von seinem Schlage waren ganz dazu geeignet, ihre Zuhörer

in der Selbstvergötterung einzulullen, die unter unsern Augen so herrliche Früchte trug.

Im Anfang der zwanziger Jahre kam aus der Seine-Hauptstadt nach Kolmar ein junger Pariser Professor mit offenem Aug' und Gemüth; er war im College als Lehrer der Rhetorik angestellt, und machte sich bald bei seinen Schülern und ihren Eltern in der kleinen lebensfrohen Stadt im höchsten Grade beliebt. Land und Leute wirkten magnetisch auf ihn. Ozaneaux — so hieß er — kam der Zuneigung auf halbem Wege entgegen. Unter seinen jüngern Busenfreunden befand sich der später als protestantischer Kanzelredner in Paris hochgefeierte Eduard Verny; dieser geniale Jüngling führte den transvogesischen Lehrer in die Dichtung Klopstocks und Schillers ein. Die neue Welt begeisterte den gallischen Fremdling; Schillers Jungfrau von Orleans erregte in ihm den Gedanken, die lothringische Heldin durch ein Epos zu verherrlichen. Ozaneaux führte seinen Vorsatz durch; er dichtete langsam, und mehrmals an seinem ursprünglichen Plane abändernd, seine „Mission der Jeanne d'Arc" in zwölf Gesängen. Patriotisch-lyrische und descriptive Stellen sind vielfach in dem Gedichte nachzuweisen, es ist von einem ernsten Geiste durchdrungen. Von der supra-naturalistischen Inspiration der Johanna war der Dichter, wie später die Historiker Henri Martin und Michelet überzeugt; und doch war seinem ausgezeichneten Werke kein allgemeiner Succeß beschieden: es fehlte ihm die überwältigende, schöpferische Gestaltung, das rege dramatische Interesse. Wie mehreren Dichtern seiner Epoche ging ihm die eigentliche Einsicht in die poetischen Zeitbedürfnisse ab; Ozaneaux scheiterte an einem unmög-

lichen Unternehmen; er schöpfte Wasser in das lecke Faß der Danaïden. Tausendmal Schade um das schöne Talent, das an der verfehlten Form zu Grunde ging.

Als dramatischer Dichter errang Ozaneaux im Frühjahr 1828, durch seine „Belagerung von Missolunghi" einen nachhaltigen Erfolg im Odeontheater, und überlieferte später dem Drucke eine Reihe von Tragödien, die aber nicht zur Ausführung kamen. In allen*) erkennt man novatorische Tendenzen, in allen den Hauch eines frischen Lebens und die Eingebungen einer menschenfreundlichen Seele. Mir ist es lange ein Räthsel geblieben, warum Ozaneaux nicht zum völligen Durchbruch kam; ich konnte mir's nur durch das Schwanken zwischen zwei Systemen erklären. Er hatte, dem klassischen Geschmacke der Altfranzosen zuwider, den neuen Göttern viel zu viel Zugeständnisse gemacht; der neuen Dichterschule dagegen, die sich mit Kolbenschlägen hinter Alexander Dumas und Victor Hugo Bahn brach, that er des Guten zu wenig. — Als Mitarbeiter des Theaterdirectors Sauvage verfertigte er mehrere Melodramen und Schauspiele; und hier auf dem uneigennützigen Boden der Anonymität, vor einem durch keine akademische Koterie bestochenen Publikum, an den Theatern der Boulevards hatte der Sänger der Jeanne d'Arc erfolgreiche Abende. — Newgate, aus den Memoiren eines entlassenen Galeerensträflings geschöpft, führte mit tiefer philosophischer Tendenz, ganz in Shakespearischem Geist, halb burleske und tragische Szenen vor und deckte schonungslos die schauderhaften Mängel unserer damaligen Strafsysteme

*) Le nègre — Lapeyrouse — Tamerlan etc.

auf. Ozaneaux war academischer Lehrer, und durfte, wenn auch ungenannt, nicht auf dieser Bahn fortwandeln; sie hätte ihn mit seinen Oberbehörden in Konflict gebracht. — Als lyrischer Dichter auf dem Boden seiner Jugenderinnerungen an Elsaß und die Schweiz ist er fesselnd; er hat sich das wehmüthig-schwärmerische des deutschen Gemüthes angeeignet, und in schmelzenden Accorden wiedergegeben. Die Poesie der Kirchhöfe und der sehnsüchtigen, reinen Liebe beseelt manche seiner kleinen Lieder.

In den dreißiger Jahren bildete sich — auch im pittoresken Oberelsaß — ein dem Stande der Fabrikherren angehöriger Mann zum eleganten französischen Versifikator, indem er sich mit kindlicher Pietät an Pfeffels Muse dahingab, und den ächt moralischen deutschen Volksdichter auf den gallischen Parnaß zu verpflanzen unternahm. Zur Lebensaufgabe war es für Herrn Paul Lehr geworden, die philosophischen und politischen Apologen des blinden Dichters, mit gewissenhafter Treue und doch in leichter, anmuthiger Form dem französischen Publikum mundgerecht zu machen. Mit unermüdlicher Ausdauer und einer Feile, die nicht vor dem zehnfachen Anlegen an die widerstrebende, deutsche Materie zurückscheute, brachte es Paul Lehr in der That dahin, daß eine schöne Auswahl der poetischen Versuche Pfeffels in französischer Sprache zu Stande kam, und sich wie Originalgedichte dem Leser empfahl. Die Arbeit war ausführbar, weil dem Sänger des „Prinz Eugen“ und des „Storchs zu Delft“ die allerhöchste dichterische Begeisterung und der metaphorische Schwung abging. Indem ich diese Bemerkung hinwerfe, nehme ich von

dem Werthe der Uebersetzung und des Originaltextes keinen Deut weg; ich gehe erklärend zu Werke. Paul Lehr hat den greisen Dichter noch in seinen letzten Lebensjahren in seiner Häuslichkeit gesehen, und war ihm als Schüler nahegestanden; er wollte dem Andenken des geliebten Altvaters ein Denkmal setzen, und unstreitig erreichte er seine Absicht.

Nun dürfte mich der Leser fragen: Hat sich Pfeffels getreuer alterego an keinen anderen Repräsentanten der deutschen Dichtung gewagt und ist er unwiderruflich im Bezirke der Pfeffel'schen Fabel und poetischen Epistel geblieben? — Nicht immer — so hat er z. B. die Geisterscenen von Bürgers Lenore meisterhaft reproduzirt; in eigner Komposition hat er die Najade Niederbronns gefeiert und bei Sängerfesten, oder wenn es galt, einheimische Größen zu verherrlichen, hat er elsässische Kantaten mit lyrischem Schwunge gedichtet; er hat in Freundeskreisen, bei frohem und trübem Anlaß, seine Verse wie Blumen hingestreut, und sich begnügen lassen mit spärlichem Lobe in unserer prosaischen Zwittergesellschaft.

Ungefähr zur selben Zeit, aber noch in froher Jugend prangend, hielt sich ebenfalls im Oberelsaß ein Sänger auf, der sich vorerst ganz an französischen Mustern herangebildet. Unter seinen Freunden und bald in weitern Zirkeln erlangte Herr Theodor Braun den Ruf eines liebenswürdigen gesellschaftlichen Liederdichters; er war aus der Schule Berangers und Desaugiers hervorgegangen. Aber auch ihn erfaßte bei vorrückenden Jahren und bei näherem Eingehen in die deutsche Dichtung der Gedanke, zum vermittelnden Dollmetscher zwischen den zwei Literaturen zu werden. Herr Theodor Braun be-

gann im Jahre 1848 mit der Herausgabe einer Uebersetzung des Schiller'schen Don Carlos, in Alexandrinern. Diese dramatische Reproduction legte ein sprechendes Zeugniß ab von dem Talente des Verfassers; ein fließender, leichter Styl, ein den Zwang des Verses überwältigendes Anschmiegen an den Inhalt des Originaltextes, machten sich vorerst bemerkbar. Allein der Uebelstand des zwölfsilbigen monotonen Alexandriners, dem deutschen fünffüßigen, leichtgeschürzten Jambus gegenüber, hatte schon eine unvermeidliche Dehnung des Textes zur Folge; die Zahl der deutschen Verse wurde ebenfalls nicht unbedeutend überschritten; somit erschien die dramatische Handlung gelähmt. Und was dem Uebersetzer besonders hart zusetzte, das war die Unmöglichkeit, in der französischen, spröden, hyperdelicaten Sprache den Metaphern-Reichthum und die Gedankenfülle der Sprache des deutschen Dichters neu zu schaffen. Allein, all dieser unvermeidlichen Mängel unbeschadet, ward dem Uebersetzer ein verdientes Lob zu Theil und ermuthigte ihn, auf derselben Bahn fortzuschreiten. — So erschienen nach und nach die Uebersetzungen — wohlverständlich immer in Versen — der Jungfrau von Orleans, der Maria Stuart, des Wilhelm Tell, der Wallensteinischen Trilogie und der Braut von Messina. Zum erstenmale ward in rythmischem Gewande das ganze dramatische Vermächtniß Schillers, mit Ausnahme der in Prosa geschriebenen Stücke vor das französische Publikum gebracht, und je länger und je mehr der Verfasser in seiner Arbeit voranschritt, machte sich, beinahe bis ans Ende, die progressive Leichtigkeit bemerkbar, womit er den schwierigen Stoff bewältigte. Wenn dem Schreiber dieser Zeilen ein Urtheil

über die einzelnen übersetzten Tragödien zusteht, so ist er geneigt, der Jungfrau von Orleans die Palme zu ertheilen; sei es, daß die französisch-patriotische Vorlage auch dem Uebersetzer die Schwingen zu hohem Fluge verlieh, sei es, daß er schon geübt, aber noch nicht ermattet, mit voller männlicher Kraft sich seiner Aufgabe entledigte. — In der „Braut von Messina", der zuletzt erschienenen Uebersetzung, ist etwas Ermüdung zu bemerken; die Chöre mit ihrem lyrischen Schwung, ihrer meisterhaften, glänzenden poetischen Sprache, erleiden unter französischem Mantel eine sichtbare Abschwächung. Der Uebersetzer sieht sich zu mehrfacher Umschreibung genöthigt und wirft somit einen Schleier über die Farbenfülle des Originaltextes.

Herr Theodor Braun hat in seinen Mußestunden beinahe zwanzig Jahre an sein kühnes Unternehmen gewendet; ihm blieb das Verdienst, nach Hrn. v. Barante und Reiniers prosaischen Uebersetzungen*) der einzige Franzose zu sein, der sich an die Totalität der versifizirten Tragödien Schillers wagte, und ehrenvoll aus dem Kampfe mit dem unerreichbaren Urbild hervorging.

Unter der Julíregierung begann hier in Straßburg eine literarische Bewegung, die wir nicht unerörtert lassen, obgleich ihre Urheber, jüngere Professoren des Lyceums und der Academie, ihrem Ursprunge nach dem Elsasse nicht angehörten. Durch die Lektüre des Leben Sophokles von Lessing angeregt, fühlte sich Guïard berufen, die sieben Tragödien und sämmtliche Fragmente

*) Der letztere hat sämmtliche Werke Schillers, Herr von Barante nur die dramatischen wiedergegeben.

des griechischen Dichters in französischen Versen mit möglichster Kürze und Treue wiederzugeben. Die übertragenen Trauerspiele lassen ganz den Eindruck von Originalstücken in dem Geiste des Lesers zurück. Ihre Veröffentlichung fällt in die dilettirende elektische Epoche, während welcher in Berlin und Paris die Aufführung griechischer Tragödien beinahe zur Modesache geworden. Für Guïard, den einfachen, aber nichtsdestoweniger ehrgeizigen Provinzialdichter war es eine tiefe Bekümmerniß, zu diesem Behufe andere Uebersetzer bevorzugt zu sehen. Die Lorbeern von Octave Lacroix verbitterten sein Leben; er starb jung, unbefriedigt, unbelohnt, und doch legt seine Uebersetzung, besonders der Sophoklesischen Chöre, ein Zeugniß ab von der lyrischen und stylistischen Begabung des Translators.

In Straßburg begann Génin, ebenfalls durch locale Freunde in die Schätze der poetischen und kritischen Literatur eingeführt, seine ersten polemischen Angriffe gegen mehr als einen Pariser Tagesgötzen, vor allem gegen den halbwahnsinnigen Victor Hugo und seinen „Rhein“. Von hier aus erließ St. René Taillandier seine ersten Manifeste in der Revue des Deux-Mondes über die Verhältnisse und die Producte der modernen deutschen Dichtung. Weder der eine, noch der andere verleugnete den Einfluß der geistigen Atmosphäre der Straßburger Academie, und des nahen gedankenschweren Deutschlands.

Nicht immer mit gleicher Aufrichtigkeit verfuhren andere ihrer academischen Genossen. So lebte hier, fast zu gleicher Zeit mit Génin, der ebenfalls an der faculté des lettres angestellte Colin, der Uebersetzer und Kom-

mentator Pindars. Er benutzte reichlich zu seinem gediegenen Werke die deutschen Hellenisten, doch erwähnt derselben keineswegs. — Ein für mich unerklärliches Verfahren! Es hätte dem französischen Bearbeiter kein Jota hinweggenommen von der Ausführung seiner preisgekrönten Monographie und ihn, wie er es im bürgerlichen Leben war, auch auf literarischem Boden als gewissenhaften Mann bethätigt. — Die poetischen Aufsätze, die Colin wenig Jahre vor seinem a. 1865 erfolgten Tode der literarischen Gesellschaft von Straßburg mittheilte, tragen das Gepräge eines mit dem Naturgenusse und den Leiden des Herzens vertrauten Charakters. Dahin sind zu rechnen: „Der Forellenfang im Schwarzwald", „ein Besuch auf der Petersinsel im Bielersee", und die elegische Biographie eines fünfzehnjährigen, frühreifen und im Vorfrühling verstorbenen Mädchens." Strenge Kritiker werfen Colin die Inkorrektheit seiner Verse vor; in dieser Hinsicht sind die Wächter des französischen Parnasses unerbittlich.

Ein Muster französischer Korrektheit ist dagegen Herr Delcasso, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, aber während mehr denn vierzig Jahren zu Straßburg als Professor des Lyceums und der Faculté des lettres, und zuletzt als Rektor der Academie fortgesetzt thätig. — Es ist eine durchaus klassisch gebildete Natur, die sich dem Anhauch des deutschen Nachbarlandes zwar nicht ganz entziehen konnte, und besonders als Philolog die Errungenschaften der transrhenanischen Gelehrten gelegentlich nicht verschmähte; aber für die Verbreitung, für die alleinige Herrschaft der gallischen Sprache kämpfte er zeitlebens, gleichsam pro aris et focis. Er hatte die

instinktive Ahnung, daß hinter dem literarischen Bestreben vielleicht ein politischer Feind lauern dürfte, und suchte, besonders während seinen Rectoratsjahren, das Deutsche nach und nach in den Volksschulen auf dem Lande einzuschränken. Nach meiner Ansicht ein fatales Bestreben! — Das Elsaß wäre keineswegs deßhalb deutsch geworden, wenn es sich, statt zu degermanisiren, immermehr mit dem Nahrungsstoff der deutschen Wissenschaft und Sprache durchdrungen hätte. Das Elsaß ist deutsch geworden, weil in den Sternen geschrieben stand, daß fränkischer Größenwahnsinn zu diesem Extrem per fas et nefas treiben würde; und nun rettet und verwerthet Elsaß — nach dem ungeheuren Schiffbruch einer Uebergangsperiode — was ihm noch von der Erbschaft der germanischen Urväter, und von dem mühsam unter französischer Herrschaft Errungenen übrig bleibt.

Ich komme auf Delcasso zurück. Als Dichter bewährte er sich besonders in den poetischen Episteln, die er an locale Notabilitäten richtete und worin er meist in anziehender Gestaltung die Aufmerksamkeit zu fesseln wußte, indem er die Sprache Boileau's an moderne Bedürfnisse anpaßte und mit modernem Style zusammenschweißte. Weniger gelungen schienen mir seine lyrisch-epischen Versuche. In diese Kategorie verweise ich unbedingt eine pretentiöse Verherrlichung der heiligen Ottilie; der skeptische Versifex steht überall hinter dem vorgeblich gläubigen Verehrer. Ich sollte eigentlich diese längst verschollenen Experimente nicht erwähnen, da in neuerer Zeit Delcasso unstreitige Fortschritte gemacht und unter anderen den Curculio oder Parasiten des Plautus, in französischer freier Nachahmung meisterhaft erneute, indem er das

Stück in eine Art von komischer Oper umwandelte. Das Geistreiche dieses Versuches, die künstlerische Versifikation lassen nichts zu wünschen übrig; die Arbeit Delcasso's würde als allgemein mustergültig angesehen, hätte die Hauptstadt jemals Augen gehabt für die Producte der verachteten Provinzialgesellschaften. Auch an die blühende Restaurationszeit, als die erste Normalschule unter Victor Cousin's Leitung stand und Delcasso unter dessen befähigte Schüler zählte, knüpft eine poetische Erinnerung des Straßburger Professors liebevoll an. Die Germanophobie des Dichters soll uns keine Binde vorhalten gegen seine reellen Vorzüge als academischer Lehrer und Dichter.

In neuerer Zeit siedelte ebenfalls ein französisch dichtender Professor von Kolmar nach Straßburg. Sainte-Beuve hat in seinen „Montagsplaudereien" die Verdienste von Antoine Campaux, dem Biographen von Villon, so anerkennend hervorgehoben, daß gegenwärtige Besprechung fast überflüssig scheinen dürfte. Doch hat gerade in diesem letzten Decennium die poetische Entwicklung von Campaux wiederholte Proben ihrer Lebensfähigkeit abgelegt. In einem Bändchen von lyrischen Gedichten (das Vermächtniß von Mark Antonio) geißelt der Dichter die unzüchtige, gesetzlose Modepoesie und stellt sie in gelungenen, individualisirten Portraits an den Pranger. Nur hat dies Gebahren oft etwas räthselhaftes für den Leser, der nicht ganz in das Treiben der literarischen Pariser Zigeunerbande (Bohême) eingeweiht ist. Die poetische Sprache von Campaux ist sehr gediegen; wie denn überhaupt die neuere Schule in Frankreich und in Deutschland, was die Form betrifft, untadelhaft dasteht

und zu wahrer Vortrefflichkeit gediehen ist. Ob gerade dieser materielle Fortschritt, diese Durchbildung der Versifikation, nicht dem Gedanken und der Erfindung Eintrag thut, das ist eine andere Frage. — Campaux ist nicht nur Satyriker; er ist ein tieffühlender und blendend malender Naturfreund. Mit der Scenerie der alsatischen und lotharingischen Vogesen ist er in jeder Jahreszeit vertraut und führt uns vor anmuthige, durch Staffage belebten Landschaftsgemälde. Für die einfachen Freuden und ernsten Pflichten des Schullehrers hat er ganz eigene analytische und doch mit Farben getränkte Schilderungen; er erinnert wohl an die englischen Lakisten, aber es ruht doch über dem Ganzen ein ächt gallischer Hauch. — Die Schilderung abnormer, einsiedlerischer Charaktere gelingt ihm vorzüglich; er vertieft sich nicht ungern in die Seelenleiden Anderer und hat wohl selber eine herbe Schule des Lebens durchgemacht. In seinem Talent sehe ich keine Spuren des nahen intellectuellen Deutschlands, aber die Luft der deutschen Berge hat ihn durchdrungen und gesättiget. —

Unter den jüngern, rein elsässischen Versifikatoren tritt uns Paul Ristelhüber entgegen. Sein Name spricht seine deutsche Abkunft aus; doch hat er nicht eine Silbe deutsch geschrieben, oder einen Gedanken deutsch aufgefaßt, obgleich er Göthes Faust und Schillers Maria Stuart auf seine Art, nicht ohne Geschick, in französische Verse für das Theater umformte. Ich will diese Versuche nicht als mißlungen hinstellen, sie müßten vor Allem die Feuerprobe der öffentlichen Aufführung bestehen; dann erst wäre der Kritik erlaubt,

sich darüber auszusprechen. Als Pierre Lebrun gerade vor einem halben Jahrhundert die Maria Stuart für das Theater zustutzte, und mit Talmas Hülfe einen zuerst bestrittenen, dann enthusiastischen Succeß errang, brachte der französische Dichter zu seinem Werke schon eine erprobte Bühnenkenntniß und eine ausgezeichnete academisch-stylistische Begabung mit. — Herr Ristelhüber müßte wie gesagt seine Bearbeitung, die bisweilen willkürlich mit der Originaldichtung verfährt, auf die Scene bringen. Seine formelle Befähigung ist bedeutend: er besitzt die Factur, die poetische Sprache, wie sie durch Victor Hugo's Schule befördert worden, und legte davon Proben ab in einem Bändchen fantasiereicher, kapriziöser Gedichte, die er unter dem Titel „Rythmen und Rund-Reime“ ausgab (1864). Alfred Musset hat ihm wohl bisweilen als Muster vorgeschwebt; die individuelle Laune, das Capricio läßt sich aber nicht nachahmen, nicht in seinem Schmetterlingsfluge haschen. Herr Paul Ristelhüber ist noch in jugendlicher Entwicklung begriffen; er ist auch ein Arbeiter auf historisch-alsatischem Gebiet *). Sein zwiefaches Bestreben berechtigt also noch zu fernerer Erwartung.

Ich war unentschlossen, ob ich Herrn Louis Ratisbonne unter die Elsässischen Dichter reihen dürfte. Er ist durch Geburt und verwandtschaftliche Bande an unsere Heimath gekettet; aber seine Erziehung und Entwicklung gehört fast ausschließlich in die französische

*) Er ist der neue Herausgeber von Baquol's alsatischem geographisch-statistischem Wörterbuch.

Hauptstadt. Gleichviel! Ich glaube nicht, daß er seine Abkunft ganz verleugnet, und es übel aufnehmen wird, wenn in dieser Aufzählung alsatisch-französischer Dichter und Schriftsteller sein Name vorkömmt. — Der Neffe des Pater Ratisbonne und des berühmten Konvertiten Alphons Ratisbonne, der gewissenhafte talentvolle Uebersetzer der „göttlichen Komödie", der Beschützer manches aufstrebenden elsässischen Literaten, muß wohl unter den heimischen Illustrationen aufgestellt werden, auch wenn ihm wenig daran gelegen!

Herr Louis Ratisbonne steht noch in den besten Mannesjahren. Seine ersten poetischen Versuche reichen um achtzehn Jahre aufwärts. Die poetische Bearbeitung Dante's, in sechs Bänden, ist schritt- und terzinenweise mit allem Bedacht vorangeführt worden, und hat ihrem Verfasser zweimal die höchste academische Belobung und Belohnung eingetragen. Daß er nicht in den Reihen der vierzig Unsterblichen sitzt, das ist dem Schreiber dieser Zeilen ein fast unbegreiflicher Umstand, zumal wenn er die in letzter Zeit stattgefundenen Wahlen einiger wahrhaft mittelmäßiger Talente in Betracht ziehet. Als Herr Alfred de Vigny seinen jüngern Freund testamentarisch zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses bezeichnete, schien dies ebenfalls der Fingerzeig eines Sterbenden, der maßgebend und bestimmend für die französische Academie sein sollte. Der letzte Wille des Verfassers von Chatterton blieb unbeachtet; und doch hatte Louis Ratisbonne eine ganze Reihe von poetischen und prosaischen Schriften als Rechtstitel aufzuweisen, und in all' seinen lyrischen Ergüssen bewährt sich ein ächtes Talent in ausgezeich-

neter Form und krystallreiner Begeisterung. Was ihm vielleicht geschadet, ist sein verschwenderisches Auftreten in Tagesblättern, er hat seine Begabung nicht immer gehörig zusammengehalten. Doch möchte ich deshalb nicht allzustrenge sein, denn in der französischen Academie sitzt mehr denn einer, dem diese tägliche politische oder literarische Improvisation auch zur zweiten Natur geworden. Vielleicht fand man in seiner poetischen Totalität nicht das Mark und die Kraft eines durchaus männlichen Dichters. Seine „Komödie für Kinder“ oder „Kindliche Komödien“ *), das heißt seine in Aktion gesetzten väterlichen Unterhaltungen im Kreise seiner kleinen Familie, diese naivseinsollenden Apologe haben in Paris ein sehr günstiges Publikum getroffen; mir konnten sie dagegen nie ganz munden. Ich vermißte darin das franke, freie, das naturgemäße Sichgehenlassen, welches dem Dichter für die Kinderwelt ziemt. Es liegt für mich etwas gezwungenes, manierirtes in dieser allzugeistreichen Inscenirung. Die vorlauten, frühreifen, altklugen Pariserkinder — les enfants terribles — scheinen vor mir wie geschniegelte Drahtpuppen einher zu hüpfen; sie sprechen nicht zu meinem Gemüthe; mithin kann ich selbigen nicht von Herzen gut sein, und die vom Dichter gepredigte Moral läßt mich kalt. — „Du hast nun einmal die Antipathie“ dürfte mir ein Freund des Dichters zurufen, und ich wäre geschlagen; denn die Beobachtungs- und Erfindungsgabe in diesen lakonischen, epigrammatisch zuge-

*) La Comédie enfantine.

spitzten Apologen ist unläugbar. Es ist etwas von Lessingischem Verfahren dahinter; nur schrieb Lessing seine Fabeln nicht für Unmündige.

Herr Louis Ratisbonne hat sich vor zwölf Jahren mit einer einactigen Tragödie auf das Théâtre français gewagt. — Sein „Hero und Leander" wurde beifällig aufgenommen; und doch hat seitdem der Verfasser nicht mit einem zweiten Stücke den Versuch wiederholt. „Hero und Leander" ist mit vieler Kunst angelegt. Das kleine Drama ist aus einem wie es schien, unmöglichen, jedenfalls spröden Stoff herausgemeißelt. Die Priesterin der Venus erwartet am sturmgepeitschten Meeresufer ihren Geliebten; eine Sklavin, Amilla, (die unvermeidliche Confidente der französischen Tragödie) ihr zur Seite. — Von ferne kämpft Leander mit den Wellen; er sinkt, er verschwindet. . . . Da richtet die verzweifelnde Hero ihr Gebet nicht an die Venus; sie fleht zu Neptun, dem Meergott; sie schwört bei dem Styx, ihrem Geliebten, ihrer Liebe zu entsagen, wenn der Arme aus dieser Todesgefahr sich rettet. Kaum ist das Gebet uvd das Gelübde ausgesprochen, da ist auch der Sturm besänftigt.

Und das Meer lag still und eben
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Leander stürzt auf die Scene; Amylla entfernt sich, aber warnt die Priesterin ihr Gelübde nicht zu vergessen. — Die Zusammenkunft der Liebenden ist mit vieler Delicatesse behandelt, das psychologische Motiv der Lage fein entwickelt. Leander findet seine Geliebte verlegen,

beinahe kalt, ängstlich ausweichend; er kann sich diese Stimmung nicht erklären, er wird zudringlich, heftig; dann wieder in Zärtlichkeit sich auflösend; die arme Priesterin ist erweicht, erschüttert, auf dem Punkte, ihn zu erhören ... da erscheint Amylla warnend, drohend. Hero verläßt die Scene. . . Amylla soll dem Unglücklichen das fürchterliche Gelübde offenbaren.

Die Unterredung zwischen der Sklavin und dem unseligen Jüngling ist ergreifend. Er versagt der Erklärung jeden Glauben. Eine Untreue, eine räthselhafte Wandlung in den Gefühlen der Hero ist für ihn die einzig annehmbare Ursache dieses Zurückstoßens. — „Der erste Schwur galt der Venus, ruft er aus; dieser Schwur war bindend für die Geliebte, nicht der gottlose, dem Styx zugesagte. Er verwünscht sich und sein Leben, er will nichts mehr hören; er stürzt sich in das Meer, nicht nur ahnungsvoll, nein, mit der Ueberzeugung, er werde diesmal untergehn. Die Schlußscene zwischen Hero und Amylla ist vielleicht etwas gedehnt, aber doch tragisch in hohem Grade. Hero, da sie den Geliebten nicht mehr am Meeresufer findet, bricht ihrerseits in den Schmerzensschrei der Verzweiflung aus; sie klagt mit heftigen Worten ihre Sclavin der Verstellung an: „Du liebtest ihn, Du wolltest zwischen uns eine Trennung!" — Leser und Zuschauer sehen leider das unvermeidliche Ende voraus. Die Wellen

Schwemmen ruhig spielend
Einen Leichnam an den Strand ....

Hero stürzt sich mit fliegendem Gewande in die See.

Hat nun der dramatische Dichter jeden Anstoß ver-

mieden? jede Schwierigkeit, die in diesem Sujet lag, umgangen? Ich möchte dies nicht unbedingt bejahen. Schillers Hero und Leander wird in ewiger Jugendfrische leben; wer könnte dem französischen Dichter für sein Trauerspiel dasselbe Unsterblichkeitsdiplom versprechen? — Nur pflichtgetreue Kritiker werden in gar nicht ferner Zeit den Hero und Leander von Herrn Louis Ratisbonne lesen. Und doch liegt in dieser feinen Skizze ein ungemeines stylistisches Talent; die Verse sind einschmeichelnd; der Dichter ist bald energisch, bald graziös; mehrere gut vorbereitete und kunstreich durchgeführte psychologische Momente bringen Leben und Handlung in das Ganze. Aber . . . aber . . . schon die ganze Situation ist etwas gezwungen. Der Jüngling, der eigentlich, der Wahrscheinlichkeit gemäß, von Seewasser triefend auftreten sollte; und dann das riskirte, indiskrete in der Lage des vorgeführten Paares! doch ich will nicht strenger sein als das ehrenwerthe Publikum des Théatre français. Mit der Mehrzahl der Theaterstücke des zweiten Kaiserreichs zusammengehalten, ist Ratisbonne's Hero und Leander rein und unschuldig.

Für mich steht Ratisbonne der Kritiker höher als der Dichter. In seinen einfachsten, leichthingegossenen prosaischen Aufsätzen liegt ein Schatz geborgen von neuen frappanten Ansichten über Welt und Menschen, über Kunst und Literatur. Er hat diese zerstreuten Blätter, im Laufe von einem Decennium, mehrmals in Kränze zusammengebunden und sie glänzen noch in Jugend- und Frühlingsfrische. Auch die Satyre geht nicht leer aus; mit vernichtendem Spott fällt der Kritiker

über die unheimlichen Schwächen seiner Zeitgenossen her; nicht ungestraft lebt der gemüthsvolle Dichter in der widerwärtigen faulen pariser Atmosphäre; mehr als einmal fühlt er sich berufen, die Geißel zu schwingen. Wohl hat der insolente Louis Veuillot keine herberen Streiche empfangen, als die von der anscheinend weichen Hand Louis Ratisbonne's auf den breiten Rücken beigebrachten; wohl nie ist das Wettrennen nach Ordensbändern treffender geschildert und verhöhnt worden als durch den Uebersetzer Dante's. Er ist mithin vom Zeitgeiste getränkt und nicht in die Sphäre der elegischen Naturdichter gebannt; mit gellendem Gelächter begrüßt und verfolgt er die Tagesgötter hinter und neben ihren Triumphwagen, und reißt die entweihten Lorbeerblätter von den gemeinen Stirnen. — Tadeln kann er also, und dennoch ist er mit seinem Lob noch viel zu sehr verschwenderisch. Wer nicht zwischen den Zeilen liest, mag oft für baare Münze nehmen, was der Kritiker als erzwungene Scheidemünze betastet wissen will. Seine Aufsätze kommen der psychologischen, biographischen Analyse, worin Sainte-Beuve unerreichbare Muster geliefert, bei Weitem nicht gleich; aber ich gebe selbigen entschiedenen Vorzug vor der schillernden phrasenreichen leeren Kritik, wie sie Jules Janin seit vierzig Jahren allwöchentlich in den Debats an den Mann bringt.

Die Uebersetzung der „Divina Comedia" bleibt trotz alledem bis jetzt die Hauptleistung des Herrn Louis Ratisbonne. Ich habe sie nicht mit den deutschen Uebersetzungen von Streckfuß, Witte, Philalethes und Andern verglichen und darf ihr mithin keinen bestimmten Rang anweisen. Daß aber Ratisbonne zu seiner

Arbeit eine Vorschule wie die ebengenannten grundgelehrten Dichter durchlaufen, darf ich mit Recht bezweifeln; was im schwierigen Ringen mit der gallischen, prüden Sprache zu erreichen war, das hat er ohnzweifelhaft geleistet.

In dieser kurzen Ueberſicht der poetischen Leistungen französisch gebildeter Elsässer und im Elsaß auf kürzere oder längere Zeit angesiedelter Franzosen, geschah bis jetzt keine Erwähnung der übrigen Zweige der Belletristik, der Romanen und Novellen, der Touristenliteratur, der Fantasiestücke, der moralisirenden Abhandlungen u. s. w. Es erübrigt in diesen Fächern einige namhafte Personalitäten anzudeuten.

Da stoßen wir gleich an allem Anfang auf einen achtzigjährigen Greis, der mit Göthe das Privilegium eines hohen rüstigen Alters und einer Doppelbeschäftigung auf naturwissenschaftlichem Gebiete und im blühenden Garten der Dichtkunst theilt. Herr Fée würde mir's als eine unverdiente Satyre auslegen, wenn ich den Parallelismus weiter fortsetzen wollte. Sein schriftstellerisches Talent und seine Leistungen als Mann der Wissenschaft übersteigen nicht ein gewisses Mittelmaaß. Herr Fée, der Botaniker, ist wohl schon seit vierzig Jahren bekannt; nach den Aussprüchen kompetenter Richter hat er sich aber unerwiesene Hypothesen erlaubt; uns steht darüber abzuurtheilen keineswegs zu. In der französischen Literatur hat sich Herr Fée als Moralist, Tourist und Novellist hervorgethan. Seine Erinnerungen aus Spanien und Korsika sind anmuthig und lesen sich leichtweg. Die Volkspoesie, die Voceri der Napoleonischen Insel hat er eingehend mit Vorliebe

und Sachkenntniß behandelt: auch einzelne literarische Bändchen geben Zeugniß von seiner Beobachtungsgabe und seinem gefälligen Wesen; er hat etwas von der Art des Xavier de Maistre; nicht ohne Interesse läßt er im Volke aufgegriffene Typen, mehr oder weniger hart heimgesuchte Charaktere, vor uns auftauchen. Was aber Herrn Fée in den meisten seiner Produkten abgeht, das ist das Kernhafte, Gedrungene; alles geräth und verläuft bei ihm ins Breite, besonders wenn er zu moralisiren anfängt, Sentenzen und Gedanken aufzeichnet, da möchte ich ihm wohlmeinend bedeuten, daß nach La Rochefoucauld und vielen Denkern seiner Nation die Gemeinplätze in diesem Fache unerlaubt sind. Damit will ich nicht gesagt haben, daß nicht mitunter gute, feingedachte Gedanken sich bei ihm vorfinden; aber der Hauptstock solcher Mittheilungen ist der Art, wie sie in geistreichen französischen Gesprächen, am Kamin oder beim Nachtisch, der Weltmann unbeachtet zum Besten giebt, ohne sie je der Druckerpresse zu überliefern.

Eine ungemeine Productivität bleibt Herrn Fée auch in seinem vorgerückten Alter unversehrt. Dieser Umstand allein bezeugt die materielle und geistige Gesundheit des Nestors der französischen Elsasser-Literatur und academischen Professoren. Nach den furchtbaren Wochen des Bombardements der Stadt und Festung Straßburgs, las ich mit ungeheucheltem Erstaunen — ich glaube im Journal de Genève — daß Herr Fée nach all den ausgestandenen Strapazen, in der Stadt Kalvins, J. J. Rousseau's und Decandolle's botanische Vorlesungen ankündigte. Ich denke, er hat Wort gehalten und in diesen Vorträgen vor

einem gemischten aber höchst gebildeten Publikum seine doppelten Kenntnisse und Eigenschaften als Mann der Wissenschaft und des rhetorischen gefälligen Vortrags zugleich verwerthet. Er zählt jedenfalls zu der immer seltener werdenden Klasse der Weltleute, deren Unterhaltungsgabe die früher erworbenen Kenntnisse in schönem Rahmen darbietet, und auf welche das Ovidische materiem superabat opus immer noch anwendbar bleibt.

Von deutschem Wesen ist Herr Fée, wie die Mehrzahl seiner französischen Collegen in Straßburg ganz unberührt geblieben. Ueber deutsche höhere Literatur, die er blos fragmentarisch aus Uebersetzungen kannte, war er im höchsten Grade absprechend, und unbewußt für Fachmänner beleidigend und herausfordernd. Hier verläugnete er nicht die alte, engklassische intolerante Schule: hors de l'église point de salut. — Auch auf den wissenschaftlichen Kongressen Deutschlands ließ er sich sehen und hören; die Wissenschaft ist kosmopolitisch, und ich sollte denken, daß Herr Fée in diesem weiten Bezirke sich bescheiden vor den Sternen erster Größe gebeugt.

In dem vorletzten Jahre der Bourbonenregierung erschienen „die Briefe über den Orient", von einem aus dem Elsaß gebürtigen Gesandtschaftssekretär, Baron Theodor Renouard de Bussierre. Der junge Diplomat hatte seine Reise von Wien aus nach Konstantinopel, Smyrna und Egypten ohne zureichende archäologische Vorkenntnisse angetreten, aber die anspruchslose naive Reisebeschreibung fand zuvorkommende Leser; waren doch beide Bändchen mit einer wohlgefüllten Mappe lithographischer Landschaftsgemälde ver-

sehen, die jetzt nach vierzig Jahren nichts von ihrem ursprünglichen Reize verlieren. Herr von Bussierre war mehr als Dilettant; sein Künstlerauge war im Auffassen der Gegenden und der Monumente sehr glücklich: er verband Eleganz und Anmuth mit beinahe photographischer Treue. Die Reise dehnte sich bis an die Nubischen Tempel aus und war, in einigen Begegnissen, nicht ganz gefahrlos. So brachte er im St. Katharinenkloster am Fuße des Sinai, mit seinem Freund und Begleiter, Lord Brabazon, mehrere böse Tage zu. Die Beduinen, die er von Kairo nach Jerusalem gemiethet, wollten die ursprünglichen Bedingungen nicht einhalten und zwangen die Reisenden nach Egypten zurückzukehren. Die Klostermönche beschworen vergebens ihre unvorsichtigen Gäste, sich den treulosen Führern nicht anzuvertrauen, und die Ankunft irgend einer Karavane von Pilgern abzuwarten. Die Rückreise war peinlich und durch die Befürchtung eines verrätherischen Ueberfalls getrübt. — Hr. von Bussierre verwand nie die fehlgeschlagene Fahrt an das heilige Grab. Schon damals neigte sich wohl seine lebhafte Fantasie zur katholischen Kirche. Als polemisirender Katholik ist er vielfach aufgetreten, doch diese Leistungen gehören nicht hieher. Eine Reise in das Innere Siciliens und auf den Etna, in Gesellschaft seines Bruders, lieferten ihm den Stoff zu einer Reisebeschreibung, die gediegener als sein Erstlingswerk ausfiel.*) Als

*) Herr Leon von Bussierre, damals auch ein eifriger Tourist, gab eine interessante und faktenreiche Reise nach Rußland heraus (1832). Vergessen wir nicht, daß vor vierzig Jahren Ausflüge dieser Art noch nicht zum Gemeingut geworden.

alsatischer dilettirender Historiker ist er Verfasser einer Biographie Karls des Kühnen, einer Geschichte des Bauernkriegs, einer einseitigen leidenschaftlichen Geschichte der Reformation in Straßburg; für die letztere benutzte er indeß gewissenhaft die localen Archive. — Das Aufzählen seiner Werke würde hier zum trocknen Büchercataloge anschwellen; er war Polygraph und fand als Konvertit unter seinen neuen Glaubensgenossen zahlreiche wohlwollende Leser. Sein schöner Landsitz zu Reichshoffen, früher ein Eigenthum des unglücklichen Friedrich von Dietrich, beherbergte den berüchtigten Louis Veuillot und das nahe Kloster in Niederbronn wurde der Ausgangspunkt einer thaumaturgischen Propaganda. Alphons Ratisbonne, der römische Konvertit, war einer der nähern Freunde Bussierres. Symptome dieser Art sind für die Zeitereignisse bezeichnend. Inmitten seiner eifrigen Studien behielt Theodor von Bussierre eine treue Anhänglichkeit an alte wenn auch anders denkende Freunde. — Schreiber dieser Zeilen sucht ihn indeß lieber auf in den Jahren seiner ersten Entfaltung; er erinnert sich lieber an den offenen Jüngling, an den begabten Dilettanten; der später entwickelte Visionär scheint ihm wie ein Nachtwandler auf schwindelerregender Höhe, wo die Gesichtspunkte sich verrücken und die Lebenden ebenfalls wie flüchtige Schatten in Nacht und Nebel verschwimmen.

Auf dem Gebiete der Romanenliteratur tritt am Anfang der Julіregierung der pseudonyme Louis Lavater auf. Er beschränkt sich in seinem „Henri Farel“ auf Sitten- und Landschaftsmalerei, auf die Analyse der

Gemüthsleiden und läßt die Zeitereignisse des ersten Kaiserreichs und der Restauration nur im Hintergrund seines zweibändigen Werkes durchschimmern. Die Pariser Kritik warf dem Verfasser, bei aller Anerkennung des leidenschaftlichen Interessens, seine Germanismen vor und witterte vielleicht hinter dem Kultus der deutschen Literatur Tendenzen, die ihm keineswegs im Sinne lagen. Im Elsaß wurde dem schüchternen Pseudonym das Zeichnen unliebsamer Charaktere vorgeworfen; er habe sich, so hieß es, an seinen Landsleuten durch diese unwahre Verunglimpfung versündigt; aber nichtsdestoweniger spürte man, scandalsüchtig, hinter dem Schleier der Dichtung, nach unmöglichen Realitäten. — Ein zweiter Roman desselben Schriftstellers, „der neue Candide", brachte keinen Schluß und konnte somit nicht befriedigen. Die Scene spielt in Italien und führt Charaktere aus der damals wenig bekannten römischen Bürgerwelt vor. — Rom und die pittoreske Campagne bilden den Rahmen. — „Manesse", der mittelalterliche Dichter, wurde für Louis Lavater zum Gegenstand einer Novelle, welche in der Neuenburger Revue Suisse ans Licht trat. (1848). Sie versank in dem Strudel jener furchtbaren Socialisten-Epoche.

Den rein literarischen Character, der in Louis Lavater's Romanen vorherrscht, überwog in neuerer Zeit das stoffartige Interesse, welches die Produkte von Erckmann-Chatrian kennzeichnet. Es characterisirt ganz das jetzige Lesepublikum, daß eine den geschichtlichen Ereignissen entlehnte und ins Breite durchgeführte Erzählung, das künstlerische Verfahren ganz in den Hintergrund drängt. — Erckmann (Chatrian greift

bekanntlich nur als Geschäftsführer ein), Erckmann, in der Festung Pfalzburg, auf der Grenz- und Wasserscheide Lothringens und des Elsaß geboren, in den Erinnerungen an die Kaiserzeit aufgewachsen, stellte sich zur Aufgabe seines literarischen Berufs, den Krieg mit all seinen Scheußlichkeiten zu brandmarken, und somit der Wiederholung einer langen unheilvollen Periode (1792—1815) vorzubeugen. Seine Romane genießen eines europäischen Rufes; die Edinburgh-Review, das anerkannte Orakel der höhern Kritik, hielt den Erzeugnissen der Muse Erckmanns eine mit Belegen ausgestattete Lobrede; aber der wohlgemeinte Versuch des philantropischen Romanschreibers sollte der Mitwelt leider keinen Schuß Pulvers und nicht ein einziges Menschenopfer ersparen; ein neuer Beweis, wie gering der Einfluß der beliebtesten Schriftsteller, wenn solche nicht den Interessen und den Leidenschaften der Masse schmeicheln. Ich habe die Freiheit genommen die Firma Erckmann-Chatrian mit den Elsässischen in französischer Prosa sich ergehenden Belletristen unter dieselbe Bedachung zu bringen, ungefähr wie ich mir dasselbe Verfahren gegen den Dichter Louis Ratisbonne erlaubte. Die zahlreichen Romane des Pfalzburgers sind selbstverständlich in Paris erschienen und hätten — wären sie in einer Provinzialstadt herausgegeben — nun und nimmermehr irgend eine Celebrität errungen. Die ersten in den Démokrate du Rhin*) gelieferten Novellen blieben ganz unbeachtet; denn „was kann aus Naza-

*) Diese radicale Zeitschrift war a. 1848 in Straßburg von dem kürzlich verstorbenen Dr. Küß gegründet worden.

reth Gutes kommen?" . . . Die nicht talentlosen «Contes fantastiques» scheiterten ebenfalls an der Indifferenz des Publikums. Erst mit dem „Doctor Matheus" (1859) und dem „verrückten Yekof" (1862) begann für dies Freundespaar eine günstigere productive Periode. Die Szenen der Kampagne von 1814 sind ergreifend in diesem letztern Romane geschildert. Der Partisanenkrieg in den Elsässischen und Lothringischen Engpässen am Fuße des Donon und in den Umgebungen Pfalzburgs bildet die Hauptvorlage. Nach der Natur gezeichnet sind die Charaktere; die Realität ist photographisch wiedergegeben; keine Spur, kein Anflug von Idealisirung. — Mit einem glücklichen Griff hatten so die Verfasser den öffentlichen Geist errathen und konnten nun auf dem gebahnten Wege getrost vorangehen. Was ich von der Character-Zeichnung sage, möchte ich nicht immer von der Naturschilderung gelten lassen; hier sind die Konturen nicht überall und nicht immer mit fester Hand gezeichnet, und es möchte der Einbildungskraft des Lesers nicht leicht werden, sich von jeden beschriebenen Localitäten ein bestimmtes Bild zu entwerfen. Auch mit der reellen Topographie und mit dem Höhenmaße der Berge gehen die Verfasser willkürlich um; für die erstere und für die Orthographie der deutschen Benennungen sind sie nicht verantwortlich; schreiben sie doch für französische Augen und Ohren; aber die Abgründe und Hochebenen sind mit Zahlen bezeichnet, die etwa für die alpinische Schweiz, nicht aber für die Vogesen anwendbar sein dürften.

Ein unbestreitbarer Vorzug bleibt den Romanen

Erckmann-Chatrians, vergleicht man solche mit den gleichzeitigen französischen Erzeugnissen in diesem belletristischen Fachwerk. Erckmann-Chatrian's Werke sind ächt moralisch, nicht moralisirend. Die Verfasser, ihrer intensiven Stärke sich bewußt, verschmähen es, in der Schilderung der Verhältnisse beider Geschlechter, auf die Sinnlichkeit ihrer Leser irgendwie zu wirken. Ihre weiblichen Gestalten sind wahr und einfach, bisweilen sehr anmuthig und naiv, nicht verführerisch; es ist ihnen auch nicht immer eine Hauptrolle zugewiesen.

Mit den sechziger Jahren (1861—1870) wächst der Ruf Erckmann-Chatrians in geometrischer Progression. Frau Therese, oder die Freiwilligen von 1792 (edit a. 1863); die Geschichte eines jungen Soldaten von 1813 (a. 1864 edit); Waterloo; die Blokade (edit a. 1867); die Schicksale eines Bauern (a. 1868) u. a. m. behandeln insgesammt Epochen aus den Revolutionskriegen oder den Jahren des zum Sturze sich hinneigenden Kaiserreichs. Allen ist der Vorzug lebhafter Anschaulichkeit gemein; aber auch in allen stoßen wir auf die weitgedehnten, ich möchte sagen, die merkantilisch berechneten Gespräche der vorgeführten Personen. Walter Scott, ich weiß es gar wohl, wird ebenfalls nicht laß, seine Geschöpfe dialogisirend, und zwar nicht lakonisch, vorzuführen; aber es belebt sie ein gewisser Shakespearischer Geist; ein fester Styl hebt sie immer etwas über die platte Wirklichkeit empor. Daß Erckmann-Chatrian einen so ungemeinen Einfluß, wie durch Zauberschlag, errungen, ist mir ein unwiderleglicher Beweis, wie sehr das ästhetische Feingefühl bei dem jetzigen Lesepublikum allmälig abge-

stumpft, und wie in den Blüthetagen Walter Scotts und Fenimore Coopers, oder, um noch etwas weiter chronologisch hinaufzusteigen, in den Tagen als Frau von Staël die Corinne schrieb, die Masse der Lesewelt sich durchschnittlich auf einem höhern Standpunkt, sei es beurtheilend, sei es passiv aufnehmend, oben hielt.

Ohnlängst haben sich Erckmann-Chatrian im dramatischen Fache versucht und ihren „polnischen Juden", der schon in den fantastischen Erzählungen als Skizze vorlag, auf eine der secundären Pariser Bühnen gebracht. Der Versuch ist gelungen.

Welchen Einfluß die jüngsten welthistorischen Begebenheiten auf Erckmann-Chatrian wohl ausüben werden? Die gräßlichen Verheerungen, die schauderhaften Grausamkeiten, alle unausbleiblichen Folgen der einmal entfesselten Kriegsfurie, geben ihren patriotischen Friedenstendenzen in vollem Maße Recht; an ihrem guten Willen lag es nicht, daß kein lohnendes, praktisches Ziel erreicht worden. Sie predigten Gerechtigkeit auch gegen fremde Nationalitäten; sie wollten über den Rhein hinaus die Hände der Uferbewohner zusammenlegen, nicht die Schwerter wetzen. Auf ihre ehrenhafte schriftstellerische Thätigkeit fußend, mögen sie jetzt, mitten in den Nachwehen und im gährenden Chaos, an irgend einem Rettungsufer ankern, und von dort aus mit neuen Schöpfungen die bewegten Gemüther besänftigen, vereinigen, versöhnen.

Der Sprung von der kräftigen Doppelfigur des Herrn Erkmann-Chatrian auf den einfachen Moralisten Herrn Adolph Schaeffer, der einen religiösen Roman verfaßte, ist ein wahrer salto mortale. Das Büch-

lein «un homme heureux», „ein glücklicher Mensch“ betitelt, ist eine Fiktion mit moralischer Nutzanwendung, ein wenig nach Art gewisser englischer Damen-Romane, die mit mehr oder weniger Talent eine These im Gewande der Erzählung vortragen und vertheidigen. Ich will solche ästhetisch-dogmatische Versuche gerade nicht abweisen, aber für meinen Geschmack sind sie nun einmal nicht. „Der glückliche Mensch,“ wie der Verfasser ihn hinstellt, ist es keineswegs im Sinne der Weltmenschen; er lebt in sehr beschränkten, niedern Verhältnissen; aber durch ein liebendes weibliches Wesen, durch seine engelgleiche Gattin, ist er aus einem Freidenker nach und nach ein gläubiger Christ geworden, und seine Glaubenszuversicht geht nicht nur unversehrt aus der Feuerprobe des schwersten Hauskreuzes und innern Leidens hervor, nein, sie gibt ihm Ruhe und Zufriedenheit; sie stempelt ihn zum wahren Glückskind. Der Held des Romans ist mithin ein christlicher Hiob und nicht der sceptische Raisoneur des Alten Testaments; die Personen alle, die sich in dem Kern der Erzählung gruppiren und die erfundenen oder erlebten Begebenheiten bezeugen das Talent des Verfassers; allein — „man merkt die Absicht und man ist verstimmt.“

Herr Ad. Schaeffer hat unter dem Patronate von Laboulaye eine Apologie des Christenthums geschrieben, und überdies einen ausgedehnten Traktat über die Toleranz; er gehört unter die literarischen Notabilitäten des Elsasses. Herr Ad. Schaeffer versieht, wenn wir nicht irren, noch eine Seelsorger-Stelle in Kolmar. In derselben Stadt lebt oder lebte ein Rath beim

Appellhof, Namens Huot, der in letzter Zeit durch einige historische Monographieen (z. B. „Beaumarchais in Deutschland") und Aufsätze über locale Geschichte in der Revue d'Alsace vergangene Schuld abzubüßen trachtete. — Herr Huot hatte nämlich vor einigen Jahren bei Berger-Levrault ein archäologisch-historisch-belletristisches Bändchen unter dem Titel „Von den Vogesen zum Rhein"*) veröffentlicht. Das „Berliner Magazin für die Literatur des Auslands" nimmt dieses Mischmasch sehr hart mit, — und uns dünkt, nicht einmal strenge genug. In dem höchst oberflächlichen Produkt sind auf jeder Seite mehrfache Ungenauigkeiten und Verstöße gegen den wahren Sachverhalt, und was noch schlimmer, wo etwas annehmbares angebracht, stammt es von außen her, ohne Quellenangabe. Mit einem Worte, es wird in dieser Schrift eine unverschämte Freibeuterei getrieben. Dieses anmaßende Verfahren erregte im Stillen den wohlberechtigten Ingrimm aller ernsten Freunde der elsässischen Geschichte und des heimischen Bodens; doch wollte sich keiner an der geweihten und gefeiten Magistratsperson vergreifen, die von „jenseits der Vogesen an den Rhein" verpflanzt, ihre imperialistischen Sympathieen zur Schau trug. Das Erstlingswerk obbenannten Appellraths bietet eine Musterkarte des frechen Bücherraubs und des leichtsinnigsten Dilettantismus.

Jean Macé ist nicht aus dem Elsaß gebürtig; doch gehört er in die Reihe der elsässischen Schriftsteller. Seine Thätigkeit als populärer Pädagog geht aus vom

---

*) Des Vosges au Rhin.

Fuße der Vogesen Er stand bekanntlich an der Spitze eines Pensionats für Mädchen der mittlern Stände, in Beblenheim. Die Tendenz dieser Erziehungsanstalt war rein rationalistisch, außerhalb jeder confessionellen Beschränkung. — Macé hat durch seine „Geschichte eines Bissen Brods“ einen allgemein geschätzten Namen erworben; es ist dies eine faßliche, für die Jugend geschriebene Abhandluug über unsere Organe. — In derselben Richtung fortfahrend, hat er auch die „Werkzeuge des Magens“ beschrieben. — „Seine Theater“ und seine „Erzählungen für das kleine Schloß“ möchte ich mit den Schriften des Weise'schen Kinderfreundes vergleichen. — Doch greift Macé noch in andere Zweige des öffentlichen Unterrichts, er ist zum Theil Stifter und Beförderer der Volksbibliotheken. Seine Strebsamkeit ist segensreich.

Herrn Charles Dollfus gegenüber hätte ich mir dieselbe Frage zu stellen, wie bei der obigen Besprechung der Werke von Louis Ratisbonne. Darf ich ihn unter die Elsässischen Schriftsteller rechnen oder nicht? Zwar ist er in Mülhausen geboren, saugte Luft und Licht in der ersten Lebensperiode auf dem heimatlichen Boden, aber seine eigentliche spätere Bildung verdankt er der französischen Schweiz und der Pariser Welt. Seine publizistische und belletristische Wirksamkeit ging aus von Paris. Und doch glaube ich über ihn, als einen Elsässer, verfügen zu dürfen. Charles Dollfus, der Sohn des Herrn Jean Dollfus, des weitbekannten ehemaligen Municipal-Verwalters von Mülhausen, ist mit den Ideen deutscher Philosophie und Literatur groß gezogen; es sind solche mit seinem eigenen Wesen ver-

schmolzen; aber nie wäre er wohl in seiner jetzigen merkwürdigen Entwicklung vorangeschritten, hätte ihn nicht ein günstiges Geschick an der Grenzscheide beider Nationen in die Welt gesetzt. — Charles Dollfus ist ein Denker; ein tüchtiger, vielseitiger, vielfach anregender Denker. In seiner Jugend schon ward er von den sozialen Fragen beunruhigt und bestürmt; schon am Eintritt in das Mannesalter wagte er sich an die Lösung der Räthsel, die uns auf dem Gebiete der Religion, der Moral, der Psychologie und der Staatswissenschaft verwirren. Es ist ein unruhig, fieberhaft erregtes und daneben doch wieder von gläubiger Zuversicht strahlendes Gemüth, das in seinen zahlreichen Schriften vor unsern Blicken sich enthüllt. Ein überfließender Ideenreichthum, ein unerschöpflicher Springquell von Gedanken, Empfindungen, Wünschen, Ahnungen und Prophezeiungen tritt in seinen philosophischen Aufsätzen zu Tage. O wie viele seichte und matte Arbeiter auf dem Felde der Wissenschaft und der Kunst könnte er mit seinem Ueberfluß tränken und sättigen!

„Humanität und Fortschritt" hat er auf seine hochgehaltene Fahne geschrieben; und ich bin überzeugt, es ist dem enthusiastischen Manne voller Ernst mit seinem Glaubensbekenntniß. — In der Menge der Freiheitsaposteln gehört er zu den wenigen, die den Idealen ihrer Jugend treu bleiben. Auch unter gegenwärtigem, trübem Horizonte, was sage ich, in gegenwärtiger egyptischer Finsterniß wird er immer noch seine frühere Leuchte festhalten.

Ja! man athmet in den Schriften von Charles

Dollfus wie in einer von Ueberzeugungstreue gesättigten Athmosphäre. Er ist eine sympathische Natur; und doch bin ich in vielem nicht mit ihm einverstanden; vielleicht liegt der Fehler wohl an mir?

Von seinen äußeren Verhältnissen ist mir nichts oder weniges bekannt. Daß sein ausgezeichneter Vater, der philanthropische Economist, der Gründer der Arbeiterviertel (Cités ouvrières) in Mülhausen auf den begabten Sohn mehrfach anregend gewirkt haben mag, läßt sich denken. Kaum dreißigjährig gründete Charles Dollfus mit dem frühern Elsässer Theologen Neffzer, die Revue germanique, die etwas später ihre allzuenge Bezeichnung mit dem Titel einer «Revue moderne» umtauschte. In dieser periodischen, inhaltreichen, etwas radicalen Zeitschrift, legte er vorzugsweise die Ergebnisse seines persönlichen Forschens nieder über die Grundübel unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, und der etwa anwendbaren Heilmittel; denn um das Wohl seiner Mitmenschen ist ihm Ernst, und den Ausbruch der jetzigen unheilvollen Krisis verkündigte er jahrelang zuvor mit tragischer Beklommenheit. Er unterzieht die abgestorbenen Religionen des Alterthums und die am Sterben liegenden Confessionen der modernen Welt einer kritischen, zernichtenden Untersuchung. — Nur will mir immer nicht einleuchten, was er an ihre Stelle zu setzen hat, und mir ist keineswegs erwiesen, daß die Religion der Zukunft, wie er sie sich denkt, aus dem Reiche der rhetorischen eloquenten Formeln jemals in das Reich der Wirklichkeit übergeführt werden könnte. Indem er der christlichen Religion, wie sie jetzt besteht, jede Lebensfähigkeit abspricht,

scheint er mir einerseits nie auf das eigentliche Fundament des christlichen Glaubensbekenntnisses durchzudringen, und andrerseits nie das leidenschaftliche, von Grund aus verdorbene menschliche Herz in seinen Tiefen ergründet zu haben.

Mag sein, daß die Menschheit in langsamem Fortschritte einem höhern Ziele unaufhaltsam entgegenstrebt; mag sein, daß einzelne bevorzugte Naturen in einem philosophischen Systeme volle Befriedigung und Ruhe finden; mag sein, daß der unpersönliche Gott, das Gesetz, die Gerechtigkeit, wie Charles Dollfus die regierenden Gewalten im Weltsysteme nennt, zur Regelung des Lebens bei einigen Geistern sich vollauf hinreichend erweisen. Nie, niemals wird die rohe, von Begierden gepeitschte Masse sich unter solchem abstracten Gesetze beugen; nie wird das zerfleischte Herz der Bessern bei solcher Glaubenskost sich stärken und heilen. Wenn ich Herrn Charles Dollfus aufforderte, seine Doctrinen in einem allgemein verständlichen Katechismus zusammenzufassen, — ich will nicht sagen, daß er es nicht könnte — aber ich meine, daß er damit nicht auf Kindheit und Jugend und männliches Alter dieselbe praktische Wirkung ausüben dürfte, die in der christlichen Sittenlehre und den Aussichten auf künftige individuelle Fortdauer geborgen liegt.

Nicht mit der mythischen Seite des christlichen Glaubensbekenntnisses würde ich die Ansichten des Herrn Dollfus bestreiten. Er würde mich und meine Argumente in die Rumpelkammer der veralteten Dogmatik werfen und mich mitleidig belächeln. Ich will ihn durchaus nicht bekämpfen mit dem alexandrinischen

Evangelium Johannis, das er vielleicht mehr als ich durchdacht haben mag — aber mit den Worten des Glaubens von Schiller:

. . . Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.

Ich möchte ihm zurufen, daß zur Ausübung der Pflicht und dem Streben nach Tugend durchaus kein philosophisch-sozial-politisches System nöthig. In demselben Evangelium Schillers steht geschrieben:

O! was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Herrn Charles Dollfus gehörig zu würdigen, sollte ich nun in das Einzelne seiner vielfachen Leistungen eingehen: dazu fehlt es hier an Raum. Dollfus ist nicht allein Publizist, Moralphilosoph und Kritiker; selbstproduzirend hat er sich auf das Feld der Romanliteratur in seinen Mußestunden begeben. — Doch steht bis jetzt der Publizist höher als der Romanschreiber — „Der Kalvarienberg" aus seinen früheren Jahren schien mir bei flüchtigem Durchlesen etwas declamatorisch. — „Die Gegenpartie des Zufalls" ist eine spannende Novelle und bekundet ein ausgezeichnetes Erzähler-Talent. Nur sind die psychologischen Motive zu kurz angedeutet, ich möchte behaupten, sie seien wo nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich. Mit dem Verfasser getraute ich mir eine Wette einzugehen, daß in ganz Paris sich keine einzige vornehme Dame vorfinden ließe, die so rasch wie „seine Wittwe" zu einem wenn auch hochbegabten armen Musiker sich hinneigen und ihr Loos mit dem Seinen

vor Gott und der Welt theilen würde. Und nun gar der Selbstmord dieser Dame, weil sie sich von ihrem Idole verschmäht wähnt! nein! nur durch eine ausführliche, mit ungemeinem Talente eingeleitete Motivirung würde diese Vorlage annehmbar. J. J. Rousseau hätte vielleicht — ich sage vielleicht — dieses Paradoxon als eine wirkliche Thatsache hinzustellen vermocht; in seiner Nouvelle Héloïse hat er etwas analoges versucht.

Mit seinen philosophischen Briefen fesselte Herr Ch. Dollfus zuerst die Aufmerksamkeit des größern Publikums. Hier bekundet er schon seine Anlage zur psychologischen Analyse; in dieser Abhandlung liegen schon die Keime seiner spätern Arbeiten; hier legte er zum erstenmale sein Glaubensbekenntniß ab, äußerte seine Besorgnisse für die nächste Zukunft und sagte den bedeutenden Spruch: Wissenschaft, Kunst und Vermögen das sind die Hauptpfeiler der menschlichen Gesellschaft; aber die thätige Liebe allein kittet die Steine des mächtigen Baues. Und so verkündet er das letzte eigenste Wort des christlichen Evangeliums; scheint er doch zu vergessen, daß Liebe nur im Glauben an Vergeltung und an eine höhere Liebe und Weisheit Wurzel schlägt.

In demselben Ideenkreise bewegt sich ein anderes Werkchen von Charles Dollfus, das im Jahr 1858 unter dem Titel: „Die Verkündiger der Offenbarung" ins Leben trat. Nach seinem Dafürhalten schweben alle die Geister, die für das Wahre, das Schöne, das Rechte kämpfen, an der Spitze der Menschheit; sie werden die Wohlthäter der folgenden Jahrhunderte, indem sie die ideale Welt zu verwirklichen streben. Das alles ist

sehr schön gedacht, aber es ist kein für die größere Menge ausgearbeiteter Katechismus.

Das Gehaltreichste seiner philosophischen Werke ist die ausgedehnte, vor zwei Jahren erschienene Abhandlung „über die menschliche Natur". Darauf bezieht sich vorzüglich mein obiger Ausspruch, die ungemeine Gedankenfülle des Verfassers betreffend. Die Lektüre ist deßhalb etwas ermüdend; sie erfordert, um die Goldkörner alle nach einander aufzulesen, mehr Geduld und Anstrengung, als dem größeren Publikum zuzumuthen ist. Der Denker, der Forscher und der Dichter reichen sich hier die Hand. Der Styl des Verfassers ist metaphernreich; für den französischen Geschmack nicht einfach genug; aber wie lohnend für den gleichmäßig forschenden Leser! — Herr Charles Dollfus scheint in labyrintisch verschlungenen Gängen sich zu verlieren; aber es läuft durch all die partiellen Aufsätze des reichhaltigen Bandes ein Ariadne-Faden — das Suchen eines göttlichen Gesetzes, das Auffinden dieses Gesetzes in der Natur, im Menschen, in der Vernunft, im Gewissen, in unserm Herzen. — Ueber die Religion der Vergangenheit bricht der Verfasser den Stab; er giebt sich unverhohlen als Freidenker, und wird ängstliche Gemüther nicht nur nicht befriedigen, er wird sie mehr als einmal verwunden. Also wer vor Angriffen, die gegen jüdische und christliche Religion gerichtet, eine heilige Scheu empfindet, der nehme die Werke des Herrn Ch. Dollfus nicht zur Hand; wer dagegen nachsichtig auch Andersgläubige anhören kann, der prüfe das System des Verfassers; jedenfalls wird er mit neuen Ansichten bereichert aus dieser Gymnastik hinweggehn.

Wenn Herr Ch. Dollfus die literarische oder philosophische oder religiöse oder ästhetische Kritik handhabt, stellt er sich immer auf einen hohen Standpunkt. Ueber die Kunst spricht er als ein denkender, fühlender Künstler; da ist er ganz auf heimischem Boden, er möge nun vor griechischen Bildwerken und vor den Madonnen Raphaels seine Kniee beugen, oder den Symphonien Beethovens lauschen. Wohl überschätzt er manches Talent, sobald er eine kongeniale Tendenz erblickt. So zum Beispiel unterschreibe ich nicht seine Besprechung von Daniel Stern. In gewissen Fällen ist es mir nicht gegeben, den Schriftsteller vom Menschen zu scheiden; wenn mir erwiesen ist, daß die zur Schau getragenen Maximen des erstern nicht übereinstimmen mit der Laufbahn des Individuums, da vernehme ich nur — um mit den Worten des Apostels zu sprechen — ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Im Gährungsprozeß, der allem Anscheine nach, immer fort im Innern dieses begabten Schriftstellers vor sich geht, ist bis jetzt der reine Nahrungsstoff nicht völlig ausgesondert. — Die Zeitereignisse, die Katastrophen, die vor unsern Augen und zu unsern Füßen wie Wetterstrahlen einschlagen, die Leiden und Erfahrungen des spätern Alters werden noch gewaltig an dem Quaderbau seines jetzigen Systems rütteln, und er wird vielleicht, ehe er sich zur Ruhe legt, den bis jetzt gebrauchten Kitt ungenügend finden. Aber daß er zu einem fantasiereichen, trefflichen Architekten die Anlage hat, daß er sich schon in manchen Räumen wesentlich eingerichtet, daß stelle ich keineswegs in Abrede.

Noch ein Wort, bevor ich diese schon allzuweit hier verfolgte Uebersicht schließe:

Die französisch-literarischen Interessen im Elsaß vertrat seit einem Dezennium die «Société littéraire de Strasbourg». Ihre Mitglieder bestanden großentheils aus Professoren der Academie und des Lyceums, und einigen dem Kultus der schönen Wissenschaften nicht abgeneigten Gelehrten oder Privaten. Im größern Publikum blieb dieser Verein so ziemlich unbeachtet, bis er in den Jahren 1864—67 öffentliche Vorträge (Conférences) organisirte und je nach dem behandelten Gegenstande oder dem anerkannten Talente der Redner, Anklang und Zulauf fand. Die moderne deutsche Literatur war eine der bevorzugten Partheien dieser belletristischen Vorlesungen; doch blieben auch Ausflüge auf philosophisches und geschichtliches Gebiet und in die Domäne der französischen und der antiken Literatur nicht unberücksichtigt. Durch politische Bedenken war mehr als ein Gegenstand ausgeschlossen; die administrative Behörde, welche zuerst die Anstalt ins Leben gerufen, überwachte ängstlich jede Aeußerung und ließ dem uneigennützigen Unternehmen nicht Schutz und nicht Aufmunterung angedeihen.

In dem Innern der literarischen Gesellschaft zeigte sich auch nie ein rechter, franker Eifer für die Sache. Die seit zehn Jahren herausgegebenen Bulletins umfassen zwar eine nicht unbedeutende Reihe von gediegenen Aufsätzen; aber es sind diese Arbeiten meist einer kleinen und stets derselben Gruppe von Mitgliedern zu verdanken. Es schien als wäre gleich von allem Anfang ein Mehlthau gefallen auf diese anspruchslose

Pflanzstätte provinzieller Bildung. Für den Fremden ist dieser Unsegen in einer academischen Stadt wie Straßburg kaum begreiflich; wer aber hier in das innere Getriebe der Gesellschaft und des intellectuellen Verkehrs hineinblickt, der kann sich bald diese sonderbare Erscheinung erklären. — In Straßburg waren bis jetzt noch die confessionellen und nationalen Gegensätze der Art, daß auf einem andern Boden als dem der exacten Wissenschaften kein frohes Entgegenkommen und Verschmelzen zu Stande kam. Von höherm Standpunkte, mit aufrichtiger Toleranz den Andersdenkenden hier anzuhören und auf humane Weise zu bekämpfen und zu widerlegen, das war zur Unmöglichkeit geworden. — Wenn Beaumarchais in seinem Figaro, im allbekannten Monolog, die Freiheit der „spanischen Presse" ironisiren läßt, indem er die verpönten Gegenstände galoppirend aufzählt, so schildert er vorbildlich die Zustände, wie solche in Straßburg herrschten, und es steht zu fürchten, noch eine Zeit lang unausgeglichen die Herrschaft behaupten dürften. Dermaßen eingekeilt zwischen innere und äußere Hemmnisse, ist es ein wahres Wunder, daß die Straßburger literarische Gesellschaft bis in letzte Zeit fortbestehen konnte und in einer Reihe von Bänden die unwiderleglichen Beweise ihrer Thätigkeit hinterließ. — Unter den Mitarbeitern finden sich zum Theil die in der gegenwärtigen Uebersicht angeführten Namen, zum Theil andere unausgesprochene und solche die Abwesenden oder Abgeschiedenen zugehören. Ich führe wohl einmal meine Leser mit einer Todtenfackel in diese Nekropole. Beim Antritt einer neuen Aera wird es Pflicht, die vergangnen, nicht ganz zu

verwerfenden Leistungen, wie eine eröffnete Erbschaft, zu inventoriren, wäre es auch nur in Voraussicht der eigenen Zukunft. — «Sicuti vos metiti estis, vobis metietur», was verdeutscht also lautet: Ehret das Alter und die Todten, denn auch ihr, die ihr jetzo in Jugendfrische prangt, werdet altern, und, wenn nicht fromme Hände eure Asche sammeln, dem allgemeinen Beinhaus der Vergessenheit anheimfallen.

Die modernen alsatischen Historiker.

In dem Bilde des modernen, intellectuellen Deutschlands, das sich nach und nach fragmentarisch vor unsern Augen entfaltet, dürfen die Historiker, deutsche und französische, nicht fehlen. Von jeher wurde dieses Feld der Wissenschaft hier zu Lande eifrig angebaut; die Mitlebenden haben in dieser Richtung das Erbe ihrer Vorfahren und Vorarbeiter nicht verwahrlost. In das Nähere einzugehen, bibliographisch genau von jeder Arbeit zu sprechen, ist wohl unthunlich; es liefe dem Zwecke dieser Blätter entgegen. Aber skizzenhaft die bekanntesten Geschichtsschreiber im alsatischen Lande andeuten, das können wir, und erregen vielleicht damit bei einigen Lesern den Wunsch zu näherer, persönlicher Einsicht. Wir beginnen mit den deutschen Verfassern.

An der Spitze der wissenschaftlich gebildeten Männer, die sich in neuerer Zeit mit der Geschichte der heimathlichen Provinz beschäftigt, steht unstreitig Adam Walther Strobel. Er hatte in den ersten Decennien des Jahrhunderts einige Vorgänger, die ich aber nur beiläufig erwähnen darf. Dahin rechne ich Friese mit seinen fünf Bänden „Vaterländischer Geschichte Straßburgs und des Elsasses" (1792—1801). Ein von der Bürgerschaft viel gelesenes, handliches Buch! Die gute Aufnahme verdankte es den vielfachen interessanten No-

Notizen, die es anspruchslos mittheilte in treuherzigem, breitem, meist sehr trivialem Style. Friese hatte so recht den Schulmeisterton getroffen, welcher dem damaligen Philisterthum behagte. Er war das Spiegelbild der politischen Kannegießer, die über Staat und Kirche entscheiden; aber dabei unstreitig belehrend. So ist, um nur Eines anzuführen, der famose Klinglin'sche Proceß ausführlich behandelt; etwas herbe und streng; aber das steht dem ehrlichen Manne wohl an, dem Biedermanne, der sich durch keinen falschen Glanz und Schimmer bestechen läßt, und gar wohl das Morsche, Unhaltbare in den localen Zuständen während des achtzehnten Jahrhunderts durchsah. — Gehen wir in seinem Werke ein halbes Jahrhundert höher hinauf, so stoßen wir auf die tragische Geschichte des Ammeisters Domenikus Dietrich und der Uebergabe Straßburgs an Louvois, welche der Verfasser ebenfalls auf eine fesselnde Weise darzustellen gewußt. Noch heutzutage befindet sich Friese's Geschichte mit ihren groben Holzschnitten und ihrem grauen Löschpapier in mancher Hand. Nur suche man darin keinen künstlerischen Werth. Friese bietet eine derbe, gesunde, allein nicht jedem Magen zusagende Hausmannskost.

Ein Historiker von ganz anderem Schrot und Korn ist, oder vielmehr war Strobel. Seine „Vaterländische Geschichte des Elsasses" in sechs Bänden — wovon die anderthalb letzten Herrn Dr. Heinrich Engelhardt zukommen — bildet durchschnittlich keine anziehende, leichte Lectüre; aber sie ist gehaltreich und aus Originalquellen, handschriftlichen und gedruckten, gewissenhaft geschöpft. Es ist also ein wissenschaft-

liches Werk; doch sagen wir's gerade heraus: Strobel hat es nicht verstanden oder hat es verschmäht, seiner Arbeit die künstlerische Rundung zu geben. Licht und Schatten sind nicht gehörig vertheilt; die geschichtlichen Charaktere und Personalitäten nicht mit festen Zügen aus dem Wuste der Pacten und Acten herausgehoben. Sonderbarer Widerspruch zwischen der Grundanlage des Mannes und den Leistungen des Schriftstellers! Strobel, wenn er sprach, war lebhaft, anregend, witzig; ein unterhaltender Rhapsode! auf eine anschauliche, pittoreske Weise trug er die Scenen aus der alten elsässischen Geschichte vor; doch wenn er schrieb, verschwand dieser Zauber. Es war, als ob ihn die Masse des Stoffes, den er nicht bewältigen konnte, zu Boden drückte. Der Geschichte des Elsasses fehlt leider schon von Haus aus das geistige Band, die gehörige Einheit. Den Faden, woran die zersplitterten Interessen des Landes sich etwa anreihen ließen, fand Strobel nicht, errieth er nicht; er war zu sehr in dem gelehrten Wahne befangen, man müsse im Texte Alles wiedergeben; er bedachte kaum, wie kurz die dem eifrigsten Leser zugemessenen Stunden! So kam es, daß sein gewissenhaftes Werk nicht die verdiente, nicht die gehoffte Aufnahme fand. Es erschien in lange auseinander gehaltenen Lieferungen (von 1841—1847). Das Monument, das er seiner Heimath im besten Sinne errichten wollte, war nicht frei aus einem Blocke vogesischen Sandsteins gehauen; es baute sich ruckweise, beschwerlich, vor den Augen des ungeduldigen Beschauers aus verschiedenartigen und zu verschiedenen Zeiten gebrannten Ziegelsteinen auf; und als die mo=

derne Geschichte, die doch ebenfalls berechtigt ist, in einer Localgeschichte die gehörige Seitenzahl einzunehmen, an die Reihe kam, war der Baumeister müde und matt; dem Tode nahe, überließ er einem Freunde die Bedachung.

Nun da ich zu gutem Anfang mit der Kehrseite begonnen, wird mir die Anpreisung der Verdienste des ehrenwerthen alsatischen Geschichtsschreibers zur doppelten Pflicht. Ihm ward vor Allem die Eigenschaft der maßvollen Unparteilichkeit zu Theil. In dem confessionell gespaltenen Lande wollte er auf keine Seite hin aufregen oder beleidigen, und das in einer Periode, welche hier den leidenschaftlichen Streit über den Gebrauch des Chors in den gemischten Kirchen, das sogenannte Simultaneum, entbrennen sah. Strobel war ein rationalistischer Protestant; es stand zu fürchten, er werde die Reformation auf Kosten der streng abwägenden Gerechtigkeit in ein rosiges, vortheilhaftes Licht setzen. Das war aber keineswegs der Fall; nur erlaubte er sich hier eine allzuabgerissene Kürze. Den Fels zu vermeiden, der querüber auf seiner Bahn lag, umging er dies Hinderniß nicht und sprang auch nicht darüber hinaus; er überdeckte den Fels nicht mit gefälligem Grund und Rasen; er wies ihm gar keine Stelle an. — Aber in den vorhergehenden Jahrhunderten ist er ein ruhiger, competenter Richter. Einzelne Stellen sind oft mit Wärme, mit anschaulichem Reize geschrieben. Das Leben einzelner Männer, Prälaten und Dynasten, bildet manchmal eine Oase in der dürren, ermüdenden Sandwüste der angehäuften, unmalerischen Thatsachen. Strobel hatte die altdeutsche

sowie die altfranzösische Literatur studirt; war er doch selber ein tüchtiger Editor von Brandt's Narrenschiff. Diese literarische Seite seines Werkes trug er, zwar nicht erschöpfend, aber in voller Kenntniß des ausgedehnten Labyrinthes vor. Auf lange Zeit hinaus wird Strobel für jeden alsatischen Geschichtsforscher zum Ausgangspunkte, zur Fundgrube dienen. Ein deutsches, im Elsaß sich akklimatisirendes Publikum — anspruchsloser ohne Zweifel als die gegenwärtige verwöhnte Lesewelt — wird sich diesem Grundstock der Localgeschichte wieder zuwenden.

Die von Heinrich Engelhardt durchgeführte Geschichte der Revolution im Elsaß ist bei Weitem anziehender gehalten, als die vorhergehende Strobel'sche Arbeit. Der Stoff brachte das schon mit sich. Engelhardt ist ein freisinniger Constitutionsfreund; den Ueberschreitungen des Liberalismus, geschweige des Terrorismus, entschieden abhold. Eine in jedem Sinne ehrenhafte Natur spricht aus seiner umständlichen, ebenfalls auf Original-Documenten fußenden Erzählung. Strobel konnte sich keinen treueren Fortsetzer wählen zum Abschluß seines Werkes Beide Namen werden vereint, wie die von Schweighäuser und Golbery, im Gedächtniß der alsatischen Geschichtsfreunde fortleben.

Auf streng wissenschaftlichem Standpunkte steht Röhrich, Geschichtsschreiber der „Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg". Des Zelotismus will ich ihn nicht anklagen; aber einem katholischen Leser kann er keine Gunst abgewinnen. Das wollte er auch nicht; er wollte in seinem Sinne, nach seiner Ueberzeugung wahr sein. Eine in's Einzelne gehende

Kenntniß der Zeit, die er sich zur Vorlage gewählt, ist ihm eigen. Den Männern der Reform ist er von Herzen ergeben; er ist ein Bewunderer ihres Werthes, ihres Glaubenseifers; er hätte wohl in gleichen Umständen wie sie gehandelt, gelitten wie sie. Mit den kirchlichen Zuständen des Elsasses war er, als Sohn eines Pfarrers und er selber Seelsorger, wie verwachsen. In mehreren Monographien schildert er Personen und Ereignisse jener aufgeregten Zeit.*)

Auch Andreas Jung, der unvergeßliche Bibliothekar, hatte schon vor bald vierzig Jahren eine Geschichte der Reformation im Elsaß begonnen; aber sie ist „liegen blieben" mit dem ersten Bande. Das Werk würde gewiß mit großer Sachkenntniß fortgesetzt worden sein; Jung hat indessen einen wohlthätigeren Einfluß als gewissenhafter Rathgeber jüngerer und älterer Freunde, einheimischer und auswärtiger Gelehrten ausgeübt.

Pfarrer Lehmann in Nußdorf bei Landau hat, als treuer Nachbar, viel über alsatische Geschichte gesammelt und geschrieben; seine umfangreichen Monographien über Hanau-Lichtenberg und über das Haus Zweibrücken, Erbe der elsässischen Ochsensteiner, aus unedirten Documenten zusammengefügt, sind zwar keine leichte Lectüre, aber als gehaltreicher Stoff für künftige Historiker aller Ehren werth. Den Ansprüchen eines größern Lesepublikums genügend, ist seine Geschichte der Reichsstadt Landau und seine stattliche Uebersicht der Burgen und Schlösser der Pfalz.

*) Mittheilungen zur Geschichte der evangelischen Kirche im Elsaß. 3 Bände.

Der verstorbene Stadtarchivar Ludwig Schneegans, der Vater des dramatischen Dichters, und der noch in voller Kraft lebende August Stöber haben, Einer wie der Andere, Vieles für alsatische Geschichte gesammelt und geschrieben; Letzterer besonders in seiner vieljährig fortgesetzten Zeitschrift: „Alsatia“; doch eigentlich Zusammenhängendes in größerem Maßstab verdanken wir ihnen nicht. — Ebensowenig kann ich mich hier in einzelne Monographieen, z. B. von Lobstein (Geschichte der Musik im Elsaß), oder von Heitz (das Zunftwesen im Elsaß), verirren. Die größeren historischen Arbeiten von Professor Karl Schmidt gehören in das Gebiet der französischen historischen Werke über unsere Provinz.

Seine Hochwürden, der Herr Bischof von Straßburg, Dr. Andreas Räß, dürfte mit einigem Recht unter die alsatischen deutschen Geschichtsschreiber gezählt werden, obgleich das bedeutende Werk seines höhern Alters, „die Convertiten seit der Reformation“, bis jetzt in zehn Bänden, eigentlich nur eine kleine Minderzahl von Elsässern, die in den Schooß der alten Kirche zurückkehrten, zu behandeln die Gelegenheit hatte. Die Tendenz dieser umfangreichen Arbeit läßt sich von vornherein errathen. Es ist leicht zu ermessen, daß ein katholischer Prälat, wenn er seine seltenen Mußestunden zur Biographie, zur psychologischen Analyse der Lebensläufe bekehrter Protestanten hergiebt, nur vom ultramontanen Standpunkte aus schreiben und urtheilen kann. Dies benimmt nichts von dem Interesse dieser wie eine Mosaik chronologisch zusammengefügten Monographieen. In endloser Reihe bieten sich die Namen

von Fürsten, Gelehrten, Geistlichen und Laien aller Völker des mittleren und nördlichen Europa dem gläubigen und ungläubigen Leser zur Wahl. Merkwürdig gedachte und kernhaft geschriebene Vorreden versetzen, an der Spitze der meisten Bände, in die Stimmung, welche der Verfasser zu erwecken sucht. Die Quintessenz der Polemik und der individuellen Berichte, die sich an die meisten einzelnen Lebensabrisse der Convertiten knüpft, hat für den Theologen den Werth, in verhältnißmäßig engem Raum wiederzugeben, was in unzähligen Special-Werken zerstreut sich vorfindet. Für den Schreiber dieser Zeilen bleibt es räthselhaft und drängt ihn zur ungeheuchelten Bewunderung, wie der rüstige Prälat Zeit und Kraft zu dieser Riesenarbeit aufwenden kann, auch wenn ihm einiges Material vorläufig und auszugsweise zugeführt werden sollte. Nur eine von frühster Jugend an unausgesetzte Arbeitsliebe — Dr. Räß ist bekanntlich einer der gelehrtesten Theologen Deutschlands und Frankreichs — war zu solchem Unternehmen befähigt und vermochte auszudauern in dem Drang der täglichen Sorgen und Geschäfte. Die Belesenheit*), wovon das Werk unwidersprechliches Zeugniß ablegt, ist für einen Nichtkatholiken wohl die auffallendste Seite des Schriftstellers; für verwandte Geister und Gesinnungsgenossen mag es der Glaubenseifer des greisen Bischofs sein.

Noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, weiß ich nicht, ob es dem unter dem Namen des illustern deutschen Gelehrten Gieseler sich bergenden Elsässer Theo-

*) Wir führen zum Belege die Biographie des Grimmelshausen, Verfasser des Simplicissimus, an, VII., p. 69 u. ff.

logen*) genehm wäre, wenn der Schleier gelüftet würde. — Die „Geschichte der modernen protestantischen Kirche in Frankreich“ ist der freie Erguß eines etwas ironischen Geistes; in der Materie, die er behandelt, ist er aber ganz zu Hause.

Aus dieser kurzen Uebersicht erhellt, daß die confessionellen Zustände die Hauptmotive für die deutschen Historiker des Elsasses hergaben. Nicht dasselbe Verhältniß findet sich auf dem Boden der französischen alsatischen Geschichtsschreiber; hier athmen wir in einer andern Athmosphäre und schauen unter einem anderen weiteren Horizonte umher.

Während dem ersten Kaiserreich lag dieses Feld gänzlich brach. — Mit der Restaurationsperiode erwachte die Lust zu lokaler, historischer Forschung. Die öffentliche Aufmerksamkeit war nicht mehr ausschließlich mit den Zeitereignissen in wildem Strudel fortgerissen. Die Straßburger Maire's Hermann und Kenzinger sind schon als Herausgeber interessanter Documente in diesen Blättern genannt worden. Schützenberger begleitete in einer Vorrede über die Geschichte der Verfassung Straßburgs die Prachtausgabe des Code diplomatique (1843), und das Andenken von Schöpflin wurde (1850 u. f.) durch eine französische Uebersetzung der Alsatia Illustrata von Ravenez aufgefrischt. Zum handlichen Gebrauche ist die französische Ausgabe bei Weitem bequemer, als das lateinische Original in zwei Foliobänden; Noten aller Art und Pläne sind dem Texte beigefügt, die Liste der alten Geschlechter durch Angabe der Neugeadelten, von Frankreich herüber-

*) Hr. Präsident Mäder ist unterdessen, 81 jährig, mit Tod abgegangen.

gesiedelten, vermehrt. Ravenez, obgleich nur ein Translator, war eine originelle Natur, die Schönes geleistet hätte, wäre sie nicht, durch die herbe Noth gezwungen, in das Joch eines beschwerlichen, untergeordneten Amtes eingespannt worden. Einzelne Unrichtigkeiten in der Uebersetzung thun dem ganzen keinen Eintrag: es ist eine Benedictinerarbeit.

Schon etwas früher hatte Coste (1840) in einem gehaltreichen, bedeutsamen, kleinen Bande die Uebergabe Straßburgs an Frankreich erzählt. Er hatte zu diesem Zwecke die Materialien im Pariser Kriegs-Ministerium gesammelt und sich darüber mit einem ihm befreundeten Archivar, mit Louis Hugot von Colmar, auf immer überworfen. Hugot, ein geistreicher und eruditer Zögling der École des Chartes, der Gründer des herrlichen Museums von Unterlinden, hatte dem Freunde seine in Paris gesammelten Notizen mitgetheilt, und Coste dieselben auf eine etwas indiscrete Art benützt. Wie dem auch sei, das Publikum verdankte diesem Umstande eine werthvolle Monographie, worin die Verhandlungen des Domenikus Dietrich mit den Residenten Ludwigs XIV. in Straßburg oft wörtlich angeführt, das wahre dramatische Vorspiel der September-Katastrophe von 1681 bilden.

Um dieselbe Zeit wie Coste (1844) schrieb Graf Hallez-Claparède, der unter dem zweiten Kaiserreich als orleanistischer Deputirter in Ungnade fiel, seine Geschichte der Vereinigung des Elsasses mit Frankreich. Es ist keine gründliche Arbeit; aber die Darstellungsgabe des Verfassers ließ von seiner Feder mehreres hoffen; er blieb auf halbem Wege stehen. — In

dem folgenden Decennium gab Vicomte Théodore Renouard de Bussierre seine einseitige leidenschaftliche Geschichte der Reformation in Straßburg heraus. Der Convertit konnte es nicht lassen, seinen früheren Glaubensgenossen beiläufig ihr historisches Sündenregister vorzuhalten. Durch gewissenhafte Vorarbeiten hatte er sich zu seinem Werke gewappnet, und ist jedenfalls dem Vorwurf der Seichtigkeit entgangen. Er ist heftig, aber ehrlich; und wenn er die Kehrseite der großen kirchlichen Bewegung mit Vorliebe beleuchtet, so kann ihm das nur ein Häretiker verübeln. Seine Geschichte Karls des Kühnen ist ruhiger gehalten; seine Erzählung der Legende der heiligen Ottilia dagegen dürfte vor dem Richterstuhle einer streng historischen Kritik nicht bestehen.

Ganz auf entgegengesetztem Standpunkte befindet sich Professor Karl Schmidt, der Verfasser des »Chapitre de St.-Thomas«, Biograph der Straßburger Humanisten &c. &c. Das erstgenannte Werk ist eine der besten Monographien der Straßburger Kirchengeschichte; daß es in Paris beim Institut nicht die gehörige Beachtung fand, erklärt sich nur aus dem Eigendünkel und dem absprechenden Wesen der hauptstädtischen Gelehrtenwelt. — Die Belobungen, die von dem academischen Areopag ausgehen, sind reinweg dem Zufall und der Laune unterworfen. Unbedingt hätte das gelehrte, aber durchaus nicht indigeste Werk mehr als eine oberflächliche Anerkennung verdient. Sieht man dagegen weiland Herrn Boyer, den Verfasser einer absurden, ans Schülerhafte grenzenden Monographie über „das Lügenfeld" belobt und gehätschelt, weil er kaiser-

licher Rath am Appellhofe in Colmar war, da wird man irre an der Gewissenhaftigkeit und dem Wahrheitssinne der Pariser Richter. Herr Boyer hatte sich ebenfalls vermessen, eine Geschichte des Elsasses zu beginnen. Es ist ein komisches mixtum compositum von etymologischen Hypothesen. Der Editor weigerte sich den Druck fortzusetzen, und ich denke, daß auch der ergebenste Freund und Schmeichler der Magistratsperson nicht umhin konnte, sich mit diesem Urtheilsspruch, im Stillen wenigstens, einverstanden zu erklären.

Ein eifriger Bearbeiter einzelner Theile der alsatischen Geschichte war schon unter der Juli-Regierung Louis Levrault, der Verfasser einer gewissenhaften Abhandlung über das Münzwesen in Straßburg. Er war, als oberer Beamter in der hiesigen Münze, doppelt zu dieser Arbeit befähigt. Wir werden seinem Namen noch in dem Abriß über die historisch-archäologische Gesellschaft des Elsasses begegnen. Seine Geschichte des Ottilienberges läßt den gläubigen Katholiken in mancher Seite durchschauen. Als Legende behandelt, hat die Biographie der „elsässischen Herzogstochter und kanonisirten Aebtissin" einen relativen, traditionellen Werth; auf unverfälschte Dokumente erster Hand läßt sie sich nicht gründen. Aber im Glauben des Volkes ist sie ein noli me tangere geworden, ein Vermächtniß, das fest wie die Tannen zwischen den Felsen von Hohenburg wurzelt.

In der Geschichte des mittleren Rheinthales ist auch Herr Maximilian von Ring eingebürgert und heimisch; er hat für die römische Epigraphik dieser

Gegenden, für die Urgeschichte der Kelten und Romanen, für die Burgen der benachbarten Schwarzwaldreviere Vieles geleistet. Seine vielfachen Verdienste um die historisch-archäologische Geschichte des Elsasses haben wir anzuerkennen noch späterhin Veranlassung.

Es sei uns vergönnt, einen Augenblick in den Oberrhein abzuschweifen. In Colmar lebt und webt eine ganze Phalanx von Mitarbeitern auf bezeichnetem wissenschaftlichem Felde. Da ist vor Allen der Advokat Ignace Chauffour, der sich als Beförderer alsatischer Geschichtsforschung durch Ansammeln einer ausgezeichneten Bibliothek und durch juristische Abhandlungen und Plaidoyers seit Jahren hervorthat. In jüngster Zeit führte er gegen Abbé Hanauer, den Verfasser der Geschichte des Bauernstandes und der Dinghöfe im Elsaß", einen Streit über den Ursprung und die Verfassung dieser ländlichen Tribunale. Diese gründliche, aber derbe und fast giftige Polemik zog sich in die Länge, aber gerade dieser letztere Umstand trug dazu bei, die Gegner, wo nicht zu versöhnen, doch zu beschwichtigen.

Ein ebenso eifriger Sammler von Alsaticis, als Ignace Chauffour, ist der Advocat Charles Gérard, dessen schöne Bibliothek leider vor einigen Jahren an die damalige königliche Bibliothek in Berlin überging. Gérard hat in einer halb-humoristischen Abhandlung: »L'ancienne Alsace à table«, ein von originalen Documenten abgezogenes Sittengemälde geliefert, das einzig in seiner Art dasteht. Mit Liblin, dem langjährigen arbeitsamen Director der Revue d'Alsace hat er die Dominikanerchronik von Colmar an's Licht

gefördert. — Auch Liblin, als Herausgeber der nachgelassenen Werke des Geschichtsschreibers Grandidier (5 Bände groß Octav) hat sich bei den alsatischen Geschichtsfreunden ein unbestreitbares Verdienst erworben. Nun, da der Brand der Straßburger Bibliothek die Manuskripte Grandidiers in Asche verwandelt, erhält die Arbeit Liblin's einen unvorhergesehenen doppelten Werth.

Ebenfalls zu Colmar giebt der Stadtarchivar Moßmann, ein Mitarbeiter des verstorbenen Louis Hugot, seit Jahren eine schöne Thätigkeit kund, und zwar durch Herausgabe einzelner localer Documente und mannigfaltiger Monographien. Da er noch in voller Lebenskraft, so ist zu hoffen, daß er sich zu einer zusammenhängenden Compósition entschließt. Zu der Revue germanique hat er Beiträge geliefert; zu der Revue d'Alsace ist es selbstverständlich. Seine Thätigkeit als Stadtarchivar wurde von dem französischen Inspector und dem Ministerium nicht gehörig anerkannt, weil er sich nicht an das vorgeschriebene Formular halten konnte oder wollte.

An der äußersten südlichen Grenze des Elsasses, aber schon auf Schweizergebiet, betheiligte sich fortwährend Hr. Quiquerez an der Erforschung römischer Antiquitäten und alsatischer Burgen. Die Revue d'Alsace zählte ihn unter ihre eifrigsten Mitarbeiter. — In demselben helvetischen Districte, zu Pruntrut, lebte und wirkte der vor einigen Jahren verstorbene Trouillat, der als Herausgeber eines dreibändigen Codex diplomaticus des Basler Bisthums sich um elsässische Geschichte verdient machte.

In Colmar, um dorthin zurückzukehren, behauptete in den letzten Decennien Herr Véron-Réville, ein Rath am Appelhofe, unter den alsatischen französischen Historikern eine bevorzugte Stelle. Als gründlicher Jurist schrieb er eine reichhaltige Abhandlung über die alten Gerichtsbarkeiten im Elsaß*). Das bedeutende Werk hält mehr, als der Verfasser zu versprechen scheint. Die Geschichte der alsatischen Städteverfassung ist darin gehörig berücksichtigt. Fragmentarisch läßt sich z. B. die Verfassung von Straßburg recht gut aus den einzelnen Kapiteln wieder aufbauen und gestaltet sich für den Leser zu einem anschaulichen Bilde. . . . In die Revolutionsgeschichte im Elsaß greift ein anderes Werk von Véron-Réville direct ein**) und eröffnet eine neue Perspective, indem es das Scheitern der politischen Bewegung an die Nichtbeachtung der religiösen Bedürfnisse des Volkes, an die Verfolgung der Priester knüpft. Diese Ansicht bezeichnet den ehren- und gewissenhaften Standpunkt des katholischen Verfassers.

Auf einer fast entgegengesetzten Seite steht der rationalistische, ohnlängst verstorbene Karl Heitz, Typograph und Buchhändler in Straßburg. Im Grunde ist Heitz kein Historiker; er war ausschließlich Sammler, und hat als solcher während fünfzig Jahren eine noch ungetheilt bestehende Bibliothek von Alsaticis zusammengebracht. Diesen Schatz stellte er zu seiner Lebzeit mit wahrer Liberalität den elsäsischen Forschern zur Verfügung. In seinen letzten Jahren gab Heitz eine Reihe von Documenten aus dem 18. Jahrhundert

*) Des anciennes jurisdictions en Alsace.

**) La contre-révolution en Alsace.

heraus. Die vorzüglichsten beziehen sich auf die Straß- burger Clubs und geheimen Gesellschaften und auf den abtrünnigen Mönch Eulogius Schneider. Dem nach- sichtigen Urtheile, das er über letzteren fällte, können wir durchaus nicht beistimmen. Ueber beide Blokaden von Straßburg (1814 und 15) referirt er unparteiisch; aber in einem älteren Zeitraume, wo es sich um die Erfindung der Buchdruckerkunst handelt, erwies er sich beinahe leidenschaftlich; dem Gutenberg sprach er die Erstlingsstelle ab, zu Gunsten Mentelin's. Die histo- rische Gesellschaft war Zeuge unangenehmer darauf bezüglicher Scenen zwischen ihm und dem bibliographisch unantastbaren seligen Andreas Jung. Diese Bemerkung thut dem reellen Werthe des Sammlers keinen Abbruch. Möge sein Bücherschatz, mit betreffenden Katalogen und handschriftlichen Notizen der künftigen Stadt- oder Universitätsbibliothek erhalten bleiben. In diesem Wunsch stimmen gewiß alle alsatischen Geschichtsfreunde überein.*)

Zwei historische Prachtwerke, von sehr verschiedenem Inhalte und sehr verschiedenem Werthe, erschienen in Straßburg, das eine vor etwa fünfzehn Jahren, das andere am Eingang des letzten Krieges. Wir meinen das „illustrirte Straßburg" von Piton, und die «Alsace noble» von Ernst Lehr.

Piton hatte sich schon lange her mit Zeichnung der mittelalterlichen Straßburger Kostüme, mit den Ge- bäulichkeiten und Umgebungen der hiesigen S adt be- schäftigt. Daher kam die Idee zu seinem zwei dicke Bände in Quart fassenden Werke. Er schrieb einen

*) Dieser Wunsch ging seitdem in Erfüllung. Die Universitäts- Bibliothek hat die Heitz'sche Sammlung käuflich an sich gebracht.

Text zu seinen treuen Abbildern. Es war also nicht der Text, welcher die Illustrationen in's Leben rief; er war umgekehrt das Produkt der schon im Album des Zeichners prangenden anschaulichen Zeichnungen. Von diesem Gesichtspunkte aus ist das Ganze zu beurtheilen. In stylistischer Hinsicht läßt das verdienstvolle Werk hin und wieder zu wünschen übrig; irgend eine Freundeshand hätte Einiges ausmerzen, vereinfachen, berichtigen sollen. Auf hiesigem Boden that die mangelhafte Form dem Ganzen nicht den geringsten Eintrag. Führte doch das Strasbourg illustré den Bürger auf einem nicht ermüdenden Pfade durch die Straßen und in die Wohnungen der lieben Vaterstadt; eröffnete es doch dem eingewanderten transvogesischen Genossen einen leichten Einblick in die Sitten und in die Vergangenheit seiner neuen Heimath! Der Brand des Straßburger Gymnasiums, im Juni 1860, verzehrte eine zahlreiche Niederlage des Piton'schen Werkes und erhöhte somit den Werth der zerstreuten bestehenden Exemplare.

Von ganz anderem Belange ist das reinfranzösisch geschriebene Werk: »L'Alsace noble« in drei Quartbänden von Hrn. Lehr, dem ehemaligen Generalsecretär des protestantischen Directoriums. Mit seltenem kostspieligem Luxus von dem Verleger ausgestattet, war im Grunde das genealogische Werk auf eine ruhige Friedenszeit berechnet, wo jede vorgeführte Familie, jeder alsatische Forscher sich dem Ankauf des Prachtexemplars nicht entzogen hätte. Aber auch unter dem ungünstigen, umwölkten Horizonte, welcher die ersten Geburtsmonate der zehnjährigen Arbeit Herrn Lehr's verhüllte, kann es derselben auf die Länge an Abnehmern

nicht fehlen. Mit dem erhöhten Interesse, welches jetzt der geschichtlichen Metamorphose des Elsasses zu Theil wird, dürfte keine öffentliche Sammlung sich der «Alsace noble» entschlagen, und die Privatarchive der fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen, patrizischen Häuser, deren Vorfahren alle in genauer Reihenfolge übersichtlich eingereiht sind, können sich der Aufnahme dieses „goldenen Adels-Buches" nicht verschließen. Bildnisse der Hauptpersönlichkeiten, der Burgen und Schlösser zieren die einzelnen Abschnitte; vor Allem ist die Heraldik in polychromen blendenden Abdrücken berücksichtigt. Der erzählende Text, als Einleitung in die Geschichte der fürstlichen Häuser, ist in didactischem, einfachem Tone geschrieben. Die eine oder die andere jungfranzösische Adelsfamilie, welche ihre Illustration dem ersten Kaiserreiche oder einer Laufbahn in höheren Aemtern verdankt, mag vielleicht in einem künftigen Adelsbuche des Elsasses sich nicht mehr vorfinden. Für die jetzigen Tage, gerade beim Eintritt in eine neue geschichtliche Periode, ist das gegebene Verhältniß jedenfalls festzuhalten, und dürfte sich dieses anschauliche Repertorium als maßgebend erweisen.

Schon einige Mal habe ich auf die Anhäufung alsatischer Monographien hingewiesen; in dieser Hinsicht herrscht ein Ueberfluß, welcher dem Gesammtblick eher zu Schaden als zu Nutzen gereicht. Dem Bearbeiter größerer Epochen in der Geschichte des Elsasses wird die Bewältigung des überhandnehmenden Materials mit jedem Tage erschwert. Wenn ich z. B. erwähne, daß in letzter Zeit das Städtchen Ober-Ehnheim, ehedem eine der zehn Landvogteistädte — einen

Annalisten in der Person des ehemaligen Spital-Almoseniers gefunden, und daß dem Verfasser kaum zwei dicke Bände hingereicht, so wird der eifrigste patriotische Geschichtsfreund vor solchen Symptomen erschrecken. Herr Abbé Gyß hat das von ihm schließlich inventorirte Hospitalarchiv benützt, und sein Gebäude somit auf festen Grund gelegt. Die Verfassung der alten Reichsstadt, ihre Berührung mit der oberen Behörde der Landvogtei zu Hagenau, ihre territorialen Verhältnisse, ihre Zwistigkeiten mit umliegenden Herren und Stiftern fanden in ihrem modernen Erzähler eine ruhige, klare Würdigung. Die Leiden, die Ereignisse des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges, der seine Verheerungen auf alle Länderstrecken des Elsasses — mit Ausnahme des einzigen Straßburgs — ausdehnte, sind vom Ober-Ehnheimer Annalisten ausführlich in ihrem Bezug auf seine Adoptivstadt vorgetragen. Auf dramatische Erzählung macht der Verfasser keinen Anspruch; er ist einfach, aber für frühere Leistungen, nicht ohne Absicht, bisweilen vergeßlich.

In der «Revue catholique» sind, wie in der «Revue d'Alsace», unendlich viel specielle historische Aufsätze niedergelegt; in beiden erheben sich einzelne Verfasser auf einen Standpunkt, wo sich Wahrheitsliebe allein geltend macht; nicht selten aber legt sich Parteilichkeit an den Tag.

Einer der vorzüglichsten Mitarbeiter*) der erstgenannten Revue ist ohnstreitig Professor S t r a u b, jetzt

*) Eine seiner bemerkenswerthesten Monographien ist über Abtei und Stift Neuweiler.

Generalsecretär des Bisthums; wir werden ihn, bei künftiger Uebersicht des Bulletins der historischen archäologischen Gesellschaft des Elsasses, als Antiquar und gründlichen Kenner der christlichen Symbolik wieder treffen.

Von jüngern Kräften, die auf dem Gebiete der Localforschung in Zukunft Schönes zu leisten versprechen, muß ich Herrn Rudolph Reuß erwähnen; er verwerthet das Resultat seiner Besuche in auswärtigen und inländischen Bibliotheken und Archiven bald in französischer, bald in deutscher Sprache. Seine Monographie über einige Lebensjahre des Grafen Mansfeld bezieht sich leider nicht auf die Periode, welche der berüchtigte Kondottière in Hagenau und vor den Mauern von Elsaß-Zabern an der Spitze seiner mordbrennerischen Banden zubrachte; aber zur Charakteristik des kecken Führers gehört sie unstreitig. Direct in die elsässische Geschichte schlägt der Bericht von Reuß über die Unterhandlungen, welche ein Straßburger Beamter, Glaser, zu Paris (anno 1639) mit der französischen Regierung anknüpfte. Es ist, nach dem Ausspruch der «Revue critique», ein unerwarteter, glücklicher Fund. Das Straßburger Archiv wird noch manche der Art zu Tage fördern.

Eine Rundschau über die Geschichte des Elsasses hielt vor etwa zwölf Jahren der Archivar des Niederrheins in seiner «Histoire de la Basse-Alsace», welche zugleich als historische Einleitung diente für das vom Präfecten Migneret in's Leben gerufene Gesammtwerk: *„Description du Bas-Rhin"*. Das Compendium von Ludwig Spach hatte die Bestimmung, in

gedrängtem, aber anschaulichem Zusammenhang die bis jetzt fragmentarischen Annalen der alsatischen Provinz vor dem Leser zu entrollen. Dazu dienten dem Verfasser seine eigenen mannigfachen archivalischen Vorarbeiten und das factenreiche Werk von Strobel. Auf diesen Ueberblick folgten von demselben Verfasser die „Briefe über das niederrheinische Departementalarchiv", die ebenfalls auf die Theilnahme eines größeren Publikums berechnet, den Inhalt der ehemaligen Intendance d'Alsace, die Documente der alsatischen fürstlichen Geschlechter, die Schätze des bischöflichen Archivs, der Stifte, Abteien und Klöster in rascher Aufeinanderfolge aufdeckten. Seitdem hat der niederrheinische Archivar seine zahlreichen historischen Monographien gesammelt, in den «Biographies alsaciennes» und in den «Mémoires d'archéologie et d'histoire alsatique» der Oeffentlichkeit übergeben. In der Vorrede zu dem erstgenannten, vor sieben Jahren erschienenen Werke macht er auf Unparteilichkeit Anspruch, so schwierig die Aufgabe in einem mehrfach zerklüfteten Lande, wo im Gewirre der Parteien auch stärkeren Händen als den seinen die Richtschnur entgleitet oder gewaltsam entrissen wird.

Es wäre noch ein eigener Abschnitt den Schriftstellern zu widmen, die sich außerhalb des Elsasses mit dessen Geschichte beschäftigt; aber das vorgezeichnete Programm wollte Schreiber dieser Zeilen nicht überschreiten. Schon jetzt, nach kaum erfolgtem Anschlusse an das deutsche Reich, bringt jeder überrheinische Bücherkatalog die Anzeige von extemporirten „Geschichten" des jungen Rheinlandes. Die Gelegenheit, solche Symptome der

Zeit bei ihrem Auftauchen zu ergreifen, läßt vermuthlich nicht lange auf sich warten. Die Aufzählung des Alten, schon geleisteten, hatte mithin einige Eile. Möge es nicht veralten! Mit diesem Wunsche schließen wir diese erste Uebersicht.

Die historisch-archäologische Gesellschaft des Elsasses.

Der eigentliche Name dieses Vereins lautet etwas pompös: Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Monumente des Elsasses (Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace). Im Augenblick ihres Entstehens schien also der Zweck der Begründung einzig und allein auf die Sorge beschränkt, es möchten die noch übrigen Reste der keltischen, römischen, mittelalterlichen und Renaissance-Periode der Beschädigung und Zerstörung anheimfallen; diesem Vandalismus müsse gesteuert werden. Aber gleich bei den ersten Berathungen eines freiwillig gebildeten Comités (Dezember 1855 und Januar 1856) wurde die Ausdehnung auf das Gebiet der alsatischen Geschichte beschlossen und in die Statuten aufgenommen. Dem Präfekten Migneret gebührt das Verdienst der ersten Anregung. Auch ist nicht mehr als billig zu bemerken, daß die kaiserliche Regierung solche Beschäftigungen gern sah. Von Napoleon III. ging im Grunde die archäologische Bewegung aus. Beamte und reiche Müssiggänger, die sich vorher um Cäsar und gallische oder römische Lagerstätten gerade so viel als um den Mann im Monde bekümmert, beschäftigten sich jetzt angelegent-

lich mit Sammlung von antiken Waffen und Geräthschaften, mit Erforschung historischer Localitäten. Das kaiserliche Prachtwerk über die gallischen Kriege war in der Hand von jedermänniglich. Christliche und mittelalterliche Archäologie war schon unter dem Bürger-König vornehme Mode geworden. Der alsatische Verein erwuchs aus natürlichen Verhältnissen. Mit etwa hundert Mitgliedern aus den höhern und mittleren Gesellschaftsklassen ward er eröffnet und schwoll in Zeit von wenig Jahren, besonders durch die thätige Theilnahme des oberrheinischen Departements, auf das fünffache.

An der Spitze stand ein Verwaltungs-Ausschuß von zwanzig Mitgliedern, worunter etwa ein Kern von zehn bis zwölf Arbeitern. Jährliche vielbesuchte General-Versammlungen unterhielten die öffentliche Theilnahme. In einem splendid gedruckten Bülletin, das seitdem auf ein Dutzend Bände anwuchs, wurden die Berichte über die in alten Kirchen und Burgen vorgenommenen Restaurationspläne und Ausführungen niedergelegt und mit historischen Monographien bereichert. Es war eine unbedingt schöne Zeit des Schaffens; kleine Mißhelligkeiten verschwanden im werkthätigen Getriebe; die jährlichen Generalversammlungen wurden zu halbjährigen, abwechselnd in Kolmar und Straßburg abgehaltenen. Die Präfekten beider Departemente präsidirten gerne bei solcher Gelegenheit und vereinigten wohl auch zu geselliger Abendunterhaltung die vorzüglichsten, thätigsten Mitglieder.

In den mittleren Rheingegenden, in der benachbarten Schweiz, in mehreren ähnlichen Vereinen Frank-

reichs, Belgiens, Süddeutschlands, sogar in Paris (!) fand die alsatische Gesellschaft Beachtung. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens kam ihr der berühmte Archäologe Eduard Gerhard in Berlin freundlich entgegen; dasselbe Verhältniß knüpfte sich an mit dem badischen Archivdirektor, dem jüngstverstorbenen verdienstvollen Mone. Die Gunst des französischen Ministers des Unterrichts bethätigte sich durch Geldspenden und officielle Anerkennung der Stiftung als «Société d'utilité publique». Der Departementalrath bewilligte ansehnliche, jährliche Beiträge; eine Zeitlang (etwa von 1858—1863) schien die Gesellschaft ein Schooßkind des Glückes.

Was hatte sie bewerkstelligt, um solche Lage zu verdienen? Was gethan, um sich darin weich zu betten? Warum erfolgte dann ein Stillstand und in den letzten Jahren ein bemerkbarer Rückschlag? ... Schreiber dieser Zeilen wird sich bemühen, mit größter Unparteilichkeit zu berichten, als ob er nicht pro domo spräche.

In erster Zeit war der zu bearbeitende Boden gerade nicht ein Brachfeld, aber ließ doch in vielfacher Richtung neue Pflanzungen zu. Seither verstorbene, weggezogene oder abgewandte Mitglieder brachten ihre besten Kräfte dem jungen Anbau bereitwillig entgegen. Da fand sich, gleich am Anfang, der encyclopädisch gebildete Stadtbibliothekar, Professor Andreas Jung, der mit römischer Epigraphik, Beschreibung antiker Fünde und mancherlei Notizen seine Collegen unterhielt; unter andern die vor Jahren in Rheinzabern zu Tage geförderten Antiquitäten ihrer angemaßten Authenticität entkleidete und mit

unerbittlicher Kritik in ihr ursprüngliches Nichts zurückwies. Auf vielen Punkten des Ober- und Unter-Elsasses. in Wäldern und Feldern, lagen und liegen unzählige keltische Grabhügel zerstreut; viele derselben wurden aufgegraben, im Hagenauer Forste, im Walde von Brumath, in der Umgegend von Schlettstadt, bei Soultz, Heidolsheim, Ensisheim im Oberrhein; ihr mannichfacher Inhalt, ihre Geräthschaften, oxydirte Waffen und Schmuck wurden zu Tage gefördert; ihre tausendjährigen Skelete, zum ersten und letzten Male von der Sonne beschienen, lösten sich in Staub auf. Der Arbeiter auf diesem vorgeschichtlichen Felde war Herr von Ring, der erste Secretär der Gesellschaft. Seine Berichte, mit betreffenden Zeichnungen, erschienen im Bulletin und in eigenen Prachtwerken, die er auch in die Hände des Staatsoberhauptes niederlegte. — In Deutsch-Lothringen entdeckte und beschrieb ein dilettirender Antiquar und Zeichner, Herr Pfarrer Ringel, die römischen Thermen von Mackwiller, und auf den vogesischen Anhöhen, westlich von Elsaß-Zabern, in römischen Lagerumkreisen sammelte Obrist de Morlet Grabsteine und sonstige Antiquitäten, die er in einem niedlichen, von ihm begründeten, localen Museum aufstellte.

Mit kirchlichen Ornamenten und Mobilien, mit Beschreibung mittelalterlicher, farbiger Glasfenster, mit Zeichnung von ländlichen Kapellen und Kirchen befaßte sich gleich in den ersten Jahren des Vereins Abbé Straub, damals Professor im kleinen Seminarium; ein jugendlich frischer Fußwanderer und Forscher, der beide Departemente durchzog, unter Geistlichen und

Laien die Lust zu gleichem Streben erweckte, erlöschende Frescogemälde entdeckend, in die Glockenstühle steigend und die Inschriften dieser ehernen Zeugen einer alten Zeit mit gewissenhafter Treue aufnehmend.

An der Grenzscheide des Ober- und Niederrheins, gleichsam als bindendes Mittelglied, thront auf pyramidalem Bergkegel die Hohkönigsburg, nach dem Heidelberger Schloß die größte Burgruine der mittleren Rheingegend. Hier verwandte eine Reihe von Jahren hindurch der archäologische Verein erhebliche Summen zum Wegräumen des Schuttes, zur Stütze der bedrohten Mauern, zum bequemen Besuche der innern, weitläufigen Säle und Gebäulichkeiten. — Der Vorstand der Gesellschaft, Ludwig Spach, hatte mit einer auf inedirte Documente gestützten Monographie über das Riesenschloß die Reihen der Memoiren eröffnet, welche dem Bulletin eine gnädige Aufnahme in der gelehrten und ungelehrten, aber wißbegierigen Welt eroberten. Von nun an durfte er es wagen, sich in gleicher Weise, abwechselnd, mit der Geschichte der elsässischen Burgen, der Abteien und Klöster zu befassen, und geschichtliche alsatische Persönlichkeiten oder ganze Dynastengeschlechter dem geneigten Leser vorzuführen. Von Otfrit dem Mönch bis zu den beiden Schweighäuser und Golbery herab führt eine langgedehnte Straße mit vielen Ruhepunkten. An manchen hielt er an; die Hanau-Lichtenberger fesselten ihn absonderlich, und die jetzt mit dem Brand der Bibliothek vernichteten Brustbilder des Grafen Jakob und der schönen Barbara von Ottenheim schmückten, treu photographirt, belehrend und erheiternd, die Blätter

der ernsten Geschichte. Ein kolossales Bergschloß, fast von demselben Umfange, wie die Hohkönigsburg, Girbaden, am Eingange des Breuschthales, wurde von Herrn Louis Levrault mit den naheliegenden Schlössern von Lützelburg-Rathsamhausen eingehend behandelt. Auch das naheliegende Hohenburg mit der schönen Legende von der heiligen Ottilie wurde von demselben Mitglied zum Objekt einer heftigen Polemik mit einem ungläubigen Basler Professor. Hier trat zum ersten Mal der wunde Fleck des alsatischen Vereins zu Tage, der Streit zwischen den beiden Schulen, der kritischen und der strenggläubigen, ... ein Streit, der bald zu den verdrießlichsten Folgen führte.

Nicht blos auf die bis jetzt angedeuteten Richtungen beschränkte sich die Thätigkeit des Vereins. Schon in den Statuten war es beschlossen, das Inventarium aller Monumente des Elsasses zu verfertigen. Für mehrere Kantone beider Departemente wurde die Arbeit durchgeführt; es betheiligten sich zuvörderst dabei die Herren Straub, Arth, Pfarrer Gerber in Hagenau. Des Letzteren eingreifende Thätigkeit in den letzten Jahren werden wir nochmals rühmlich bezeichnen.

Auch zur Verfertigung der topographischen Karte Galliens gab die Gesellschaft ihre Mitwirkung. Ein vorzüglicher Collaborator zu diesem Zwecke war der seitdem abgeschiedene, damals in Schlettstadt lebende Herr Coste, der sich viel mit römischer Topographie abgab und darüber mit einem Rivalen, Hrn. v. Ring, in unerquicklichen Streit gerieht. Die genaue Lage von Argentovaria (bei Horburg) entzweite diese Mitglieder, wie es kaum eine zugleich umworbene Braut vermocht

hätte. Beide, leidenschaftlich für ihre respektiven Messungen und Hypothesen eingenommen, verstiegen sich, schriftlich wenigstens, zu Ausfällen, welche der bedächtig vermittelnde Vorstand unterdrücken mußte.

Nach vierjährigem Bestehen hatte der Verein die Ehre, in Straßburg die französischen Antiquare zu bewillkommnen, die alljährlich unter dem Vorsitze des berühmten und vielverdienten Herrn v. Caumont in irgend einer bereitwilligen Stadt des weiten Kaiserreichs ihr Lager aufschlugen und die Umgegend auf archäologischen Ausflügen besuchten. Die Straßburger Municipal-Behörde, damals von Hrn. Coulaux vertreten, übte eine großartige Gastfreundschaft, indem sie die zahlreichen Personalitäten der Versammlung kostenfrei nach Zabern und nach Schlettstadt beförderte. Es wurde in langen Wagenreihen von Zabern aus die romanische Kirche von St. Johann und die beiden Basiliken von Neuweiler besucht, die Schlösser von Hohbarr und Geroldseck bestiegen, und einige Tage darauf am Fuße der Hohkönigsburg getafelt. Hier, wo von ansehnlicher Höhe das Auge nord- und südwärts weithin die Vogesenkette verfolgt, und am östlichen Horizonte die Bergzüge des Schwarzwaldes das Bild der alsatischen und badischen Doppelebene begrenzen, wurden die Restauratoren des Riesenbaues, Architect Ringeisen und Baron Matthieu de Faviers, bewillkommnet; sie ernteten die wohlverdiente Ehre des Tages.

Auch mit der Sammlung localer Antiquitäten aller Zeitalter befaßte sich der Verein, und fing an, zu Straßburg ein Museum zu bilden. Nur fehlte es stets

an gehöriger Räumlichkeit; auf diesem Felde gebührte der Vorrang unbestritten der Schwesterstadt Kolmar, die in dem ehemaligen Kloster Unterlinden eine Gallerie gegründet, mit der sich, besonders in mittelalterlichen Gemäldeschätzen, kein anderes Museum in den Rheingegenden vergleichen dürfte. Im Oberrhein standen durch die Vermittelung reicher industrieller Mäcene Geldmittel zu Gebote, die dem Niederrhein abgingen. Ein eigenes Nebencomité hatte sich in Colmar gebildet; es hielt, wie der Straßburger Haupt-Ausschuß, spezielle Zusammenkünfte, deren Verhandlungen aber im gemeinschaftlichen Bulletin erschienen. Das freundschaftliche Band zwischen Ober- und Niederrhein blieb festgeknüpft. Ignace Chauffour, Gérard, Véron Réville gaben den Impuls zur Thätigkeit, und die schon erwähnte Generalversammlung vermittelte von sechs zu sechs Monaten den Austausch der Pläne, der Wünsche, der Ansichten zwischen beiden Hälften der archäologischen Alsa. In Frankreich blieb dies Verhältniß das einzige Beispiel des Verschmelzens zweier Departemente, — einer ganzen Provinz — zu einer gemeinsamen antiquarischen Ausbeute. Solches Niederreißen einer administrativen Schranke war, — das können wir mit einiger Genugthuung aussprechen — nicht ganz ohne politische Bedeutung.

So standen die Verhältnisse, als gegen Ende des Jahres 1862 ein unheilbarer Riß zu Tage kam. Der Schriftführer der Gesellschaft war den Ideen »Dupuys, sur l'origine de tous les cultes» zugethan; mehrere Mal hatte er sich in der zu Kolmar erscheinenden «Revue d'Alsace» ausgesprochen; seine Ansichten waren

dem klerikalen Theile des Verwaltungsausschusses zuwider. Das mochte nun so hingehen, hätte er sich nicht mehrere Male im Comité auf eine verletzende Weise gegen einzelne der verstimmten Collegen benommen und in einem Aufsatze die kirchlichen Heiligen als directe Erben der heidnisch-römischen Gottheiten dargestellt. Er wurde von wohlmeinenden Freunden gewarnt, sich nicht freventlich auf diesem vulkanischen Boden zu ergehen. Doch schon war es zu spät; bei einer Wahlerneuerung des Bureau's, im Schooße des Comité's, fiel er als Sekretär durch; im höchsten Grade beleidigt, gab er nun auch seine Entlassung als Mitglied der Gesellschaft (Februar 1863).

Zum ersten Mal seit dem Bestehen des Vereins erfuhr das Publikum diese innere Zwistigkeit. Beklagenswerther Umstand! Kaum neun Monate später entführte der Tod den hochverdienten Jung aus den Reihen seiner Collegen; zwei Jahre später verließ der Gründer der Gesellschaft das Departement Niederrhein, und sein Nachfolger im Amte widmete der von seinem Vorgänger in's Leben gerufenen Stiftung nicht dieselbe Aufmerksamkeit; auf seinen Vorschlag entzog ihr der Generalrath zuerst die Hälfte, sodann die Totalität der beträchtlichen Departementalspende. Auch im Oberrhein zeigte sich der Nachfolger des ersten Beschützers der Gesellschaft gleichgültig gegen ihre Wirksamkeit, und im damaligen imperialistischen Frankreich kam nun einmal der erquickende Thau nur von oben.

Nicht daß auf der Stelle eine Abnahme in der Zahl der Mitglieder sich bemerklich gemacht hätte; bis in die letzten Jahre erhielt sich dieselbe auf gleicher Höhe.

Als Arbeiter wurden einige jüngere Kräfte zugezogen; doch wer in das Innere der Coulissen sah, konnte ein Erkalten wahrnehmen und mehr Mannigfaltigkeit wünschen in den Beiträgen, die sich jetzt mehr als früher den mittelalterlichen Kirchenschätzen, Fresken und Gebäulichkeiten zuwandten. Gewissenhafte genealogische Arbeiten wurden von Hrn. E. Lehr, dem Verfasser der «Alsace noble», geliefert, und in letzter Zeit berichtete zu zweien Malen Herr Pfarrer Gnerber über die ehemalige Burg der Hohenstaufen auf der Insel der Moder zu Hagenau. Beide Monographien bilden eine werthvolle Bereicherung des Bulletins. Monographien über kirchliche Fresken und Glocken gehören ebenfalls in den Bereich dieses würdigen Mitgliedes.

Es kann hier selbstverständlich die Rede nicht sein von einer genauen Aufzählung aller Arbeiten und aller collaborirenden Genossen. Nur andeutungsweise verfuhr der Schreiber dieser Zeilen. Doch einen der ältesten Theilnehmer kann er in der That nicht unerwähnt lassen. Ein ehemaliger Pair von Frankreich, der Baron P. v. Schauenburg, hatte gleich in den ersten Jahren dem Vereine seine Musestunden gewidmet, mit Rath und That beigestanden, und als tüchtiger Kenner und Künstler der Glasmalerei und den Fresken seine Aufmerksamkeit zugewandt, wozu ebenfalls der jüngst verstorbene Petit-Gérard werthvolle Beiträge lieferte. Als Ordner des kleinen Museums erwarb sich der Numismatiker Merck wahre Verdienste, und als langjähriger Schatzmeister legte Herr Klotz, der Architect des Domes, seine Rechnungen mit eben der Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit vor, die seine Arbeiten im Münster kennzeichnet.

Die zweite Hälfte des verhängnißvollen Jahres 1870 brachte in die Zusammenkünfte des Comités eine nicht zu vermeidende Störung. Als der Kanonendonner an der Grenze von Weißenburg dröhnte, hatte sich der Ausschuß zum letzten Male versammelt. An die Restauration und Stütze zertrümmerter Burgen jetzt zu denken, da es sich um den Neubau so vieler modernen Trümmer handelt, wäre ein unerhörtes Beginnen; es läge darin eine wahre Ironie. Aber sobald etwas Ruhe in die Gemüther und in die Lage im Allgemeinen wiederkehrt, wäre es an der Zeit, die historischen Arbeiten, die sich auf die Vergangenheit des Elsasses und der Rheingegenden beziehen, wieder aufzunehmen. Der alsatische Verein darf es freudig aussprechen, daß er das Erbe Schöpflin's, Grandidiers, Oberlin's und Schweighäuser's nicht verkümmern ließ; daß er, inmitten sich oft widersprechender Elemente, dennoch zu einigen positiven Resultaten gelangte, verschollene oder verkannte Persönlichkeiten in's Leben zurückrief, die Annalen mancher geistlichen und weltlichen Stiftung in das wahre Licht setzte, topographisch das schöne Land nach vielen Seiten hin aufnahm und in dem bis jetzt erschienenen Bulletin eine angehäufte Summe polyhistorischer Notizen hinterläßt, die künftig dem Forscher in der localen Provinzialgeschichte, und über ihre Grenzen hinaus, sich unentbehrlich erweisen dürfte. Mehrere Lieferungen sind vergriffen; an eine zweite Auflage läßt sich leider in gegenwärtigen Umständen nicht wohl denken.*)

Eine andere wissenschaftliche und historische Unternehmung war in den letzten Jahren durch bewußte

*) Geschrieben im ersten Semester des Jahres 1871.

Gesellschaft in Anregung gebracht. Mit der Herausgabe elsässischer Chroniken und sonstiger Documente wollte man beginnen; ein Verzeichniß der Manuscripte oder älteren vergriffenen Werke, die zur Veröffentlichung bestimmt, wurde verfaßt, ein Rundschreiben an elsässische Geschichtsfreunde, an einheimische und fremde Buchhandlungen erlassen, aber die Zahl der nöthigen Subscribenten konnte nicht erreicht werdeu. Unterdeß gingen mehrere der zum Druck bestimmten Manuscripte beim Bibliothekenbrand in Rauch auf, so z. B. die Collectaneen des Architecten Speckle. Künftigen Unfällen vorzubeugen, wäre es bald an der Zeit, die in anderen öffentlichen und Privatsammlungen noch befindlichen Schätze durch den Druck zu bewahren. Aehnliche Unternehmungen wurden in Deutschland eines höheren fürstlichen Schutzes würdig befunden; warum sollte nicht eine solche Unterstützung dem jungen deutschen Reichsland zu Theil werden? —

Die literarische Gesellschaft von Straßburg.

Die literarische Gesellschaft von Straßburg wurde im Februar 1861 gegründet. Es wehte damals ein frischer Lebenshauch in den intellectuellen Kreisen Frankreichs. Von oben her wurde diese Bewegung der Geister begünstigt. Daß die gänzliche Versumpfung, das ausschließliche Streben nach materiellem Gewinn am Ende zu nichts Gutem führen könne, fing man wohl an einzusehen. Auch Straßburg sollte, so war es beschlossen, thätigen Antheil nehmen an dem wiedererwachenden günstigen Lenze.

Der Vorsteher der Departementalverwaltung, der schon fünf Jahre früher die archäologische Gesellschaft des Elsasses in's Leben gerufen — Herr Migneret — gab einigen Professoren der Academie und bereitwilligen Gelehrten den Auftrag, sich mit der neuen Schöpfung zu befassen. Man ging schnell zu Werke, sammelte etwa ein halbhundert Unterschriften, entwarf die Statuten, bestimmte den Zweck des künftigen Vereins zur „Ermunterung der ernsten, reinen, literarischen Studien". Ein seither abgeschiedener ehrenwerther Professor der Zoologie, Herr Lereboullet, eröffnete die erste Sitzung. Das Schwierige des Unternehmens,

gerade in Straßburg, verhehlte er keineswegs, doch begränzte er tactvoll den neutralen Boden, worauf sich die confessionellen und politischen Gegensätze friedlich begegnen könnten, und begrüßte dankend die kleine Schaar der treuen Verehrer der keuschen Musen, die sich hier zu gegenseitiger Belehrung und geistigen Genüssen versammelte.

Auf welch' ungünstigen, felsharten Boden, gleich zu schönem Anfang, die Ermahnung zur Eintracht und Verständigung fiel, läßt sich aus dem Umstande ermessen, daß man sich über die Wahl eines Präsidenten nicht einigen konnte. Nun wurde für das erste Jahr des Bestehens ein Interimat beschlossen und zwei Vicepräsidenten, ein Katholik und ein Protestant, mit der Leitung der Debatten betraut. Der Präfect beehrte eine der ersten Sitzungen mit seiner Gegenwart und es wurde eine geistreiche Abhandlung über Lukrez von einem seitdem verstorbenen Professor des Lyceums *) vorgetragen. Dem gepanzerten Materialismus des römischen Dichters versetzte der junge Kämpe tüchtige Lanzenstöße, und dieses rüstige Auftreten im Namen der verbannten „immateriellen Intelligenz" wurde fast einstimmig beklatscht. — Gleich in einer folgenden Sitzung kam der Hauptpunkt zur Sprache: „Die Mission einer literarischen Gesellschaft in Straßburg, worin besteht sie?" Die Antwort lag auf der Hand: Vermittlung, gegenseitiger Austausch der literarischen Schätze beider Grenznationen, und zum Belege bezeich-

*) Herr Blanchet.

nete der Lector *), vom Mittelalter an bis auf die neuere Zeit, die ausgezeichneten Geister, die absonderlich im Felde der Poesie und Philosophie als Herolde dieser Vermittelung, wissend oder unbewußt, sich hervorgethan. Auch diese Thesis konnte die Mehrzahl der Anwesenden ganz unbestritten hinnehmen. Als aber bald darauf dasselbe Mitglied eine Uebersicht der neueren deutschen Reisenden und Touristen zum Besten gab, ließ sich ein Misogermane vernehmen und bespöttelte einige der angeführten Namen. — Auf dem unverfänglichen Gebiete der Aesthetik bewegte sich ein Redner **) mit der Frage: Wo liegt der Grund des Schönen und wo des Häßlichen? . . . Als ächter Classiker betonte er, „das Schöne liege in der Einheit, das Häßliche in der Vermischung verschiedener Typen". Erörterungen dieser Art wurden immer maßvoll geführt und, z. B. bei obiger Verhandlung, die immaterielle Seite der Kunst auf eine würdige Weise hervorgehoben ***).

In einem Vereine, dessen Majorität aus französischen Mitgliedern bestand, konnte die Frage: „Welches Geschlecht steht höher, das männliche oder das weibliche?" nur für das zweite günstig ausfallen. Mit ritterlicher Galanterie hob der greise Sachwalter †) alle löblichen, geistigen und gemüthlichen Eigenschaften der „schöneren Hälfte" hervor, und gab nur beiläufig zu, daß in dem Vereine beider Elemente sich das Ideal der Menschheit realisire. Der anmuthige Vortrag war

---

*) Hr. L. Spach. **) Hr. Belot. ***) Von Hrn. Dr. Bruch. †) Hr. Fee.

in der That eine Lobhymne auf die unbestrittenen hohen Eigenschaften des Weibes, aber doch auf eine ganz andere Weise ausgesprochen, als in der Hymne des unsterblichen deutschen Dichters:

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben,
Weben der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Bei aller Neigung zur Unparteilichkeit ist es für den Kenner beider Literaturen unmöglich, sobald ein Gegenstand der Art von zwei den beiden Nationalitäten Angehörigen aufgegriffen und behandelt worden, nicht mit Vorliebe dem hohen Genius zu lauschen, der aus den Wäldern des alten Germaniens die männliche Verehrung des göttergleichen Weibes — des „ewig Weiblichen" — als ein Erbe überkommen hat.

Auch der Politik ward in diesen ursprünglichen Verhandlungen eine Stelle angewiesen. — Ein Professor der Rechtsfakultät **) griff Odillon Barrot's System über die Centralisation oder vielmehr über die Decentralisation mit allen ihm zu Gebote stehenden historischen uud didactischen Gründen an. Hier platzten die Geister aufeinander, und unter den höflichsten Formen gaben sich die entgegengesetzten Tendenzen der Neuzeit kund. Schreiber dieser Zeilen ist durchaus kein Anhänger der straffen, in's Kleinlichste gehenden französischen Centralisationsmethode; aber wahrlich

**) Hr. Lamache.

beim Anblick der sogenannten föderalistischen, doch in der That communistischen Umtriebe, die alles zersetzen, beim eckelerregenden Anblick dieser Rohheit, dieses maßlosen Umschlages, dieses Ueberspringens aus strenger Vormundschaft in unbegrenzte Lizenz, wäre man geneigt, in Frankreich das System Richelieu's, Ludwigs des XIV. und Napoleon für das einzig berechtigte zu halten.

Schon im Laufe des ersten Jahres der eröffneten literarischen Gesellschaft begann ein Mitglied seine während einem Decennium fortgesetzten Analysen der deutschen Dichter aus der Periode der Hohenstaufen und der folgenden Jahrhunderte *). Den Reigen eröffnete der geniale Epiker Gottfried von Straßburg. Der Lector führte seine Zuhörer vorzugsweise in den Inhalt des zauberhaften psychologischen Gedichtes „Tristan und Isolde" ein. Den tieferen Zusammenhang des Stoffes mit vorhergegangenen oder gleichzeitigen Schöpfungen in Frankreich, England u. a. m. überließ er speciellen Forschern. — Er hatte nicht lange diese klar vorgezeichnete Bahn verfolgt, als ihm seine „Nichtbeachtung altfranzösischer Vorbilder", besonders in der Behandlung der Alexandreïde des Pfaffen Lambrecht, mündlich und schriftlich vorgehalten wurde. Sonderbarer Antagonismus zweier Nationalitäten, der sich bis in ferne Jahrhunderte hinauf verirrt und sogar auf dem Blumenteppich der Dichtung nach Nesseln späht und damit dem anspruchlosen Vermittler auf die Finger schlägt.

*) Hr. L. Spach.

Unterdessen war das Präsidenten-Interim verjährt, es galt, einen definitiven Vorstand zu ernennen; die Wahl fiel auf den Referendar der altdeutschen Literatur. Mit schwerem Herzen, wie eine auf verlorenen Posten gestellte Wache, übernahm er die angetragene Würde. Er verhehlte sich nicht das Unzulängliche der eigenen Kräfte, den damals schon erkalteten Eifer vieler Mitglieder, und deutete bei seiner Antrittsrede in kaum verhüllten Worten auf seine Befürchtung. Aber als Pflicht sah er es an, bei jährlicher Erneuerung auf dem angewiesenen Posten zu verharren.

Im Verlaufe der ersten Jahre des Vereins behauptete die Philosophie eine bevorzugte Stelle. Das von Bentham und August Comte stammende System des Positivismus fand an einem der hiesigen Mitglieder einen feinen Exponenten. Der Redner*) bekämpfte das Ganze nur in seinen Extremen und Auswüchsen; nicht undeutlich konnte man durchsehen, daß er als Freidenker die Ansichten des Utilitarismus als ganz berechtigt ansähe. Seine Befürwortung erregte einen wahren Sturm des Widerspruchs. Ultramontane und protestantische Opponenten bekämpften seine Meinung. Es sei übrigens zur Ehre des literarischen Vereins bemerkt, daß im ganzen Verlaufe seines Bestehens die spiritualistischen Tendenzen die bestimmte Oberherrschaft behaupteten. Zu dieser Schule bekannte sich unter Andern mit zuversichtlichem kernhaften Glauben der Verfasser des Lebens des Ramus**), der seinen Collegen eine summarische Geschichte der höheren

*) Hr. Prof. Maurial. **) Hr. Charles Waddington.

Psychologie unterbreitete. — Von demselben evangelischen Geiste beseelt, trug der Professor der Geschichte*) einige Kapitel aus seinem damals im Keime liegenden größeren Werke**) vor und vertheidigte die providentielle Leitung des einheitlichen Menschengeschlechts. — Das Czarenreich fand in einem anderen Lektor, der schon seit Jahren in der russischen Geschichte und Statistik heimisch war, einen Vertreter. Auf dem Punkte, eine letzte Reise in den hohen Norden bis an die äußerste Grenze Europa's zu bewerkstelligen, setzte Herr Schnitzler seinen Collegen die Zweckmäßigkeit eines eingehenden Studiums jener Riesenmacht auseinander, und fand sich befähigt, auch nach den vielfachen Berichten über den welthistorischen Brand von Moskau neue Facten und neue Ansichten mitzutheilen. Doch läßt er auf den Schultern Rostopschin's die Verantwortlichkeit des fürchterlichen Entschlusses haften und beachtet kaum die von dem Betheiligten dagegen eingebrachte Vertheidigung.

Neben diesen psychologischen, politischen, geschichtlichen Erörterungen ging auch die Philologie nicht leer aus. Ein eloquenter Professor, der seitdem nach Montpellier versetzt wurde und dort mit Tode abging**), hatte als treuer Südländer das katalanische Idiom erforscht und sich die Ausscheidung der fremden Elemente, die es aus dem Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Gothischen aufgenommen, vorgesetzt. Sein System wurde, wenn nicht siegreich, doch heftig und von com-

---

*) Hr. Charles Cuvier. **) Philosophie de l'histoire.
***) Hr. Cambouliu.

petenten Richtern bestritten. Diese interessante Abendunterhaltung ließ in dem Gedächtniß der Zuhörer eine tiefe Spur zurück; und als die Kunde des frühen Hinscheidens von Cambouliu nach Straßburg gelangte, mochte Mancher mit getrübtem Auge den nun verstummten Redner sich vergegenwärtigen, der auf seinem akademischen Lehrstuhl die „Frauen Homers" verherrlicht hatte.

Unter den gelehrten Vorträgen waren besonders die Mittheilungen eines academischen Beamten zu rechnen, der längere Zeit in Straßburg an der Spitze einer Erziehungsanstalt und des Gymnasiums von Burweiler gestanden *). Es hatte sich dieser fleißige Arbeiter mit der griechischen Literatur und Geschichte, besonders im perikläischen Zeitalter, beschäftigt; die Forschungen der deutschen Gelehrtenwelt waren ihm bekannt, und er verwendete diese Errungenschaft in factenreichen Aufsätzen über die Politik und den Handel Athens. — Auch im alten Rom war er heimisch; er erzählte Hannibals Geschicke nach der Schlacht von Zama, und würdigte Seneka's halbchristliche Ideen.

Einen ganz eigenen Eindruck machte die Lectüre einer Studie über Swedenborg; ich suche vergeblich nach einer erschöpfenden Bezeichnung dieser Monographie des bald darauf verstorbenen Verfassers **). Es war, als hätte er selber ein Vorgefühl seines nahen Endes, so geisterhaft lautete sein Vortrag über den berühmtesten Geisterseher des achtzehnten Jahrhunderts. Glaubte er selber das Erzählte, oder hatte er sich nur

*) Hr. Goguel. **) Hr. Matter.

so tief in seinen Gegenstand hineingelebt, daß er sich fast als ein Schüler des schwedischen Mystikers benahm? — Darauf muß ich dem Leser dieser Zeilen die Antwort schuldig bleiben. Genug, die von Matter eingeleitete nnd zwar ganz ruhig gehaltene Untersuchung über die Visionen Swedenborgs, über seine Glaubwürdigkeit und die Realität der angeführten Facten war ergreifend, im Grund erschütternd; es lauschte das in der Mehrzahl skeptische Auditorium jedenfalls in athemloser Stille, und nahm das räthselhafte psychologische Phänomen, vielleicht widerstrebend, aber doch im Augenblick des Zuhörens nicht ableugnend, als einen Schatz der Erinnerung aus diesen literarischen Abendstunden mit nach Hause. Der Brand eines ganzen Stadtviertels in Stockholm, den Swedenborg, damals in Gothenburg befindlich, zur Stunde des Ereignisses selber seiner Umgebung mittheilte, die wundersam aufgefundene Quittung einer verjährten Schuld, die mysteriöse Unterredung mit der Königin Ulrike-Eleonore, der Schwester Friedrichs des Großen, bildeten die Hauptpunkte dieser Geisterchronik, welche sich von analogen Begebnissen durch die nüchterne prosaische Darlegung der Thatsachen unterscheidet und theilweise ihre Beglaubigung durch zwei philosophische Skeptiker, Kant und Grimm, an der Stirne trägt. Daß Swedenborg nicht mit den Theosophen und Mystagogen, die ihm vorangegangen oder nachfolgten, auf dieselbe Linie zu stellen, behauptet Matter, dabei auf die Folgen der Wirksamkeit des Visionärs fußend, indem noch jetzt die sichtbare Kirche und Gemeinde des Schweden beinahe eine halbe Million von Gläubigen zählt.

Die religiöse Mystik, die im Riesengedichte Dante's geborgen liegt, suchte der Decan der literarischen Facultät*) zu deuten. Seit Jahren in erudite Forschungen über die Divina Comedia vertieft, hatte sich der Vortragende ebenfalls ein absonderliches System über den florentinischen Märtyrer gebildet, und das bisher epische Poem zu einer blos didaktischen Composition gestempelt. Er fand und findet wohl noch in den lebensvollen, episodischen Gemälden der Francesca di Rimini und des Ugolino eine ausschließlich belehrende, practische Tendenz; was doch dem einfachen poetischen Gefühle einigermaßen widerstrebt. Auch vom politischen Standpunkte aus mußten bei einem Theil der Anwesenden seine Ansichten über Dante lebhafte Einwendungen hervorrufen. Fiel doch diese Mittheilung gerade in die Zeit der in Frage gestellten weltlichen Macht des Papstes. — Aber einen noch viel größeren Widerspruch erregte sein Aufsatz über die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes, die Zersplitterung desselben, und die Verschiedenheit, die Mehrheit der Ursprachen. Als das gehaltreiche Werk eines in vergleichender Philologie bewanderten Gelehrten und als das Ergebniß eines streng raisonnirenden Dialectikers, mußte im Kreise seiner Zuhörer diese Lection zugleich Interesse und Bedenken erregen; es war vorauszusehen — was auch einige Jahre später erfolgte — daß der Verfasser sich mit dem System Darwins nicht nur befreunden, sondern mit seiner unerbittlichen Logik noch ganz andere Folgerungen über den geographischen Ur-

*) Hr. Prof. Bergmann.

sprung unseres Geschlechtes daraus ziehen würde. Jedenfalls folgt ihm der Leser nicht ungern auf diesen Ausflügen in den Bereich des vorhistorischen Zeitalters und, ohne ihm jede Prämisse und jede Consequenz zuzugeben, gesteht man zu, daß er zum Nachdenken reizt über die räthselhafte, wohl immer unentdeckt bleibende Geburtsstätte unserer präadamitischen Vorfahren. In späteren Sitzungen fand er einen überzeugten Widersacher in der Person des Nestors der Gesellschaft; dieser letztere erhob sich, schlagfertig, gegen die Abkunft des Menschen von einem untergegangenen Affengeschlecht. Die Majorität der Mitglieder schloß sich an diese aristokratische Ansicht.

Sociale Fragen — ich gebrauche dieses Wort in seinem besseren Sinne — behandelte derselbe Widersacher Herrn Bergmann's, und zwar auf eine anziehende Weise, indem er gewisse, anormale, unglückliche Lebensläufe in absteigender Linie im Gewande der erzählenden Dichtung einführte. So schilderte denn Herr Fée die Existenz einer armen Bäuerin, die gedrückte Lage eines Arbeiters, eines ouvrier aus Lille, die Schicksale eines unglücklichen Colonisten. Es sind dies gewissermaßen tragische Idyllen, mit practischen Vorschlägen zur Besserung des Looses der dienenden und arbeitenden Klassen. Nebenher theilte derselbe Lector ästhetische Untersuchungen mit. Hatte in den Sitzungen des ersten Jahres Herr Belot die Grundsätze des Schönen analysirt, so gab nun die Untersuchung des Lächerlichen und der Grund des Lachens dem Herrn Fée Gelegenheit, seine physiologischen und psychologischen Beobachtungen hervorzuheben, und mit

Belegen aus dem französischen Theater zu bekräftigen. Die unleugbare Superiorität der französischen Literatur in den komischen Dichtarten trat hier mit vollem Recht hervor und gab dem Vortragenden zum Voraus gewonnen Spiel. —

Auch die bibliographische Kritik ward nicht vergessen und behauptete ihren Rang auf eine höchst komisch-picante Weise. Ein Elsässer Archäolog und Literat, Herr M. v. R., hatte etwa i. J. 1851 in einer belgischen Zeitschrift ein angeblich aus dem 13. Jahrhundert stammendes Gedicht «Raoul de Créqui», eingerückt, mit Angabe des Manuscripts, woraus die altfranzösische Dichtung entnommen. Der gelehrte, geistreiche, aber sehr maliziöse Ueberseßer des Karolingischen Rolandliedes, Hr. Génin, hatte zwei Jahre darauf per a + b bewiesen, daß hier entweder ein gewaltiges linguistiches Fehlgreifen oder eine absichtliche literarische Fälschung obwalte. Herr M. v. R., der Autor oder Editor bewußten Gedichtes, war aus dem Felde geschlagen und zog sich beschämt und lautlos zurück. Nun geschah es, daß vor etwa fünf Jahren ein Mitglied der hiesigen literarischen Gesellschaft, Herr Dr. Raulin, in einer Bücherauction ein titelloses Büchlein aus dem achtzehnten Jahrhundert vorfand, worin das Pseudo-Gedicht, das pasticcio des dreizehnten Jahrhunderts, hinter einem Roman in Prosa in ganzen Lettern abgedruckt stand. Der Verfasser des prosaischen Romans: «Raoul de Créqui«, nannte unbefangen den Pater Daïre, einen Cölestinerbibliothekar, als den Dichter des versificirten Sire de Créqui. Diese unerwartete Entdeckung Hrn. Raulin's, diese Degradation

eines fünfhundertjährigen Poems zu einem modernen Machwerke entrunzelte die gewöhnlich sehr ernsten Stirnen der Mitglieder des literarischen Areopages, und rief die bekannten lieblichen, von Vanderbourg componirten Gedichte der „Clotilde von Surville" in's Gedächtniß der anwesenden Richter. Aber, wie es bei so heiklen literarischen Kontroversen zu geschehen pflegt, es hielten mehrere an dem graciösen Bilde der Dichterin des 15. Jahrhunderts fest und sträubten sich sogar gegen die philologischen Beweise der Fälschung. — Raoul de Créqui aber und sein ursprünglicher archäologischer Editor blieben zu Tode verwundet auf der Wahlstatt.

Die moderne Dichtkunst war in diesem Kreise mehrfach vertreten. — Nicht nur die Erstlinge seiner Uebersetzung der Schiller'schen Tragödien theilte Herr Th. Braun seinen Collegen mit; er führte sie durch lyrische oder descriptive Verse auf seinen Landsitz am Fuße des Scharrach, und umschrieb auf seine Art das Horazische «Ille terrarum mihi præter omnes angulus ridet». — Herr Campaux heftete an vogesische Localitäten seine Idillen und Episteln, und beschrieb, auf Xenophon fußend, das Innere einer athieniensischen, ächt moralischen Haushaltung, das ahnungsvolle Vorbild einer christlichen Ehe. Herr Delcasso trug an einem glücklichen Abend ein wahres poetisches Kunststück vor; er beschrieb in gehaltenen, keuschen Ausdrücken die Ovariotomie und widmete dem verstorbenen eruditen Geschichtschreiber der Musik, Herrn Georg Kastner eine dramatische Cantate in classischem Style: „die Sirenen". — Ueber die französischen Volkslieder

hielt er einen zugleich anziehenden und belehrenden Vortrag; er war ganz dazu befähigt; hatte er doch selbst eine Reihe von populären Liedern zur Unterlage für den Gesang in den Volksschulen gedichtet. Seine metrische, opernartige Nachahmung einer Comödie des Plautus — wir sagten es schon bei einer anderen Gelegenheit*) — ist ein glücklicher Versuch, das antike Theater dem modernen Bedürfniß und Geschmack anzupassen. Herr Delcasso besitzt in hohem Grade die Kenntniß der gallischen Prosodie, welche um so schwieriger, da sie nur durch eine feine Beobachtung, ein geübtes Ohr und nicht durch bestimmte Regeln der Quantität festgesetzt werden kann.

Als wir soeben die Studien eines der Mitglieder über Dante vorführten, wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, gleich die auf Italien bezüglichen Monographien eines andern seiner Collegen anzureihen. So lieferte besonders das herrliche Werk des Gregorovius: „die Geschichte der Stadt Rom", den Stoff zu „dem letzten Hohenstaufen" und des „Cola Rienzi"**). Die welthistorischen Begebenheiten, die sich damals auf demselben Schauplatz ereigneten, gaben dieser tragischen Heldengeschichte beinahe das Interesse der Actualität, und die Parallele zwischen dem Sonst und Jetzt lag ungesucht auf der Hand. — An einem anderen heiklen Punkte der Papstgeschichte übte ein Mitarbeiter, Herr Seminardirector Muri, seine historische Kritik. „Wurde der römische Oberhirt, Zacharias, ja oder nein, um Rath gefragt, als Pipin der Kurze sich die Krone der

*) In Nr. 91 der Straßburger Zeitung.

**) Von Hrn. Spach.

verkommenen Merovinger auf das Haupt setzte?" . . .
Die so gestellte Frage wurde mit bündigen Belegen verneint.

Zu dem hohen Norden hinauf führte die literarische Kritik einen der schon genannten Verfasser. — Tegnèr's Leben und Wirken wurde analytisch durchgangen*), und zwar in den weniger bekannten lyrischen und didaktischen Producten, die seiner weitverbreiteten "Frithiofssaga" vollkommen ebenbürtig sind. Bei dieser Gelegenheit traten auch die übrigen Koryphäen der schwedischen Dichtkunst hervor in der Beleuchtung, welche Tegnèr selber über seine Vorgänger und Zeitgenossen in seinen herrlichen poetischen Diskursen ausstrahlte.

Und jetzt zum Schlusse dieser Uebersicht noch eine Bemerkung. Jedem an der literarischen Gesellschaft Betheiligten gerecht zu werden, erlaubte hier der Raum nicht; für den Leser wäre auch ein näheres Eingehen in alle abgehandelten Stoffe im höchsten Grade ermüdend gewesen. Doch dürfte sich bei diesen summarischen Angaben die Thatsache herausstellen, daß eine Provinzial-Gesellschaft wie die obige, die ohne sympathische Theilnahme der oberen Behörde dennoch fortbesteht, Mitglieder zählte, die dem Musendienst freiwillig ergeben, im geistigen Genusse schon ihren besten Lohn vorausnahmen.

Als die literarische Gesellschaft sich ohngefähr in der Mitte ihrer decennalen Laufbahn befand, trat sie während einiger Jahre aus ihrer Zurückgezogenheit, indem sie populäre Vorlesungen, die sogenannten conférences, ankündigte und jedesmal dem von obenher zugestandenen Programm gemäß durchführte. Diese

*) Von Hrn. Spach.

auf ein gemischtes Publikum berechneten Vorträge wurden häufig besucht und entrollten vor den Zuhörern mehr oder minder farbenreiche Gemälde aus der alten und neuen Literatur, aus der antiken und neuen Geschichte. Die Vorlesungen des ersten Jahres wurden collectiv dem Drucke übergeben; die übrigen erschienen in Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut. — Schade um die eingegangene Institution, welche einem gebildeten, aufmerksamen Zuhörerkreis mustergültige Schöpfungen vorwies, oder durch Besprechung irgend eines ästhetischen oder philosophischen Problems den Zuhörer aus dem Alltagsleben in eine höhere ideale Welt emporhob. Unter dem schwülen Horizont der Napoleonischen Periode bestand hier immerfort ein Kern von Männern und Frauen, die sich nicht unwillig in dem erfrischenden Haine der Musen ergingen. In solchen Kreisen wird sich wieder ein Haltpunkt finden, sobald die jetzige Uebergangsperiode geschlossen und definitiv geregelte Zustände Raum lassen für ruhige, intellectuelle Genüsse.

Die Conférences littéraires.

Schon bei der Besprechung der literarischen Gesellschaft von Straßburg haben wir beiläufig der sogenannten Conférences littéraires erwähnt, die von 1864—1867 zuerst in einem Saale des ehemaligen Archivgebäudes, dem Theater gegenüber, dann im Erdgeschoß des Gemeindehauses abgehalten wurden. Einzelne dieser populären Vorlesungen erfreuten sich eines zahlreichen Zuspruches. Sie legen ein beredtes Zeugniß ab, wie bereitwillig gewisse Schichten der Gesellschaft den Bildungsstoff aufnehmen, sofern derselbe zweckmäßig erregend und befruchtend dargeboten wird. Ein umfassender Rückblick auf die damalige öffentliche Thätigkeit des literarischen Vereins bildet einen Theil des Gebäudes, das wir seit einiger Zeit vor den Augen der geneigten Leser hier aufzuführen uns bemühen.

Es war übrigens keine leichte Aufgabe, unter dem imperialistischen Regime und in dem von Parteien zerklüfteten Straßburg jedesmal ein Programm aufzustellen, das auf keine Seite hin, weder nach unten noch iu der höheren Sphäre, Anstoß erregte. Also schon bei der Wahl des Sujets waren die Vorleser und ihre Aeußerungen beschränkt. Einem gemischten

Publikum, Männern und Frauen, und mehreren Confessionen gegenüber mochte sich jeder Vortragende beengt fühlen; um so verdienstvoller war es, zwischen den Klippen sich durchzuwinden.

Mehrere der Professoren und Gelehrten, die bereitwillig zu diesen Uebungen Zeit und Kräfte hingaben, zogen die einfache Lectüre dem Extemporiren vor; auch dieser Umstand that einem hinreißenden Effecte mehr oder weniger Eintrag.

Die Gegenstände waren bald der alten klassischen Literatur, bald der modernen entlehnt; einzelne philosophische, allgemein gehaltene Abhandlungen zeigten sich gleichsam schüchtern und verstohlen; neuere deutsche Literatur fand wohl die meiste Berücksichtigung.

Was dem Straßburger Publikum abgeht oder doch abging, ist Wärme und Enthusiasmus. Wenn nicht politische Leidenschaften aufstacheln, scheinen die hiesigen Zuhörer die literarischen Vorträge wie eine Predigt hinzunehmen; ihre Physiognomie sogar verändert sich kaum. Es werden mit einem Worte dem Vortragenden keine Flügel zu höherem Fluge angeheftet; er muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß er in verwandten Seelen stilles Verständniß und Anklang gefunden, und wohl bedenken, daß ihn hier keine südliche Atmosphäre umgiebt.

Das Alles ist kein Vorwurf; es diene blos zur Erklärung der damaligen literarischen Lage, der gegenseitigen Verhältnisse zwischen dem Lehrer und den Lernenden. Schon in benachbarten lothringischen Städten oder im südlichen Elsaß stellt sich die Sache anders.

In den Vorlesungen des Frühjahres 1864 (April

bis Juni) behauptete griechische Literatur und Geschichte die Hauptstelle. Hr. Gransart, ein Professor des damaligen Lyceums, analysirte die Sophokle'sche Tragödie des Oedipus, ohne höheren Schwung, aber auf eine klare, faßliche Weise und mit ungemeiner rhetorischer Fertigkeit. — Der bekannte Philosoph, Charles Waddington, damals noch Professor am protestantischen Seminar, hatte durch die Wahl seines Gegenstandes: „Die platonische Liebe“, Erwartungen erregt, die sein übrigens sehr eloquenter Vortrag nicht erfüllte, indem er sich auf die Analyse der platonischen Theorie über das Schöne und Gute beschränkte; sein Programm führte er aber mit einer dem französischen Geiste eigenthümlichen Klarheit und mit einer fesselnden Methode durch. Das „delphische Orakel“ wurde von Herrn Goguel enthüllt und erklärt; ein gediegener Vortrag, der sich bei der Lectüre der dem Drucke übergebenen «Conférences» als das Resultat gründlicher Studien erwies, aber bei dem versammelten Publikum nur einen kühlen Eindruck hinterließ. — Herr Campaux, damals Professor der alten Literatur an der Faculté des lettres, gab eine feine Analyse von Martin Franc, einem alten französischen Dichter, zum Besten; auch er ließ sein Auditorium kalt; sonderbar genug, denn Campaux ist ein geistreicher, glühender Dichter, den wir in diesen Blättern schon lobend einführten, und der ohnlängst im Waadtland und in Genf die Schrecken der hiesigen Belagerung erzählte. — Decan Bergmann hatte am Jahrestage des Shakespeare-Jubiläums die «Conférences» eröffnet durch einen Ueberblick auf des großen Dichters Leben und Wirken. — Der Vorstand

der Gesellschaft, Archivar Ludwig Spach, führte einen für die französischen Zuhörer ganz unbekannten Dichter ein, indem er das wechselvolle Leben des unseligen Lenz, des Jugendfreundes von Goethe, mit seinem Glanzpunkte, seinen Schatten, seinem traurigen Ende, in dramatischer Form erzählte. — An den sittenlosen Hof der großen Kaiserin von Rußland hatte sich der Statistiker und Geschichtsschreiber Schnitzler, jedoch vorsichtig und manches verschleiernd, gewagt. — Der Cyclus der „Vorstellungen“ schloß mit dem beginnenden Sommer und wurde erst in der Mitte des folgenden Winters wieder aufgenommen; die Gesellschaft hatte sich ihr Publikum erobert und durfte nun muthiger auf dem eingeschlagenen Pfade einherschreiten. Doch mit diesem ersten Auftreten waren auch die Honigmonde vorüber.

Den Cyclus der Vorlesungen im Winter 1864—65 eröffnete eine Charakteristik der reformatorischen Laufbahn Lessings, und eine Analyse seiner Emilia Galotti. In diesem Meisterstück des modernen Drama's hob der Vortragende *) vor allem die klassische Gliederung des Ganzen hervor; einzelne Zuhörer suchten dabei politische Anspielungen, welche dem Vorgenannten fern lagen. — In einer Zusammenfassung der „Jungfrau von Orleans“ von Schiller, rief derselbe ein französisches episches Gedicht: «La Mission de Jeanne d'Arc», von Ozaneaux, in das Gedächtniß einiger Freunde dieses patriotischen, halb-elsässischen Dichters zurück. Das „Drama von Wilhelm Tell“ gab ihm Gelegenheit,

*) Der Schreiber dieser Zeilen.

die Genesis der schweizerischen Legende zu verfolgen, und in der Trilogie von Wallenstein bildete die Rückschau in den dreißigjährigen Krieg eine naturgemäße Einleitung in die Schiller'sche Schöpfung. Bei den angezogenen Stellen leistete die französische versifizirte Uebersetzung von Theodor Braun erwünschte Dienste; wie denn auch dasselbe Mitglied für die vorgetragenen Ansichten einzelne Ideen der modernen deutschen Kunstrichter verwerthete.

Ueber die Glasmalerei im Mittelalter, ihren ersten Ursprung und ihre Entwickelung hielt der greise Baron von Schauenburg, ein ehemaliger Pair von Frankreich, eine in hohem Grad belehrende Vorlesung. In seiner Einsiedelei in Geudertheim und im Kloster zu Allerheiligen in Straßburg pflegt er dieselbe Kunst, nicht als Liebhaber, sondern als erfahrener Praktiker. Einige elsässische Kapellen besitzen, als ihre beste Zierde, Werke aus der Hand des uneigennützigen Malers. Er war auch der treue Rathgeber und Beschützer des jüngst verstorbenen Petit-Gérard, der, wie Maréchal von Metz, in der Glasmalerei Bedeutendes geleistet. Schauenburg's Abhandlung wurde vom Verfasser dem Drucke übergeben und ist dasselbe eines der besten Erzeugnisse der Straßburger «Conférences littéraires».

Der ohnlängst verstorbene Professor Kirschleger sprach über die „Metamorphose der Pflanzen" von Goethe. Obgleich für die Ideen des prophetischen Naturforschers begeistert, verstand er es nicht, diese Gedanken in die wünschenswertheste Form zu kleiden; er gab solchen nicht den präcisen Ausdruck. Unter dem durchsichtigen Pseudonym des „Magister Friedrich"

hat Kirschleger doch in den Columnen des „Nieder-rheinischen Couriers“ viele populär gehaltene deutsche Aufsätze über locale Botanik, Agronomie und den Weinbau hinterlegt. Er gehörte aber in die unglückliche Classe der hiesigen Gelehrten, die ihre deutsche Natur nicht bezwingen, nicht verwandeln konnten, und, sowie sie des angelernten französischen Idioms sich bedienten, auch den größten Theil ihres angeborenen Werthes verloren.

Im Laufe jenes Winters hielt Hr. Bergmann eine Vorlesung über Dante, indem er besonders die politische Entwickelung und den historischen Einfluß des großen mittelalterlichen Genius betonte. Wie ein Jahr früher die Säcularfeier Shakespeare's den Anlaß zu einer Lectüre Bergmann's gegeben, so knüpfte er diesmal an die florentinische Festivität; seine Ideen mochten dem klerikalen Theile der Zuhörer nicht gerade munden.

Hr. Maurial, Professor der Philosophie an der Faculté des lettres, hielt dem Wohlthätigkeitssinne eine Lobrede, und indem er die localen Bestrebungen auf diesem Felde hervorhob, wußte er dem etwas verbrauchten Gegenstande frisches Leben einzuhauchen. Er verstieg sich beiläufig bis zu Sakia-Muni und informirte wohl einen beträchtlichen Theil seiner Zuhörerschaft zum ersten Male über den Charakter des Gründers des Buddhismus und seiner Lehre.

In dem unerschöpflichen Vorrath der Briefe der Frau von Sevigné traf Herr Goguel eine Auswahl, und entwarf, ich darf nicht sagen, ein neues, aber doch im Ganzen ein wahres Charakterbild der liebenswür-

digen, von Geist übersprudelnden großen Dame, der ächten Repräsentantin des vielgerühmten «Siècle de Louis XIV.» Es ist rein unmöglich, von Madame de Sevigné vor einem französischen oder sich französisch wähnenden Publikum anders als im panegyrischen Tone zu sprechen. Die geringste Ausstellung an diesem Idole wäre eine literarische Häresis. — Hr. Goguel, hätte er auch als Protestant nicht ganz diese Ansicht getheilt, war klug und vermied jeden Anstoß.

Herr Schnitzler versetzte seine Zuhörer in die hohe Gesellschaft von Wien, während dem Congreß von 1814, und fand auch nach den dramatischen Erinnerungen von Varnhagen und vom Grafen de la Garde Mittel und Wege, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war eine an Scandal vorzüglich reiche Epoche und der Vorleser hätte in dieser Hinsicht vor einem männlichen Auditorium freie Wahl gehabt; so aber legte er sich einige Beschränkung auf.

Mit dem Winter 1866 siedelten die Herren Conférenciers in einen geräumigen Saal des Erdgeschosses der Mairie. Diese Emigration war nicht ganz bedeutungslos. Der neuernannte Präfekt hatte die Conférences nicht in's Leben gerufen; der Schöpfung seines Vorgängers wollte er keinen Vorschub leisten und schickte die literarische Gesellschaft somit ad patres, d. h. zu den Vätern der Stadt. Die Uebersiedelnden fanden sich bei dem Tausche gerade nicht schlimmer. — Die Gegenstände der Besprechung waren indeß meistentheils ernsteren Inhalts, und, wenn solche angekündigt, die Zahl der Treuen etwas kleiner. — Schreiber dieser Zeilen muß sich auf diese Andeutung

beschränken und nur darauf hinweisen, daß Professor Gransart mit schon bewährter Zungenfertigkeit dem Herrn der Gegenwart, dem Dampfe, huldigte; daß Herr Ernst Lehr auf einem rein wissenschaftlichen Felde sich erging, indem er die modernen Errungenschaften und Erfindungen auf diesem Gebiete historisch zusammengedrängt recapitulirte, und daß Professor Lederlin in gewählten, eleganten Ausdrücken die „Symbolik im Rechte" erläuterte. Herr Schnitzler führte die Versammlung an den ihm wohl bekannten Hof der russischen Katharina, und nach Versailles, in den damals noch glücklichen Familienzirkel der Marie Antoinette, indem er zu diesen Ausflügen die Correspondenz Josephs des zweiten verwerthete. Hr. Goguel hob die historische Seite des Goethe'schen Götz von Berlichingen hervor; Hr. Spach analysirte den „Egmont", mit ganz besonderer Vorliebe das herrliche idyllische Epos „Herrmann und Dorothea", und Schillers „Maria Stuart".

Wir können nicht alle und jede Vorlesung, jede Improvisation erwähnen, noch weniger in den Inhalt jeder einzelnen eingehen. Im Jahre 1867, welches den Schluß der angezeigten Uebungen sah, lieferte englische und deutsche Literatur den Hauptstoff. — Herr Gransart entwickelte die Eigenheiten des „phantastischen Romans" in den Hauptrepräsentanten dieser krankhaften Gattung, wir meinen Hoffmann und Edgar Poë. — Die in alsatischen Kreisen sehr populären Hebel'schen Gedichte wurden von Kirschleger behandelt, aber, wie schon gesagt, die Form des Vortrages vor einem halb französischen Publikum war unzureichend.

„Wilhelm Meister“, besonders die weniger bekannten „Wanderjahre“, lieferte dem Vorstande der Gesellschaft den Stoff zu einer ganzen Reihe von Vorträgen, die er vermuthlich gern auf „Werther“ und die „Wahlverwandtschaft“ ausgedehnt hätte, wäre nicht gegen die Analyse des letzten mit Unrecht verpönten Romans gerade hier ein etwas engherziger Puritanismus maßgebend gewesen. Dasselbe Mitglied schloß den Cyclus der rhetorischen Uebungen mit dem unerschöpflichen „Hamlet“ und dem häßlichen „Shylok“.

Gegenwärtige fliegende Blätter sind, für jetzt wenigstens, den elsässischen intellectuellen Bestrebungen gewidmet; wir suchen uns so viel als möglich in den angekündigten Schranken fortzubewegen: wäre nicht dieser vorgezeichnete Plan, so ließe sich hier eine längere Parallele ziehen zwischen den einheimischen »Conférences« und einigen »Soirées littéraires«, die um dieselbe Zeit von Pariser Celebritäten inscenirt wurden. Eine junge Dame, Madame Sezzi, las zum Theil ihre eigenen poetischen Versuche vor, mit einer sympathischen Stimme. So erzählte sie eine Jagdpartie, schilderte die Marter eines zu Tode gehetzten Wildes, und erntete damit verdienten, allgemeinen Beifall. — Herr Laboulaye, wä rend er im Frühjahr 1866 in Straßburg den Wahlkampf gegen einen einheimischen ministeriellen Candidaten aufnahm, gab dem Drängen seiner zahlreichen Anhänger nach und hielt einige politisch-historische Vorträge, mit gewohnter, über jedes Lob erhabenen Meisterschaft. — Herr Emile Deschanel, als reisender Improvisator in ganz Frankreich und Belgien bekannt und beliebt, besuchte mehrmals das Elsaß und

glaubte sich vielfach berechtigt, die literarischen Reisen in klingender Münze zu verwerthen. Es war für den Familienvater und den Literaten »une question d'existence«, wie sich der französische Euphemismus ausdrückt. Die Gabe des geistreichen Monologs ist Herrn Deschanel im höchsten Grade eigen, und so lange er sich über Gegenstände, die ihm congenial, ausspricht, bleibt er ein allerliebster Erzähler, Redner oder Lector. So legte er seine Ansichten über Madame de Sevigné vor, befand sich da ganz auf heimischem Boden und las mit graziöser Leichtigkeit einige den Stempel der Unsterblichkeit tragende Briefe der geistreichsten Französin. Aber als Hr. Deschanel in einer andern Sitzung sich über Shakespeare vernehmen ließ, Hamlets Monolog, ich weiß nicht, wie soll ich sagen, mit klangloser Stimme monoton hersagte, vermuthlich um die von ihm verpönte Emphase zu vermeiden, und Shakespeare's in hundert Facetten sich spiegelndes Genie durch seine Pariser Brille besah, da fühlte ich mich geneigt, ihn mit den Worten Lablache's abzufinden, der einmal seine Theatergefährtin, die berühmte Grisi, nach einer Discussion über Mozart's „Don Juan" liebend zurechtwies: Non parlar politica, cara Giulietta mia; questo non sta alle donne! *)

---

*) „Sprechen wir nicht über Politik, meine liebe Julia, denn das geziemt sich nicht für Frauen."

Die Revue d'Alsace.

Die Revue d'Alsace trat mit dem Jahre 1850 in's Leben. In der Lage Frankreichs bildet jenes Jahr eine Uebergangsperiode nach den Erschütterungen von 1848 und 1849; es war ein Ruhepunkt; man faßte hier zu Lande frischen Muth und betrat die Bahn der Decentralisation, die Einen zögernd, zweifelnd am Erfolg, die Andern glaubensfest.

Wohl war keine französische Provinz mehr als das Elsaß geeignet, im Reiche der Wissenschaft auf eigenen Füßen zu stehen. Freiwillige, fähige Arbeiter, besonders im Felde der localen Geschichte, der Agronomie, der Industrie, konnten füglich auf ein günstiges Publikum und auf ihre eigene Ausdauer zählen. Warum aber wurde die Revue nicht zu Straßburg gegründet? Es sollte doch scheinen, die ehemalige Hauptstadt des Grenzlandes eigne sich ganz vorzüglich und allererst zu solcher Schöpfung. Die Antwort hierauf ist nicht so leicht, als man zu glauben geneigt wäre; nur ein tieferer Einblick, nur ein längeres Verweilen in den hiesigen literarischen Verhältnissen könnte den Schleier lüften, die Schwierigkeiten, die in den allgemeinen Verhältnissen und in den Individuen liegen, hervor=

heben. Hier in Straßburg treten mehr als in den zwei andern größeren elsässischen Städten die confessionellen und sprachlichen Spaltungen an den Tag. Das intellectuelle Gesammtleben wird hier im alten Universitätscentrum durch viele kleinliche Beweggründe auseinandergehalten und zersplittert. Die frühere Revue germanique fristete in den dreißiger Jahren, obgleich mit substantiellen Arbeiten bedacht, nur ein kurzes Leben, und ein «Album alsacien», mit typographischem Luxus von Silbermann ausgestattet, lag nach weniger Zeit am Boden, eine flügellahme Ephemeride. Genug, in Kolmar wurde die Begründung einer Revue vorgenommen, und während den ersten fünfzehn Jahren ihres Bestehens errang sie, wo nicht einen glänzenden, doch hinreichenden Erfolg, der sie befähigte, aus eigenen Mitteln, ohne höhere Subvention, fortzubestehen. Vor einigen Jahren begann — gerade wie es dem historisch-archäologischen Bulletin erging — ein Stillstand, hierauf ein Rückschritt. Wie lange sich die Sammlung, die in monatlichen Heften erschien, noch aufrecht gehalten hätte, wenn nicht der Augustmonat 1870 mit seinen Donnerschlägen Halt geboten, wagen wir nicht zu bestimmen.

Beiträge kamen der Revue d'Alsace aus allen Theilen der zwei Departemente, aus dem Kanton Basel, theilweise sogar aus Paris, von dort lebenden Elsässern. Straßburg stellte sich nicht schmollend zur Seite; die Hauptcollaboration ging von hier aus. Ueber dem Ganzen wehte der Geist der freisinnigen Forschung; bisweilen schlug er eine dem Ultramontanismus entgegengesetzte Richtung ein. Die hagiographischen Ver-

suche des Herrn Maximilian von Ring machten bei den gläubigen Katholiken böses Blut; sie wurden dem Director der Revue, Hrn. Liblin, schwer angerechnet. Unter der Hand suchte man den einen oder den andern Mitarbeiter abwendig zu machen. Der Geistlichkeit angehörende Gelehrte durften es nicht wagen, in der heterodoxen Zeitschrift aufzutreten, zumal die in Straßburg gegründete Revue catholique ihnen den ausgedehntesten günstigsten Leserkreis eröffnete. So fand denn auch hier auf dem neutralen Gebiete der alsatischen Geschichte, Literatur und materiellen Interessen des Landes dieselbe Trennung statt, die wir schon bei dem «Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace» und dem literarischen Bulletin angedeutet.

Im Jahr 1868 kam noch ein besonderer Umstand dazu, welcher die bis dorthin bestandene Cohäsion der Revue d'Alsace lockerte. Aus pecuniären und unbekannten Rücksichten wurde die Revue nicht mehr in Kolmar, sondern in Mülhausen gedruckt. So geringfügig diese materielle Uebersiedelung dem Anscheine nach sein mochte, wirkte sie dennoch störend, besonders auf die Mitarbeiter im Niederrhein; die Materie, die geboten wurde, nahm zusehends an Mannigfaltigkeit ab. Es waltet im Reiche des Geistes dasselbe Gesetz wie im Pflanzenleben; hier und dort finden wir Wachsthum, Gedeihen und Abnehmen, kürzeres oder längeres, je nach den Bodenschichten und der Atmosphäre.

Eine genaue, in's Einzelne gehende Analyse der zwanzig dicken Bände der Revue d'Alsace wäre in dem hier gebotenen Raume durchaus unmöglich. Wir

können blos summarisch verfahren, hie und da eine vorzügliche Bestrebung hervorheben, ohne damit ein Verdammungsurtheil über die nicht angezogenen Aufsätze auszusprechen. Für's Erste genüge im Allgemeinen zu wissen, daß zahlreiche gutgeplante, gut ausgeführte Artikel und Notizen aller Art sich darin vorfanden. Sie befassen sich zumeist mit localer Geschichte und Literatur, mit Industrie und Agronomie. Bei der Mehrzahl der Mitarbeiter schimmert die patriotische Vorliebe für die heimische Provinz durch. Die Revue d'Alsace, wir bemerken dies nur beiläufig, trat sechs Jahre früher als das archäologische Bulletin, eilf Jahre vor dem literarischen in die Oeffentlichkeit, und wurde keineswegs durch die Concurrenz mit diesen beiden unregelmäßig erscheinenden Heften in ihrem Gange beeinträchtigt.

Daß manchmal Mittelgut mit unterlief, war unvermeidlich; den Influenzen der Umgebung konnte sich der thätige Herausgeber nicht immer entziehen. Allein im Ganzen ließ er sich auf dem abschüssigen Plane der Gefälligkeit nicht allzusehr hinuntergleiten; spendet er auch hie und da ein ertrotztes Lob, macht er eine von den Umständen gebotene Ankündigung oder Reclame, so läßt sich das leicht errathen. Die Revue d'Alsace bietet im Durchschnitt eine Serie ernster, biographischer, ökonomischer, philosophischer Studien; sie veranlaßte die Zeichnung vieler elsässischer Charakterköpfe, die vielleicht ohne diese Veranlassung im Portfolio der Zeichner, nicht dem Schlafe der Unschuld, wohl aber dem narcotischen Schlummer der Vergessenheit verfallen wären.

In der Zukunft wird die Revue d'Alsace zur Fundgrube localhistorischer Forschung werden; kein einheimischer Literator wird sie entbehren können; auswärts wird sie Mancher stillschweigend benützen. Sie blendet nicht im selben Grade wie die Pariser Revue's; sie kann die Augen des größeren Publikums nicht auf sich ziehen; aber im engeren, heimathlichen Bezirke hat sie ihren Zweck vollkommen erreicht.

Diesem Streben gerecht zu werden, sollten wir nun einige vorzügliche Eingaben in's Licht stellen; das ist aber nicht leicht. Ich möchte die Mitarbeiter einer solchen Zeitschrift dem Bienenschwarm vergleichen, der in ungezählter Masse den Zellenkorb umschwirrt, worin er seinen mitgebrachten Vorrath bergen will. Wer kann gerade die arbeitsamsten herausfinden? wer bezeichnen, aus welcher Waldung, von welchem Berge der süßeste Honig stammt? Mag auch im Innern der Werkstatt ein Chefredacteur hausen, das Ganze ist ein demokratisches Unternehmen, worin der Einzelne, sich selbst verleugnend, untergeht. Zahlreiche Namen der Collaboratoren der Revue d'Alsace finden sich zum Theil in den localen Blättern und Zeitschriften, zum Theil sind es unbekannte Größen, hie und da langweilige, aufgeblasene Gesellen; mitunter einsame Denker, die sich in Speculationen oder praktischen Vorschlägen zum Heile ihrer näheren oder ferneren Umgebung ergehen. Hie und da klingen auch französische Verse durch; allein diese schüchternen Ergebungen der galloalsatischen Muse verschwinden in der Masse der prosaischen Aufsätze wie blaue Kornblumen im weitwogenden Aehrenfelde.

Gleich mit dem ersten Jahre der neuentstandenen Revue finden wir uns einem Autodidacten gegenüber, der über „die Gesetze des Universums“ nachdenkt und zum Voraus manche seitherigen Errungenschaften erräth oder begründet. Was mich damals schon in den Aufsätzen des Civil-Ingenieurs Hirn angesprochen, das waren die sympathetischen Gefühle des Verfassers für die unter uns stehenden Wesen der Schöpfung; was ich seitdem noch mehr zu schätzen lernte, war die faßliche Analysis, und sodann die Zusammenstellung der in der sogenannten leblosen unorganischen Schöpfung waltenden Gesetze. Vor dem nie zu ergründenden Urprincip beugt er sich demüthig; er einigt mit streng mathematischem Forschergeist ein religiöses Gemüth; ich möchte sein System als einen deistischen Darwinismus bezeichnen. Hirn's schöner, sinniger, wissenschaftlicher Aufsatz bildet den Porticus der alsatischen Halle, wo seitdem so mancher intelligente Arbeiter Aufnahme und Ermunterung fand.

Ueber Handel und Industrie im Elsaß während dem 16. Jahrhundert spricht Gérard, den wir seitdem auf einem weniger ernsten Gebiete antrafen*). Maritz behandelt die Eindämmung der elsässischen Wildwasser, Kirschleger die Einflüsse der Erdschichten auf die Vegetation im Elsaß; Stroh die elsässische Viehzucht und ihre Kreuzung mit ausländischen Racen. Lasablière führt den Leser in die Geschichte Mülhausens ein, Louis Levrault in die elsässischen Münzstätten. Ludwig Schneegans bringt den Beweis, daß die genievolle Künstlerin Sabine nicht Erwin's Tochter, und daß ihre herrlichen Werke am Südpor-

*) L'Ancienne Alsace à table.

tale des Münsters von Straßburg um mehr als ein Jahrhundert hinaufzurücken sind. Schöpflin's und Grandidiers damals fast verschollenes Leben wird von dem niederrheinischen Archivar L. Spach mit lebhafter Vorliebe geschildert. Zureichende Erklärungen über die römische Mosaik von Ober-Bergheim und deren Uebertragung ins Museum zu Kolmar werden abgegeben. Bibliographische Notizen flechten sich wie eine leichte Arabeske um das Ganze.

Schreiten wir jahrweise voran, so stoßen wir auf die Geschichte des Weinbaues im Elsaß, vom dem Andlauer Stolz, dem Vater des bekannten Straßburger Geburtshelfers und Decans der medicinischen Fakultät. Die Elsässer Rebberge und ihre verschiedenen Producte werden im ganzen Complexe der Revue d'Alsace mehrfach besprochen. Der verstorbene Kirschleger war ein umsichtiger Kenner und liebte es, noch in späteren Jahren, seine vielfache Erfahrung hierüber an den Mann zu bringen. In der ereignißvollen Uebergangsperiode von 1848—51 beschwört der Archivar Spach seine Mitbürger, sobald es thunlich, Patronatsgesellschaften für die Auswanderung nach Amerika zu bilden, und beruft sich dabei auf die analogen Anstalten im Großherzogthum Baden. Seine Vorschläge wurden vielfach angefochten und bekämpft. Man sträubte sich das von Deutschland gegebene Beispiel nachzuahmen und verhehlte sich wissentlich, leichtsinnig, die Gefahren, die von dem Proletariat ausgingen. Algier schwebte überdies als eine Mustercolonie vor den verblendeten Augen!! — Derselbe Verfasser besprach die Antiquitäten und die jetzigen Zustände des ungeheuren Missisippibeckens, und

wies auf Amerika's große Zukunft, auf Frankreichs sinkende Größe. Seine Worte verhallten wie die eines unpraktischen Träumers. Vox clamantis in deserto. — Perrot in Mülhausen forschte nach dem mysteriösen Ursprung der Kartoffelkrankheit; Coste beschrieb den Trifels und Alt-Breisach; Levrault das Riesenschloß Girbaden und den Ottilienberg; L. Schneegans den Grabstein Erwin's im Münster; L. Spach analysirte die Schriften des Pädagogen und Philosophen Willm, die gekrönte Preisschrift von Prof. Karl Schmidt, und erzählte die Laufbahn einer ganzen Reihe von elsässischen Kriegern, Gelehrten und Administratoren. — Ueber die keltischen Benennungen der Bäche und Flüßchen des Elsasses, über unsere fabelhafte Vorzeit und deren Legenden berichtete August Stöber; Coste über das keltische Patois der Vogesen. Matter theilte bibliographische Notizen über lotharingische Abteien mit; Max v. Ring begann seine kritischen Feldzüge gegen die reelle Existenz der Heiligen. Schon haben wir angedeutet, welchen Sturm der unbedachtsame Verfasser heraufbeschworen durch seine schonungslosen Angriffe gegen Traditionen, die bei einem beträchtlichen Theile der elsässischen Einwohnerschaft ein ehrwürdiges Ansehen genießen.

Der obenerwähnte grundgelehrte Karl Schmidt zog den Schleier von der Existenz des Mystikers Rulmann Meerswins, des Gründers des Hauses „zum grünen Wörth"; in heiterem Sonnenlichte zeigte er die Gestalten der Straßburger Humanisten, der Vorläufer und Begleiter der Reformation. Ich greife mit beiden Händen in die Urne der dargebotenen Gaben und ziehe sie jedesmal reichbeladen heraus.

Der in Benfelden ansässige Pharmaceute und Archäolog, Napoleon Nicklès, besprach in der Revue d'Alsace den heimischen Tabakbau und die nützliche Kleepflanze; Biéchy die alsatische Hydrologie. Im Gebiete der Localgeschichte erging sich Coste vielfach im Elsaß zur Römerzeit. Levrault erzählte Landau's wechselnde Geschicke. Quiquerez beschrieb die Bergfestung Morimont, woran seitdem die historische Gesellschaft bedeutende Summen zu Nutzen eines egoistischen, wortbrüchigen Eigenthümers verschwendete. Der verstorbene wohlbekannte Matter gab seltsame Aufschlüsse über den mystischen Philosophen St. Martin, über seine Straßburger Freundin Frau von Boecklin, und über beide Saltzmann, den Actuar und den Publicisten. — Schnitzler veröffentlichte zuerst in der Revue d'Alsace seine Biographie der Mümpelgarder Prinzessin Maria, nachherigen Gemahlin Pauls I. von Rußland. — Die Erinnerungen an den badischen Aufstand in den Jahren 1848 und 1849 wurden für den Archivar des Niederrheins der Gegenstand einer historischen Skizze. Bei Gelegenheit der postümen Veröffentlichung einer Arbeit von Nebenius besprach derselbe das Leben des ersten Großherzogs von Baden. Es ist eine mit Vorliebe für den Gegenstand, für das Musterbild eines treuen Regenten ausgearbeitete kleine Monographie. Kroeber, ein Zögling der École des Chartes, überlieferte die Correspondenz mehrerer berühmten Zeitgenossen mit Jeremias Oberlin; wie ihn denn auch Grandidier, nach der von L. Spach gelieferten Biographie, mehrfach beschäftigte.

Ueber die landbauende Bevölkerung des Elsasses

im Mittelalter stellte der seitdem verstorbene oberrheinische Archivar Felix Blanc Untersuchungen an; derselbe hatte sich schon des weiteren über das Kolonat in Gallien ausgelassen. Eugen Muntz, ein vielfach gebildeter, in Paris lebender Elsässer, steuerte bei mit einer Abhandlung über die Künste in seiner engern Heimath. — Der Streit über elsässische Dinghöfe wurde zwischen Abbé Hanauer und Ignace Chauffour zum Theil in der Revue ausgefochten. Der fleißige Dagobert Fischer in Zabern behandelte mehrere geschichtliche auf seine Vaterstadt bezügliche Punkte. Ueber das Elsaß weit hinausgreifend, theilte Decan Bergmann mehrere seiner später erschienenen Excurse auf das unbegrenzte, hypothetische Feld der großen vorgeschichtlichen Völkerwanderung mit. Der geneigte Leser wird aus diesen Andeutungen wohl ersehen, daß eine Fülle von Notizen in dieser provinziellen Sammlung enthalten ist und daß wir zuversichtlich behaupten dürfen: es habe der Director ein verdienstliches Unternehmen zu Tage gefördert. Nicht ohne Absicht haben wir die Eingaben hervorgezogen, die sich auf das Elsaß selber beziehen; mancher gediegene Aufsatz über ferner liegende Personen und Zustände ließen wir, im Raume beschränkt, bei Seite.

Unbeantwortet bleibt auch vorerst eine andere Frage: Kann und wird unter der deutschen Regierung eine ähnliche Publikation auf Gunst und Beförderung hoffen? . . . Daß historische Studien, die Herausgabe von Chroniken und Documenten, die schon von der historischen alsatischen Gesellschaft beabsichtigt war, nicht hintangesetzt werden dürfen, ist selbstverständlich. —

Ebenso leicht vorauszusehen ist die Bevorzugung der deutschen Sprache im Allgemeinen; andererseits über dem Knie abzubrechen mit der achtzigjährigen überkommenen französischen Bildung, schiene ebensowenig rathsam; es hieße ein schon erworbenes Gut zum Fenster hinauswerfen. — Wir stehen hier vor einem verwickelten, aber doch nicht unauflösbaren Problem. An die Lösung die Hand anzulegen, wird der freimüthige Schreiber dieser Zeilen gelegentlich nicht ermangeln, sollte er auch nach mehrere Seiten hin Anstoß erregen.

Die Revue catholique.

Der Titel schon bezeichnet den Zweck und den Inhalt dieser Zeitschrift. Sie wurde im Jahre 1859 gegründet, wohl zum Theil um der Revue d'Alsace die Stange zu bieten und derselben wo möglich eine gewisse Anzahl von Subscribenten zu entziehen. In wiefern dies gelungen, wüßte ich nicht, jedenfalls verdient das Unternehmen, wozu Professoren aus dem katholischen Seminar von Straßburg, des katholischen Gymnasiums von Colmar, mehrere Pfarrer der Straßburger Diözese, auswärtige und einheimische Geistliche und Laien beisteuerten, alle Beachtung. Der Ton mancher polemischer Artikel streift an das Leidenschaftliche, viele aber sind ruhig und objectiv gehalten; es sind dies selbstverständlich die besseren, gediegenen. So lange sich die Polemik auf locale Größen beschränkt, dem oder jenem ungläubigen Freidenker oder heterodoxen Pfarrer einen Hieb versetzt, mag das hingehn; versteigt sie sich aber in höhere Regionen, greift sie Renan, Littré oder Taine mit ungleichen Waffen an, da weiß ich nicht, ob sie Siegeslorbeeren mit nach Hause bringt. Unglückliche Feldzüge aber eröffnet sie gegen Sterne erster Größe, gegen Bunsen, oder gar gegen

Goethe. Für solche geniale Persönlichkeiten geht ihr geradezu das Verständniß ab. Bunsen war eines der tiefsten christlichen Gemüther der Mitwelt; das nicht erkennen, den Mann, auch in einer akatholischen Kirche, nicht als einen Jünger Christi erkennen, das heißt mit vorgefaßter Meinung die Augen schließen. Und sich mit Göthe messen, wenn auch nur auf dem Terrain der Naturforschung, wenn man dem Riesen nicht an die Knöchel reicht, das ist ein wahrer non-sens.

So hab ich mich zu allem Anfang, im Allgemeinen, der blamirenden Worte entledigt, die mir über die Lippen mußten, und nun kann ich mit ruhigerem Kopfe auch die lobenswerthen Eigenschaften der zwölfjährigen Sammlung herauskehren.

Die Gründer wollten ein Organ für mittelalterliche, christliche Kunstarchäologie, für locale Geschichtsforschung, für Kritik oder Analyse localer Producte, nebenbei ebenfalls für die specifisch literarischen Umsichten in Deutschland, für einfache bibliographische Notizen, ausnahmsweise auch für Aufsätze allgemeineren Inhalts, wohlverstanden fast alles und jedes von strengkirchlichen Standpunkte aus. Auch der verschämten localen französischen Muse sollten die Nummern der Revue offen stehen. Gestehen wir's aber nur: die Verse blieben der wunde Fleck an der Ferse dieses Kämpen.

Unter den zahlreichen Collaboratoren sich umzusehen, kostet schon einige Zeit; noch schwerer ist es, denselben eine relative Rangordnung anzuweisen. Es wäre besser geradezu darauf zu verzichten und sich auf die vereinzelte Anzeige der inhaltreichen Aufsätze zu beschränken. Allein zu einer solchen bibliographischen Uebersicht kann

ich meine Leser und mich selber nicht bewegen; auf die Gefahr hin, gegen die einen oder die andern partheiisch zu verfahren, halte ich mich demnach an einzelne Persönlichkeiten.

Als von der archäologischen Gesellschaft die Rede war, hatte ich schon Gelegenheit, die Verdienste und die Thätigkeit des jetzigen Generalsekretairs des Bisthums, des Herrn Abbé Straub, hervorzuheben. Auch in vorliegender Revue finde ich dasselbe Mitglied wieder, ebenso rührig, in Kirchen, Kapellen und Abteien, Inschriften, besonders die christlichen, abzuschreiben, Glocken und Kirchenmobilien zu beschreiben, geschichtliche Monographien zu liefern. Mit christlicher Symbolik ist Herr Straub eng vertraut und versteht es, seine Kenntniß zu verwerthen. Er selber ist ein Sammler von Raritäten mancherlei Art, Denkmünzen und Münzen, seltener alter Bücher, Gemälde und Documente. In seinen Beiträgen erkennt man diese angeborene und vielfach entwickelte Tendenz; sie verleiht seinen Schriften den Lebenshauch; er ist ein gewandter Zeichner und bereichert die Revue mit den Früchten seiner Reisfeder. Wenn man bedenkt, daß Abbé Straub die besten Jahre seiner Jugend zuerst als Professor im kleinen Seminar, hierauf als Director der Pension St. Arbogast, eine Zeitlang als Almosenier von St. Marx zubrachte, mithin die meisten Tagestunden einer verdienstvollen aber zeitraubenden Amtspflicht aufopferte, so ist man wohl zum Erstaunen berechtigt, denselben auf dem Felde der Wissenschaft noch so thätig zu sehen. Aber was hätte er nicht geleistet, wenn er sich ausschließlich seinem archäologischen Lieblingsfache gewid-

met! Ich meinestheils belobe aber unbedingt die priesterliche Hingabe, den willigen, freudevollen Gehorsam gegen die Obern, das Pflichtgefühl, welches zu solchen Opfern befähigt, und den moralischen Einfluß auf kindliche Seelen höher achtet, als die Anhäufung von Schätzen des Wissens, oder die Befriedigung einer weltlichen Ehrbegierde. Hr. Straub betrat mehrere Mal als Festredner bei den Preisvertheilungen des kleinen Seminars, den Katheder, und behandelte bei solcher Festivität irgend einen Gegenstand der localen Geschichte oder Archäologie.

Seminardirector Abbé Pantaleon Muri ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter benannter Sammlung, bald polemisirend, bald als einfacher Historiker und analysirender Kritiker auftretend, oder als Referendar über kirchliche Begebenheiten in der Straßburger Diöcese. Sein Name findet sich wiederholt in jeder Nummer, und neben ihm zeigt sich sein Bruder als eifriger Collaborator, besonders in der Biographie. Hr. Pantaleon Muri zollt dem berühmten Professor an der Sorbonne, Hrn. Abbé Freppel — jetzigem Bischof von Angers — eine wohlberechtigte Hochachtung und führt die elsässischen Leser in die theologischen Schriften des elsässischen Gelehrten sachkundig ein.

Unter die thätigsten Collaboratoren der Revue catholique rechnen wir Herrn Abbé Hanauer, welcher in dieser Zeitschrift schon vor einem Decennium seine Vorstudien über die Dinghöfe und die Leibeigenschaft im Elsaß beginnt. Hr. Hanauer ist einer der wärmsten, ich darf nicht sagen Verehrer, aber doch theilnehmenden Leser einer humoristischen Monographie Ge-

rard's über die culinarischen Eigenschaften des elsässischen Menschenschlags*), und dies beweist nach einer Seite hin die Milde des katholischen Verfassers, denn im Werke Gerards werden die epikuräischen Angewöhnungen der Mönche oft unbarmherzig bespöttelt.

Herr Vicomte Théodore Renouard de Bussiere theilte der Revue Fragmente seiner Spaziergänge im alten und neuen Rom und seiner Reise in Nubien mit. In seiner nächsten Nähe beschrieb er einige elsässische Wallfahrtsorte; denn er war, als frischer Convertit, eifrig bemüht, gerade die accessorischen Gebräuche des katholischen Cultus in helles Licht zu setzen. Es war eine unschuldige Wohldienerei, die seine neuen Glaubensgenossen gutmüthig belächelten.

Hr. Pfarrer Dacheux, früher Professor im kleinen Seminar, mehrseitig gebildet, nimmt als Polemiker eine der ersten Stellen ein. Ueber Geiler von Kaysersberg hat er mit dem protestantischen Pfarrer Schaeffer Streit geführt, und die Ansicht, daß Geiler keineswegs der Reform nahegestanden, durch nicht zu verachtende Argumente behauptet. Herr Dacheux ist eine kernhafte Natur, jeder Vermittelung abhold, streng und absprechend.

Ehrenrettungen von Tetzel und Tilly werden von zwei Mitarbeitern der Revue versucht. Ich bin gerade kein Freund von solchen dialectisch-gymnastischen Uebungen, aber auch nicht intolerant, und lasse sie mittlerweile gelten. In der Aufstellung einer Ansicht, welche mit den stereotyp gewordenen Lebensbildern geradezu con-

*) L'ancienne Alsace à table.

traſtirt, liegt immer ein Kern von Wahrheit. Tetzel, wenn wir ſeinem Panegyriker, Hrn. Bockenmeyer auch nur ein halbes Zugeſtändniß machen, war keineswegs der unwiſſende, grobe Mönch, wofür ihn ſeine lutheriſchen Zeitgenoſſen ausgeben. Wäre ihm nicht eine populäre, eindringende Eloquenz eigen geweſen, nie hätte er einen unbeſtrittenen Einfluß auf die Volksmenge errungen. — Was Tilly anbelangt, ſo tritt jede Rehabilation des gefürchteten Feldherrn gegen die enthuſiaſtiſche, von Onno Klopp verfertigte Biographie in Schatten. Erinnern wir ebenfalls, daß der neolatiniſche Dichter Balde den Tilly dithyrambiſch verherrlichte. Indem Herr Abbé Joſeph Guerber*) in der Revue catholique den Zerſtörer Magdeburgs vertheidigt, kann er ſich ſomit auf Vorgänger und Mitlebende ſtützen.

Der Bruder dieſes Verfaſſers, Herr Pfarrer Guerber von Hagenau, iſt ſchon als Mitarbeiter des archäologiſchen Bulletins anerkennend von uns erwähnt. Ueber chriſtliche Baukunſt ſpricht er ſich mehrmals in dieſer Revue aus; doch iſt hier nicht das Hauptfeld ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Ein ehemaliger Zögling der École des Chartes, Hr. Bernhard, der ſich von der archivariſchen Laufbahn, wir wiſſen nicht aus welchem Grunde, entfernte, lieferte der Revue mehrere literarhiſtoriſche Aufſätze, und beſprach in einer gelehrten Abhandlung die verſchiedenen chronologiſchen auf die Bibel bezüglichen Syſteme.

---

*) Derſelbe erzählt auch in der Revue catholique die Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche in Hagenau.

Unter den polemisirenden Mitarbeitern ist auch der jetzt verstorbene Pfarrer Cazeaux zu nennen; bei seinen Lebzeiten ein rüstiger Gegner der protestantischen Partei im Elsaß, ein unruhiger Kopf, der seinen eignen Glaubensgenossen bisweilen durch seinen rücksichtslosen Eifer unbequem wurde und sich unbedachtsam auf dornenreiche Pfade begab. Der Name dieses Streiters deutet auf französische Abkunft, und in seinen Klageschriften, die er bald bei dem General-Vicariat, bald bei der Präfectur eingab, bediente er sich natürlich der französischen Sprache; und dennoch — ich kann mir den Widerspruch nicht erklären — vertheidigte er in den letzten Jahren leidenschaftlich die Beibehaltung der deutschen Sprache in den Schulen gegen die „tyrannischen" Reglements der Rectoren und Inspectoren. Mehrmals bestürmte er die Straßburger Journale mit seinen Argumenten zu Gunsten der germanischen Mutter-Sprache. Wenn abgeschiedene Geister sich noch um derartige irdische Angelegenheiten kümmerten, müßte, bei jetziger Wandlung der Dinge, der selige Cazeaux eine seltsame Befriedigung genießen.*)

*) Als Polemiker tritt unter anderen Herr Pfarrer Cazeaux bei einem sonderbaren Anlaß auf. Eine Prachtausgabe des Pfingstmontags mit einer Vorrede des damaligen Decans der Rechtsschule, Herrn Rauter, bewog ihn, sich gegen einige intolerante Aeußerungen des letzteren zu erklären; und zwar nicht ganz mit Unrecht. Das Zeugniß protestantischer Rechtgläubigkeit, welches Herr Rauter seinem verstorbenen Collegen und Freund ausstellte, war nicht am schicklichen Orte angebracht. Dem Pfingstmontag als Sittengemälde zollt Herr Cazeaux allen Beifall.

In den kleineren Notizen finden sich oft sehr interessante Mittheilungen, worauf die Revue vielleicht weniger Werth legt, als auf die langathmigen Aufsätze, die aber auf mich eine große Anziehungskraft ausüben. Dahin rechne ich die Berichte über die Ansiedelungen, welche durch den Einfluß eines elsässischen Geistlichen, des Bischofs Kobes in Senegambien, unter den einheimischen Negern unbestreitbar viel Gutes stifteten. Dahin zähle ich ganz besonders einen herrlichen Brief des illustren Dominikaners Lacordaire an einen Freund im Elsaß. Das Schreiben ist vom 11. Mai 1846 aus Notre-Dame de Calais datirt, und enthält unter anderen folgenden merkwürdigen Passus:

„Meine Reise ist glücklich abgelaufen. Ich habe „zwei Tage in Besançon (?) zugebracht bei einem „Freunde, den ich einundzwanzig Jahre lang nicht „gesehen. Er hat eine liebenswürdige Gattin; er ist „von vier hübschen Kindern umgeben. Ich habe sein „Loos mit meinem verglichen, und bin ganz mit mei„nem Schicksale, nur eine geistliche Familie zu haben, „zufriedengestellt. Hat man einmal Gott gefunden, „da beneidet man nichts mehr in dieser Welt, auch die „reinsten und süßesten Freuden nicht. Wie sonderbar, „daß so wenig Menschen das Glück kennen, Gott zu „lieben. Das ist ein Glück, vor dem alle anderen „verschwinden; wer dies Glück einmal gekostet hat, „nachdem er schon den ganzen Lebenskelch ausgetrunken, „der verlangt nichts Anderes mehr. Und wär' es ein „Traum, dieser Traum ist schon über alle Wirklichkeit!“

Jedes Wort, das wir als Commentar auf solche Worte folgen ließen, wäre eine Entheiligung.

Unter den auswärtigen Collaboratoren haben wir den Dr. Buß von Freiburg zu nennen, welcher zur Säcularfeier des Conciliums von Trident sich einer geschichtlichen Relation dieser capitalen Kirchenversammlung unterzieht. Diese Beiträge von außen her fanden nur ausnahmsweise statt, und ich glaube nicht, daß es erwünscht gewesen wäre, der Revue einen exotischen Charakter aufzudrücken. Sie war vorzüglich im Elsaß verbreitet und trug mit dem Bulletin der archäologischen Gesellschaft zur Aufmunterung zahlreicher dilettirender Archäologen bei. Noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren war die Gleichgültigkeit für die kirchliche Alterthumskunde in der elsässischen Clerisei eine Alltagserscheinung; der Ungeschmack in der Verzierung der Kirchen war noch allgemein; diesem Uebel ist nun vorgebeugt und ein Umschwung ist sichtbar. Vieles bleibt freilich noch zu thun; schon in dieser Hinsicht war das Fortbestehen der Revue wünschenswerth.

Ihre Thätigkeit, die sich, wie wir bis jetzt angedeutet, in den sechs ersten Jahren ihres Bestehens geoffenbart, blieb sich in den sechs folgenden gleich. Mehrere der begonnenen Arbeiten wurden stetig fortgesetzt und dehnten sich über eine lange Reihe von Nummern; auch frische Kräfte wurden herangezogen, doch blieb im Ganzen der Kern der ersten Gründer derselbe. Eine in ruhigem, fast objectiven Tone gehaltene Recapitulation der neueren protestantischen Theologie kommt aus der Feder des Herrn Kanonikus Stumpf; sie spricht von der Tendenz und den Leistungen der elsässischen Theologen, Colani, Scherer, Reuß, aber nicht in gehässigem, agressivem Tone.

Unter die interessantesten biographischen Aufsätze rechnen wir das von Hrn. Cazeaux gezeichnete Lebensbild des populären Kanzelredners Mühe. Der Stoff war lohnend. Während langen Jahren fesselte Abbé Mühe eine aufmerksame, dankbare Zuhörermenge zu den Füßen derselben Kanzel, die vor vierthalb hundert Jahren Geiler von Kaysersberg bestiegen. Er predigte in deutscher Sprache und es fiel Niemanden ein, ihn deshalb als einen Preußen zu beschreien. Zweifelsohne keinen andern Zweck verfolgend, als die Seelen seiner Gemeine dem Herrn und Heilande zuzuführen, hat er aber doch unbewußt zur Erhaltung des alten deutschen Geistes beigetragen, und wenn jetzt in der untern katholischen Schichte der Bevölkerung die einheimische Sprache nicht ganz erstorben, darf man diesen Umstand dem einfachen, schlichten Ehrenmanne zuschreiben, der nicht nach Ehren strebte. Abbé Mühe war noch etwas Besseres als ein eloquenter Prediger, er war ein praktischer Christ, von den armen bürgerlichen Familien im täglichen Verkehr nicht umsonst angesprochen. Er ging werkthätig in seiner Gemeinde auf. Die Revue catholique schuldete ihm eine Lebensbeschreibung, die Stadt und seine Freunde ein Zeichen der Erinnerung. Der Bildhauer des Frauenhauses, Philipp Graß*), gab den originellen Zügen und der eigenen Gestalt des greisen Redners einen meisterhaften Ausdruck in einer seiner gelungensten Statuetten.

Ich springe weit ab von diesem Gegenstande, indem ich die kritische Untersuchung des Herrn Detroyes

*) Wir werden später Hrn. Philipp Graß und seinen Schöpfungen einen eigenen Artikel widmen.

erwähne, der sich über die heikle, unentschiedene Frage ausließ: „Ob die Allemannen das ganze Elsaß im fünften Jahrhundert innegehabt?“ Er verneint es und gibt höchstens zu, daß sie Rauracien und den oberen Theil unserer Provinz besetzt hielten. Solche Excurse interessiren ausnahmsweise die Fachgelehrten, aber haben doch, wenn sie, wie die Arbeit des Herrn Detroyes, gewissenhaft durchgeführt sind, auch das Recht des Bestehens in einer vaterländischen Sammlung.

Herr Professor Hanauer, in dieser zweiten Hälfte der Revue, kommt wieder auf sein Lieblingsthema der Dinghöfe zurück, und beginnt hier seine langwierige Campagne gegen Meister Ignaz Chauffour. Nicht einmal oberflächlich können wir uns auf diesen gelehrten Streit einlassen; er wurde mit etwas vergifteten Waffen geführt. — Herr Hanauer beging den Fehler, seine Vorarbeiten numerisch etwas zu hoch anzuschlagen; da er ungemein viel und unermüdlich auf einem trockenen Boden gearbeitet, bildete er sich, ziemlich naiv, selber ein, die Strecke der bewältigten und umgeackerten Wildniß sei um Vieles ausgedehnter. Er gab sich dadurch seinem Widersacher gegenüber einige Blößen. Das Publikum ist der Disputation auf die Länge nicht gefolgt.

Claudite nunc rivos, pueri, sat prata biberunt.

Eine Polemik von kürzerer Dauer entspann sich zwischen Herrn Pantaleon Muri und dem Archivar des Departements Niederrhein, als dieser letztere sich in einem Zeitungsartikel panegyrisch über die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs von Schiller geäußert. Der

Angreifer sprach dem Dichter des Wallenstein jede geschichtliche Glaubwürdigkeit ab und degradirte denselben zu einem „Historiker für Damen". Darob ereiferte sich nicht ohne Grund der pietätvolle Verehrer Schillers und sandte an Herrn Muri eine geharnischte Epistel, die in ihrer Totalität eingerückt wurde. Es war ein höfliches Turnier, das mit gegenseitiger Complimentirung schloß.

Derselbe Seminardirector widmete in einer der letzten Nummern eine unparteiische genau abwägende Kritik dem «Liber diurnus», welches Herr von Rozière, das nunmehrige Mitglied des französischen Instituts, mit großem Aufwand von gelehrten Einleitungen und Noten frisch herausgegeben. Nun ist zu bemerken, daß dieser Liber diurnus, oder das Formular der älteren päpstlichen Kanzlei, im siebzehnten Jahrhundert zu ganz sonderbaren unerwarteten Verwickelungen Anlaß gab. Die römische Kurie erblickte darin verkappte Angriffe gegen die Unfehlbarkeit des Oberhauptes der Christenheit, und durch ein ebenso sonderbares Zusammentreffen von Umständen wurde gegenwärtig derselbe thologisch-historische Streit angeregt.

Herr von Rozière scheint der gallicanischen, nicht der ultramontanen Meinung zu huldigen. Somit hätte Herr Abbé Muri eine erwünschte Gelegenheit gehabt, dem gelehrten Gegner hart zuzusetzen, in einem Augenblick, wo die päpstliche Infallibilität voraussichtlich als Dogma proclamirt werden sollte. Er verfährt aber sehr glimpflich und Herr von Rozière kann mit dem seiner merkwürdigen Arbeit gespendeten Lobe zufrieden sein.

Auch ich muß mich nunmehr bescheiden und diese cursorische Uebersicht abbrechen; es bleiben noch manche alsatische Bestrebungen zu berücksichtigen. Ich schließe hier mit dem Namen, den ich am Eingang zuerst genannt, mit Herrn Abbé Straub, dessen Beschreibung der Kirche von St. Peter und St. Paul zu Neuweiler wohl eine der besten Monographien der Revue ausmacht. Auf solche Arbeiten kommt in späterer Zeit der Antiquar, der dilettirende Archäologe, wieder zurück, wenn dagegen die leidenschaftlichen Ergüsse der Tagespolemik alsbald der Vergessenheit anheimfallen. Von der letzteren läßt sich, parodirend, mit dem Dichter sagen:

Des Augenblickes Gunst hat sie geboren,
Sie schweben fort im leichten Tanz der Horen.

Ueber

die bisherige Akademie von Straßburg.

Die „Straßburger Zeitung" hat vor einiger Zeit auszugsweise den Aufsatz der „Berliner Revue": „Aus dem neuen Reich", über die Begründung der Universität von Straßburg reproducirt. Da sich diese Mittheilung vorzugsweise auf die Verwaltung der bis ohnlängst bestehenden Fakultäten der Akademie von Straßburg bezieht, dürfte es nicht ungelegen sein, über die hervorstechendsten Persönlichkeiten, die seit mehr als einem halben Jahrhundert an dieser höheren französischen Lehranstalt aufeinander folgten, und über ihre Leistungen zu berichten. Wir bezwecken also hiermit eine retrospective Umschau. Es kann dabei gar nicht die Rede sein, jedem einzelnen Namen gerecht zu werden; mehr als an einer Stelle müssen mir uns mit einer allgemeinen Uebersicht begnügen.

Gleich bei dem Eintritt in diesen Gelehrtenverein stoßen wir auf die protestantisch-theologische Fakultät; weil nun diese erst unter der Restauration in's Leben trat und neben ihr das protestantische Seminar, zum

Theil als Vorschule, fortbestand, so fassen wir beide Institute zusammen in einen Abschnitt. War doch die Hälfte der Professoren an beiden zugleich angestellt. Für einheimische Gelehrte und Gebildete bringen wir nichts Neues; wir müssen darauf ausgehen, einem zum Theil neuen und nicht eingeweihten Publikum die nächst verflossene Vergangenheit vor Augen zu legen und anzudeuten, welche Kräfte bis jetzt officiell wirkten und zwar unter mannigfachen Hindernissen und auf engbegrenztem Raum. Gleichviel — auch dieses Streben ist zu berücksichtigen, und hat einen relativen, nicht zu verleugnenden Werth. Man kann vielleicht daraus ersehen, auf welchem Grunde fortgebaut werden soll.

Unter den Professoren der Theologie stand obenan in den ersten Decennien dieses Jahrhundert der Kanzelredner Isaak Haffner, eine imposante Persönlichkeit, ein encyclopädisch gebildeter Mann, Sammler und Besitzer einer in alle Theile des menschlichen Wissens einschlagenden Büchersammlung, Rationalist, aber mit seiner Feuerzunge Schüler und Zuhörer belebend und begeisternd. Zwei Bände von Festpredigten sind jedoch sein einziger literarischer Nachlaß. Er schrieb ein französisches Werk über Erziehung. Villers, der Geschichtsschreiber und Lobredner der Reformation äußerte sich darüber folgendermaßen: „Man würde den Verfasser in Paris krönen, könnte man dort auf etwas anderes sinnen, als auf Geld, Intriguen und Weiber."

Neben Haffner wirkten zwei jüngere Männer. Der eine, Timotheus Emmerich, docirte Kirchengeschichte, wurde aber vom Tod hinweggerafft, kaum fünfunddreißigjährig. In seinem Nachlaß fanden sich Noten

und Fragmente zu einem weitangelegten Werke über die Religionssysteme aller historischen Völker. Einige Bände von seinen deutschen Predigten, in strengerem orthodoxen Sinne gehalten, als die seines älteren Collegen, wurden auch in Deutschland beifällig aufgenommen.

Redslob docirte Psychologie und Moralphilosophie. Seine Vorträge waren von eigener Lebenserfahrung durchdrungen, und zeichneten sich aus durch geistreiche Ausflüge auf das Gebiet der deutschen Dichtung. Er unterhielt in seinen Schülern den Cultus der geistigen Größen. Sein gedruckter literarischer Nachlaß beschränkt sich auf Predigten; er war ein geist- und gemüthvoller Kanzelredner.

Ein deutscher Gelehrter, von altem Schrot und Korn, ein gründlicher Kenner der hebräischen und arabischen Literatur war Dahler, der schwungvolle Uebersetzer mehrerer Bücher des Alten Testaments, und erste Gründer einer philologischen Gesellschaft in Straßburg.

Mit den zwanziger und dreißiger Jahren findet der Eintritt einer zweiten Generation von Lehrern statt. Bruch, Matter, Willm, Fritz, Jung, etwas später Reuß und Baum betraten eine lange, wohlausgefüllte Laufbahn. Sie alle haben durch Schrift und Wort und thätiges Eingreifen in die täglichen Verwaltungspflichten das ihnen anvertraute Pfund wohl verwendet. Matter und Willm schrieben fast ausschließlich französisch. Der erstere wurde schon als junger Gelehrter durch eine gekrönte Preisschrift über „die alexandrinische Schule“ bekannt; während einer Reihe von Jahren als Studieninspektor in Paris wohnhaft und

erst in dem letzten Abschnitte seines Lebens in Straßburg seine alte Stelle wieder ausfüllend, hat er in verschiedenen Zweigen der Philosophie, der Moral und der theologischen Mystik Beweise seines vielseitigen Wissens und eigenen Nachdenkens gegeben. Er war Polygraph; doch unter seinen Schriften möchte ich seine halb literarische, halb culturhistorische Reise nach Deutschland (1846—47) bevorzugen; nach der «Allemagne» der Frau v. Staël ist es wohl das bestunterrichtetste Werk über die gleichzeitigen Zustände in den Hauptstädten des Deutschen Bundes. Seine in Straßburg ausgearbeiteten Biographieen Swedenborgs und St. Martins üben einen ganz eigenen Reiz, indem der Verfasser selber zu den Ideen dieser Mystiker hinzuneigen scheint, und für ihn z. B. die Visionsfähigkeit Swedenborg's als ein merkwürdiges, nicht zu leugnendes psychologisches Räthsel factisch besteht.

Willm als Philosoph bewegt sich auf rein geschichtlichem Boden; seine Geschichte der neuern deutschen Philosophie, in vier Bänden, ist ein prächtiges Werk; als solches wurde es von dem französischen Institut, nach dem Berichte Remusats, anerkannt und gekrönt. Es wird noch in fernerer Zeit als unerschöpfliches Material für die französischen Philosophen handlich bleiben. Auch als Pädagog hat Willm Bedeutendes geleistet. Seine französische Schrift über das Elementar-Schulwesen fand allgemeine Anerkennung.

Dr. Bruch, als Kanzelredner, Theolog und Philosoph thätig, blieb meist der deutschen Sprache treu. Seine populäre rationalistische Dogmatik, seine Predigten, auch in weiteren, überrheinischen Kreisen geschätzt,

seine merkwürdige Monographie über Hiob, seine wohldurchdachten und doch allgemein verständlichen philosophischen Abhandlungen weisen ihm einen unbestrittenen Rang an unter den jetzt lebenden ernsten Schriftstellern.

Jung, der Bibliothekar und Kirchenhistoriker, hat wenig geschrieben, desto mehr thätig eingegriffen als Ordner der nunmehr in Rauch aufgegangenen Büchersammlung. Er ist zu rechter Zeit abgetreten; den Brand hätte er keinesfalls überlebt. Ein theilweiser Ersatz für die ebenfalls zerstörte Seminarbibliothek wird sich in der ausgedehnten Privatsammlung finden, die Professor Reuß testamentarisch der protestantischen Stiftung zugesagt hat. Herr Professor Reuß hat in seinem französisch geschriebenen aber deutschgedachten und mit deutscher Gelehrsamkeit verfaßten Werke über die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche einen gefeierten Namen errungen, und Prof. Baum hat als polemisirender Prediger sich den Anmaßungen der ultramontanen Partei entgegengestellt. Er besorgt auch mit Reuß und Cunitz die Riesenausgabe sämmtlicher Werke Calvins.

Professor Karl Schmidt bildet den Uebergang zu den jüngeren Lehrern. Seine Geschichte der Secte der Catharrer, seine gründliche und quellenreiche Monographie über das Stift von St. Thomä, eine in Paris gekrönte Preisschrift über die Umwandlung der römischen Gesellschaft durch das Christenthum, sichert seinen Arbeiten eine ehrenhafte Stelle in ernsten Bücherschränken.

Als Willm das Zeitliche gesegnet,. wurde er auf

dem Lehrstuhl der Philosophie zu St. Thomä durch Christian Bartholmeß ersetzt. — Eine eigene, liebenswürdige Persönlichkeit! Als er den Ruf nach Straßburg annahm (1853—56), war er schon in Paris eine anerkannte akademische Notabilität. Seine Biographie Giordano Bruno's, seine gründliche und doch anmuthige Geschichte der Berliner Akademie hatte seinen Namen nach Italien und Deutschland getragen; er schrieb ein reines, etwas mühsam errungenes Französisch. Dem Rufe, der ihm vorangegangen, entsprach seine Befähigung als Lehrer. — Nach seinem in Nürnberg auf einer Badereise plötzlich erfolgten Hinscheiden ersetzte ihn ein damals noch jugendlicher Pariser Gelehrter und Schriftsteller, Karl Waddington, ein Verwandter Bunsens. Auch er war schon vor seiner Ankunft als ausgezeichneter Lehrer an einem der Lyceen der Hauptstadt, als bevorzugter Schüler Cousins und Verfasser einer Biographie des Ramus bekannt. — Seine „Logik" ist nach Bunsens Ausspruch eines der gründlichsten, feinsten Werke über diesen Theil der philosophischen Wissenschaft. Das Andenken an Bartholmeß erschwerte vielleicht die ersten Schritte Waddingtons auf hiesigem Boden; aber auch ihm brachte seine schöne Rednergabe und sein gemüthvolles Wesen bald einen reichlichen Gewinn, ich meine die Zuneigung seiner Schüler. Seine Rückkehr nach Paris war für das protestantische Seminar ein empfindlicher Verlust. — Colani, der gefeierte französische Kanzelredner an der St. Nicolaikirche, beschränkte sich in den vorletzten Jahren auf den Zuhörerkreis der theologischen Fakultät. Diesen Abschied von dem Predigeramte habe ich

mir nie ganz erklärt. War es physische Ermüdung? War es die Furcht, nicht lange mehr als Redner sich auf gleicher Höhe zu erhalten? War es eine tiefe, innere Erschütterung seiner religiösen Grundsätze? In das Gewissen eines Fremden sich einen Einblick zu erlauben, ist kaum gestattet; ich bescheide mich mit Vielen den Rücktritt des Gründers der theologischen Revue zu beklagen. Leicht möglich, daß Colani bei gegenwärtiger Umwälzung, wie schon früher Eduard Scherer, in einer rein literarischen Beschäftigung aufgehen wird.

An der Spitze der literarischen Fakultät stand gleich bei deren Gründung, als Dekan und europäische Celebrität, der Hellenist Johannes Schweighäuser mit seinem Sohne Gottfried als zeitweiligem Stellvertreter. Der Vater, schon halb erblindet, erklärte die griechischen Schriftsteller, indem er in die kleinsten philologischen Spitzfindigkeiten einging; der Sohn erwies sich mehr als Literator. Ihre gehaltreichen Vorlesungen waren einzig und allein von den Zöglingen des protestantischen Seminars besucht. — Arnold, der von Coblenz herübersiedelte, docirte eine Zeitlang Geschichte. Lateinische und französische Literatur, nebst Philosophie, waren einigen ausschließlich französisch gebildeten Professoren übergeben; Philosophie erschien in lateinischem, scholastischem Gewande.

Mit Bautain's Ankunft (1817) nahm das philosophische Studium einen für Straßburg fabelhaften Aufschwung. Der weite Hörsal wurde für die herbeiströmenden deutschen und französischen Zuhörer zu enge. Rhetorische, glänzende Gewandtheit, freisinnige Ge-

danken, theilweise Bekanntschaft mit den Leistungen der deutschen Denker, bezeichneten die ersten Schritte dieses Professorats; allein im zweiten Decennium ging Bautain zur strengen katholischen Richtung über und stiftete eine Pflanzschule junger Seminaristen und Kanzelredner. Was ihm an Zuneigung der liberalen Partei abging, ersetzte reichlich der Zufluß aus dem Lager der Ultramontanen. Bautain's zwanzigjähriges Wirken in Straßburg läßt sich jetzt noch im Entwicklungsgange mancher hiesigen Adepten nachweisen, und zwar weniger durch den Einfluß seiner etwas trockenen philosophischen Schriften, als durch den Eindruck seiner persönlichen Erscheinung und Suada.

Lange Jahre, neben Bautain und nach seiner Abreise, war der Lehrstuhl der Geschichte durch Karl Cuvier besetzt. Ein ächt evangelisches Gemüth! — Cuvier trug seine religiösen Ueberzeugungen auf seine Fachstudien über; das war nicht der Weg, ein zahlreiches Auditorium zu gewinnen, aber daß er in manchen Schüler den Samen einer hohen Denkungsart pflanzte, ist ebenso gewiß. Vor etwa zehn Jahren, am Ende seiner officiellen Laufbahn, legte er den Gesammtgewinn seiner Studien in einem bis jetzt drei Bände umfassenden Werke nieder, in einer religiösen Philosophie der Geschichte, worin die Hauptresultate der Wissenschaft, leider in etwas ermüdender Kürze, zusammengedrängt sind.*)

Mit den Vorgenannten beinahe zu gleicher Zeit wirkend, erwies sich Delcasso besonders als lateinischer

*) Cours d'études historiques.

und französischer Literator seiner Aufgabe und seinem Amte gewachsen. Sein Vortrag war ein Musterbild gallischer Eleganz. Er selber ist ein gewandter Versificator*); jedesmal wenn er lateinische Dichter commentirte, ließ er sich's angelegen sein, fragmentarische, treffliche Uebersetzungen mit in den Kauf zu geben.

Colin docirte griechische Literatur; ihm, dem Uebersetzer Pindars, fehlte es nicht an originellen Ansichten und Wendungen; nur ging er in allzu launenhaften Sprüngen zu Werke. Sein junger Zuhörerkreis sah ungern seinen Rücktritt (1859).

François Génin, der geistreiche, von Witz und „Malice" übersprudelnde Uebersetzer des Rolandliedes, versah während vier Jahren seine Stelle als Professor der französischen Literatur (1838—1842) und siedelte dann — mit Beibehaltung seines nominellen Amtes, — nach Paris, wo er das Studium der altfranzösischen Sprache besonders durch seine rücksichtslose Polemik auf neue Bahnen lenkte, und durch die Herausgabe der Briefe der Margaretha von Valois, der Schwester Franz des Ersten, sich als scharfsinniger Kritiker einen Namen machte. Durch sein Wörterbuch der „Sprache Molière's" bekundete er seine genaue Bekanntschaft mit der klassischen französischen Literatur. Vor deutscher Gelehrsamkeit hatte Génin ungeheuchelten Respekt.

Den Katheder Génin's bestieg während drei Jahren St. René-Taillandier, und nach ihm Edmond Arnould. Beiden gereichte Deutschlands Nachbar-

---

*) Siehe die Straßburger Zeitung Nr. 91 vom Jahr 1871.

schaft zu Heil und Segen. St. René-Taillandier ging von hier aus nach Montpellier, blieb aber, an Spaniens Grenze, dem Studium der deutschen modernen Literatur ergeben. Arnould kam nach Poitiers und von dort an die Sorbonne. In Straßburg geberdete er sich als Verächter des deutschen Theaters. Schiller war für ihn ein lyrischer Declamator. Später ward er vom heiligen Geist erleuchtet und verdankte seinen Vorlesungen über Schiller seine besten Erfolge in Paris. Er ist leider vor dem Eintritt in's Greisenalter mit Tode abgegangen.

Unter den jüngeren, in den letzten Decennien hervorstechendsten Lehrern der hiesigen literarischen Fakultät steht obenan Paul Janet als Professor der Philosophie. Vertreter der spiritualistischen Schule, dem Studium der deutschen Philosophie zugethan, mit all' den Eigenschaften des französischen Rhetorikers ausgestattet, war Janet ganz geeignet, einen großen Einfluß auszuüben; er scheiterte hier an der Lauheit, die damals (1848—56) die hiesige akademische Jugend charakterisirte. Im Jahre 1855 indeß fand Janet vor einem gemischten Publikum in den Sälen des Rathhauses eine unbestritten günstige Aufnahme; er sprach über „die Familie". Die Vorlesung erschien im Druck und wurde überall wohl aufgenommen. In Paris schwang sich Janet seitdem hoch und höher hinauf; seine Aufsätze in der «Revue des Deux-mondes» eroberten einen großen Leserkreis.*)

Im letzten Decennium finden wir Fustel de Coulanges, den Professor der Geschichte, vor einem zahl-

*) Er ist Mitglied des Instituts.

reichen Auditorium. Die Ursache des allgemeinen Beifalls, den er während mehrerer Jahre reichlich erntete, liegt auf der Hand. Tief eingehende Sachkenntniß, einfacher, krystallreiner Fluß des Vortrags, gut gewählte, treu eingehaltene Programme, mußten in geometrischer Progression bis zu seiner Berufung nach Paris seinen Einfluß steigern. Ich sage gutgewählte Gegegenstände; hierin bewies er sich auf dem schwierigen Boden von Straßburg sehr taktvoll. Mochte er nun in der alten oder neuen Geschichte seine Vorlagen suchen, immer umging er die Klippen und steuerte, durch die Stimmung seiner Zuhörer wie von einem günstigen Winde vorwärts getrieben, grad'aus auf sein Ziel. Bei den Einen streute er die Saat von neuen Ideen, bei den andern weckte er die illusorische Ueberzeugung, sie seien seinen gehaltreichen Vorträgen gewachsen. Sein Werk über den antiken Staat*) ist auch in Deutschland bemerkt und gepriesen worden.

Ich darf es nicht unterlassen, den Dekan der literarischen Fakultät, Herrn Bergmann, zu nennen, der schon zweiunddreißig Jahre als Professor der „fremden Literatur" hier angestellt ist. Schon vorher hatte sich Bergmann als Kenner der isländischen Literatur und Mythologie bekannt gemacht. Unterdessen dehnte er seine Studien in vergleichender Philologie viel weiter aus, docirte nebenher Sanskrit, und in einer ganzen Reihe von Monographien über den Ursprung mehrerer Völker erging er sich im Reiche der antehistorischen bestrittenen Hypothesen. Auch auf Erklärung des enigmatischen Gedichtes von Dante hat er viel Mühe ver-

*) De la Cité antique.

wandt und seinen Scharfsinn an der Darwin'schen Theorie geübt. Für die Entwickelung des Menschen aus einem untergegangenen, verschwundenen Affengeschlechte tritt er in die Schranken. Somit läßt sich die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit Herrn Bergmann's nicht in Abrede stellen. Forschungen der Art, auch wenn sie auf keine erwiesenen oder erheblichen Resultate hinauslaufen, sind immerhin bemerkenswerth.

Von Straßburg und unserer Faculté des lettres ist der Hellenist Herr Weil ausgegangen. — Hier lebt, als Professor der Geschichte am Seminar, im Stillen der grundgelehrte, modeste Orientalist Herr August Stahl, der ehedem als Secretär der orientalischen Gesellschaft in Paris mit den besten Gelehrten dieses Faches in freundlichem Verhältnisse stand. — Unter dem jüngeren philologischen Nachwuchs machten sich hier die Herren Reußner und Heitz bemerkbar; letzter durch seine Ausgabe der Fragmente des Aristoteles in Deutschland hochgeschätzt und vor Kurzem zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

Die „Fakultät der Wissenschaften" hatte besonders in den letzten Decennien weithin bekannte Lehrer aufzuweisen. Gleich in der Zeit ihrer Gründung siedelte Kramp von Coblenz hierher; als Verfasser einer Krystallographie und Geschichte der Aerostatik war er in Deutschland gut angeschrieben; als französischer Professor empfahl er sich durch seine Lehrbücher der Arithmetik und der Geometrie; hier docirte er höhere Mathematik. — Herrenschneider, Professor der mathematischen Physik, setzte während vierzig Jahren (1801

bis 1840) seine meteorologischen Betrachtungen fort, von einem Zeitpunkte ausgehend, wo solches Bemühen seltener anzutreffen. — Hier lehrte Duvernoy, des großen Cuviers Freund, vergleichende Anatomie (1827 bis 1838); hier begann der Autodidact Persoz seine Laufbahn (1835—49) und schrieb sein umfangreiches Werk über die industrielle Chemie; während mehreren Jahren hatte der einheimische, allzufrüh verstorbene Chemiker Gerhard denselben Lehrstuhl inne*). — Der Professor der Physik, Bertin, verfaßte ebenfalls in Straßburg, ehe er nach Paris gerufen wurde, seine physikalischen und meteorologischen Aufsätze. — Sarruz, der vielseitig gebildete Professor der „Reinen Mathematik", schrieb hier seine im Jahre 1843 gekrönte Preisschrift.

Doch auf zwei Lehrer an dieser Fakultät möchte ich ganz besonders die Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken, auf Daubrée und Schimper, denn beide widmeten die besten Jahre ihres Lebens dem Lehrstuhle in Straßburg. Daubrée, in Metz gebürtig, kam vor vierundzwanzig Jahren als blutjunger Professor der Mineralogie und Geologie hierher; verfaßte, zum Theil auf die Vorarbeiten des Ingenieurs Voltz sich stützend, die treffliche geologische Karte des Unter-Elsasses, mit erschöpfendem Texte in seiner Beschreibung der geologischen und mineralogischen Beschaffenheit unserer Provinz, erweiterte seine früherworbenen Kenntnisse durch eine Reise nach Schweden und Norwegen, und bethätigte seine Beobachtungsgabe in zahlreichen Mono-

*) Der Chemiker Pasteur, Mitglied des Instituts, versah ebenfalls eine Zeit lang diese Lehrerstelle in Straßburg.

graphien. Er wurde nach zwanzigjährigem Wirken von hier nach Paris berufen, wo er in dreifacher Eigenschaft, als Mitglied des Instituts, als Professor am Pflanzengarten und der École des mines, seine Thätigkeit fortsetzt. An der Spitze zahlreicher Schüler jeden Alters und Standes bereist er jährlich im hohen Sommer immer irgend einen Bergdistrikt von Frankreich.

Schimper, der Vetter des gleichnamigen abyssinischen Naturforschers und des ohnlängst in Schwetzingen verstorbenen originellen Naturalisten und Schriftstellers, fesselte hier als Lehrer der Geologie einen zahlreichen gemischten Zuhörerkreis; doch bevor ihm dies schöne Loos beschieden war, erwarb er sich die Erkenntlichkeit der akademischen und der städtischen Behörde durch die Pflege, die er dem naturhistorischen Museum angedeihen ließ, denn Schimper ist in allen Zweigen des Naturreiches zu Hause, steht mit den ersten Fachmännern Europa's in Verbindung und verwerthet diese Verhältnisse zum Besten hiesiger Prachtsammlung. Als Botaniker hat Schimper durch sein beträchtliches Werk (sechs Bände) über die Moosarten von Europa schon vor Jahren (1836—51) in Collaboration mit Bruch und Gümbel einen Namen erworben. Ueber die erratischen Blöcke stellte er in Norwegen und in den Gebirgen des südlichen Spaniens Beobachtungen an; in letzter Zeit (1869—70) hat er durch sein paläontolisches Werk seinen bisherigen Studien die Krone aufgesetzt.*)

Es sei mir vergönnt, dem Andenken des ohnlängst

*) Flore du monde primitif dans ses rapports avec la flore actuelle.

verstorbenen Professors der Zoologie, Herrn Lereboullet, eine Zeile zu widmen. Zahlreiche Monographien haben seinen ehrenwerthen Namen nach Paris getragen. Er hat sich auch als beredter, überzeugter Vertheidiger des einheitlichen Ursprungs des Menschengeschlechts bewährt. Auf das gebildete gemischte Publikum übte er eine wohlthätige Anziehungskraft.

Schreiber dieser Zeilen muß sich ganz incompetent erklären, dem Verdienste der Mehrzahl der Professoren an dieser Fakultät, absonderlich im Gebiete der höheren Mathematik gerecht zu werden.*)

Die Rechtsfakultät ist wohl der Zweig der Akademie, der am wenigsten Blätter und Blüthen gebracht. In der ersten Zeit ihres Bestehens hatte sie keine Illustrationen vorzulegen. — Der Verfasser des „Pfingstmontag" las über römisches Recht nach seinem auf Heineccius fußenden Handbuch; sein Cursus war Mittelgut. — Einer der französischen Professoren stand auf Null; ein anderer ersetzte die tiefere Wissenschaft durch intolerante Polemik. Später jedoch treffen wir unter den Lehrern die Herren Aubry und Rau, die intelligenten, fleißigen Uebersetzer des umfangreichen Werke von Zachariä über das französische Civilrecht. — Rauter, als denkender, scharfsinniger Jurist, über Criminalrecht bekannt, war als Lehrer nicht anziehend. Auch Schützenberger, Professor des administrativen Rechts, stand nicht auf der Höhe seiner praktischen Leistungen als Maire, Deputirter und Agronom.

---

*) Ich erinnere hier nur an den verstorbenen Finck, an Herrn Bach &c. &c.

Unter den jüngeren Kräften fanden sich ausgezeichnete Lehrer. So docirte in letzter Zeit Hr. Lederlin römisches Recht. Mit deutscher Wissenschaft befrachtet, hat er das erworbene Gut wohl verwerthet.

Auf jeden Fall war für alle Professoren der Rechtsfakultät die geringe Zahl der Schüler entmuthigend. —

Was nun die medicinische Fakultät anbelangt, glaubt Schreiber dieser Zeilen sich jeder Uebersicht enthalten zu müssen. Er könnte zum Theil nur auszugsweise mittheilen, was die Herren Professoren Tourdes und Stoeber im zweiten Bande der „Beschreibung des Niederrheins“ ausführlich uud als competente Berichterstatter der Oeffentlichkeit übergaben. Der gehaltreiche Stoff läßt sich nicht in wenige Zeilen zusammendrängen. Mit dem größeren Publikum weiß er, daß zu jeder Zeit diese Fakultät berühmte und hochgeschätzte Lehrer auf ihre Katheder berief und daß besonders in den letzten Decennien einige derselben, besonders im anatomischen und chirurgischen Fache, zu europäischen Celebritäten sich emporgeschwungen —

In letzter Zeit war die Zahl der Schüler mit der Stiftung einer Unterrichtsanstalt und eines Pensionats für die künftigen Chirurgen und Doctoren der Armee*) bedeutend gewachsen. Durch das Schließen dieser Anstalt dürfte sich voraussichtlich bei der Eröffnung einer deutschen Universität vorerst ein nicht geringer Abfall herausstellen**); doch läßt sich ebenso hoffen, daß mit Herbeiziehung neuer Lehrkräfte, mit den großartigen anatomischen Sammlungen und der Coexistenz mili-

*) École impériale de santé militaire.

**) Geschrieben im August 1871.

tärischer und bürgerlicher Heilanstalten auch die medizinische Fakultät sich anf einem ausgezeichneten Standpunkte halten und in neuem Glanze sich entfalten wird.*)

*) Der zunächfolgende Aufsatz über die «Gazette médicale de Strasbourg» war zum Theil bestimmt, die hiesigen medicinischen Celebritäten vorzuführen.

Die „Gazette médicale“ von Straßburg.

Eigentlich sollte ein Laie sich nicht erlauben, über medicinische Leistungen Bericht zu erstatten; aber da hier keineswegs von der Analyse und dem relativen Werthe in dieses Fach einschlagender Produktionen zu sprechen, sondern einzig und allein von der Thätigkeit der hiesigen Doctoren und Chirurgen ein Zeugniß abzulegen, so darf auch ein Unberufener das Amt eines einfachen Referenten versehen. In dem dreißigjährigen Bestehen der medicinischen Zeitschrift von Straßburg liegt allein schon der triftigste Beweis, daß in hiesiger Stadt die Heilkunde einen nicht geringen Theil des intellectuellen und praktischen Lebens ausfüllt, daß Lehrer und Schüler Aesculaps — man verzeihe mir den veralteten mythologischen Ausdruck — in genügender Zahl vorhanden; denn wie ließe sich sonst der Umstand einer speciellen, unabhängigen Monats- und Wochenschrift erklären, die auf einem dem größeren Publikum versperrten Terrain ihr Dasein behauptet? —

Es ist, wie gesagt, gerade ein dreifaches Decennium verflossen, seitdem die Straßburger medicinische Zeitung, von den Professoren und Doctoren Ehrmann, Coze,

Stoeber, Stoltz, Forget, Oberlin, Theodor Boeckel gegründet, unter der intelligten Redaction des Dr. Eissen, aller äußeren Ereignisse unbeschadet, einen beträchtlichen Kreis von Lesern auch in dem nicht medicinischen Publikum zu erobern wußte. Unter den mitwirkenden Collaboratoren zählte sie gleich zu allem Anfang die Mehrzahl der Fakultätsprofessoren, die Mitglieder des naturwissenschaftlichen Gesellschaft und der praktischen Aerzte im Bezirk der Stadt und der Provinz Elsaß. In ihrem Titel lag schon ihr Zweck angedeutet: die Anzeige der merkwürdigsten localen Vorkommnisse im Bereiche der medicinischen und chirurgischen Wissenschaft und Praxis, beiläufig aber auch die Analyse ausländischer Fachwerke und Zeitschriften, eine nach Bedürfniß und Gelegenheit ausgedehnte Correspondenz, die Beachtung der Werke auswärtiger Akademien, und, als leichtere Zugabe, ein für den Laien zugängliches Feuilleton, mit Besprechung allgemein faßlicher Fragen über öffentliche Gesundheitspflege und gerichtliche Arzneikunde.

Dieses Programm wurde eingehalten, regelmäßig, gewissenhaft, und nunmehr bildet die «Gazette médicale» eine Sammlung von 30 mäßigen Quartbänden, ein weites Repositorium der in bewußtes Fach einschlagenden Werke und Ereignisse, zuvörderst auf vaterländisch-provinziellem Grund und Boden, sodann im angrenzenden Deutschland, hin und wieder auch in Paris. Selbstverständlich wird über die Verhandlungen der hiesigen und der oberrheinischen medicinischen Gesellschaft referirt; die localen merkwürdigen Krankheitserscheinungen werden besprochen; die Meteorologie bildet ein stehendes Capitel. Bisweilen versetzen historische

Excurse in die ehemaligen mittelalterlichen Sanitäts=zustände des heimathlichen Straßburgs. Solche Aus=flüge sind dann ganz besonders für das größere Pu=blikum empfehlenswerth; denn so unwissend dieses auch den intimeren Verhältnissen der Fakultät gegenüber sein mag, so wenig es von anatomischen Einzelnheiten ver=steht und sich wohl gar von solcher Auseinandersetzung mit Widerwillen, wie von einen Leichenfelde, abwendet, — so anziehend und fesselnd ist dagegen für jeden Gebildeten die äußere Parallele zwischen der heutigen und der ehemaligen Sanitätspolizei, dem jetzigen und dem ehemaligen Heilverfahren; denn es handelt sich da um allgemein verständliche Facten und der Jetztlebende hat dabei die leicht erkaufte Befriedigung, einer „im Fortschritt lebenden Gesellschaft“ anzugehören.

Gleich zu allem Anfang hatte die neugestiftete Zeitung über einen damals unerhörten, ergreifenden Vorfall zu berichten. Eine ganze zahlreiche Familie war in ihrer Wohnung, in ihren Betten, durch die unmerkliche Entladung einer Gasröhre erstickt. Pro=fessor Gabriel Tourdes beschrieb in einer klaren Ab=handlung Ursache und Wirkung des bedauernswürdigen Unheils. — Epidemische und endemische Krankheiten, wie z. B. der Typhus, die Meningitis, gaben Anlaß zu ausgedehnten Excursen auf dieses unerfreuliche Ge=biet. Da finden wir die Namen des damals noch jugendlichen Schützenberger, des älteren begabten Forget, und zweier verdienstlicher Land=Doctoren, Mistler und Tauflieb. Die Irrenanstalt von Stephansfeld, die gerade damals unter dem Director David Richard und dem Arzte Julius Roederer einen unerwarteten Auf=

schwung nahm, wurde von beiden Beamten in den Kreis der Mittheilungen des medicinischen Journals herbeigezogen. Der unvergeßliche Richard legte in seinem ersten Berichte Proben ab von dem psychologischen Forschungstriebe und besonders von dem liebenden Gemüthe, das seinem Wirken in Stephansfeld zum Segen gerieth und das bis dahin vernachlässigte Institut in den ersten Rang erhob. — In gefahrvollen, ja verzweifelten chirurgischen Operationen legte schon damals Sedillot eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit nn den Tag, und beschrieb mit ächt französischer Klarheit sein Verfahren. Auch Professor Stoltz stand schon als gewiegter und beliebter Entbindungsarzt in erster Reihe, und legte, wie sein ebengenannter College vor competenten Richtern belehrende Rechenschaft ab in anormalen Fällen. Schreiber dieser Zeilen enthält sich nicht diesen Umstand zu betonen, daß wir schon vor dreißig Jahren, also vor länger als einer gewöhnlichen Generation, im hiesigen Weichbild und im Lande fast dieselben Namen treffen, die sich bis in letzter Zeit nicht den Rang ablaufen ließen und gleichen Schritt hielten mit der voranschreitenden Wissenschaft. Der jüngst abgeschiedene Victor Stoeber bewährte sich ebenfalls schon zu jener Zeit als Oculist, theoretisch und praktisch, und sein Name verbreitete sich nicht nur in der Stadt; er wurde von ferne her aufgesucht. — Specielle Beobachtungen in den Gefängnissen und in der Tabaksmanufactur werden von den betreffenden ärztlichen Beamten, Marschall und Ruef, in die Umrahmung der medicinischen Zeitschrift eingefügt. — Philosophische Excurse über die Einheit des Menschenge-

schlechts kamen aus der eleganten Feder von Lereboullet, und Dr. Eissen lenkte die Aufmerksamkeit der Leser auf die Leistungen des Pariser Arztes Cerise, welcher die Nervenkrankheiten in ihrer mysteriösen Verschwisterung mit der heutigen öffentlichen und häuslichen Erziehungsweise beleuchtet.

Nun ist zu bemerken, daß bei der Anhäufung des Stoffes schon in den ersten Jahren dieser Zeitschrift ich beinahe auf's Gerathewohl in den ungeheuren Vorrath eingreifen muß und mich auf die Anzeige einiger Namen und Arbeiten beschränke. Selbst auf diese summarische Weise mich fortbewegend, müßte ich, um zur Schwelle der Jetztzeit zu gelangen, diese Angaben wenigstens auf das Fünffache ausdehnen. Meine gutwilligen Leser wissen also zum Voraus, daß manche verdienstvolle Arbeit nicht einmal genannt werden kann, wenn der Referent diese Besprechung nicht in einen bibliographischen Katalog umwandeln will.

Fast mit jedem Jahre schwillt überdies der Inhalt dieser medicinischen Blätter. Es hängt dies mit einem Umstande zusammen, der sich auf dem Gebiete der gesammten Journalitik wiederholt. Sobald sich der Kern eines neuen Blattes gebildet und festgesetzt, schließen sich die betreffenden dahin einschlagenden Spalten wie Krystallisationen an diesen ersten Ausgangspunkt. Es ereignete sich im Gebiete der Medicin a. 1850 oder 1860 nicht viel mehr und nicht viel weniger, als zehn Jahre später; aber die «Gazette médicale» hat einen größeren Lesecirkel errungen und mithin drängen sich auch mehr Redactoren herbei.

. . . Im Jahre 1847 kam die Etherisation und die Einschläferung durch Chlor bei gefährlichen und schmerzvollen Operationen in Gang. Mehrere lehrreiche Beiträge von Sedillot, Tourdes und Stoltz finden sich darüber vor. Der erstgenannte berichtet auch aus eigener Beobachtung über die Ausübung der Medicin in Militärhospitälern und Feldlazarethen. — Prof. Ehrmann, der gelehrte Anatom, giebt eine Statistik über die öffentliche Entbindungsanstalt im Departement Niederrhein. — Mehr als in früheren Jahren wird über die Arbeiten der beiden medicinischen Gesellschaften im Ober- und Unter-Elsaß berichtet und längere Auszüge aus den Verhandlungen durch Stoeber, Tourdes und Weber geliefert. Regelmäßige Berichte über die Behandlung der Kranken in den Kliniken, welche der medicinischen Gesellschaft zugewiesen sind, werden eingereicht bald von dem einen, bald von dem anderen Professor. Die Specialität der Kinderkrankheiten fällt Herrn G. Tourdes anheim. — Schimper theilt pharmaceutische Nachrichten von seinem Vetter, dem gleichnamigen in Abyssinien ansässigen Naturforscher mit.

Im revolutionären 1848er Jahre fing die «Gazette médicale» Feuer; sie schien an eine gründliche Erneuerung der gesellschaftlichen Zustände zu glauben und genoß schon den Einblick wo nicht auf ein goldenes, doch auf ein silbernes Zeitalter. Der Chefredacteur sollte in eigener Person bald eines Besseren belehrt werden, denn obgleich er selbst erwähnt, daß einige seiner Pariser Collegen an der Spitze der republikanischen Regierung standen, es konnten die utopischen

Reformen doch nicht in die Wirklichkeit übergehen, weil eben die Wirklichkeit ein widerstrebender Stoff ist und die menschlichen Leidenschaften überall hemmend und störend eintreten, und sich sogar durch gewaltsame Niederhaltung nur eine Zeitweile zurückdrängen lassen. Genug, die «Gazette médicale» machte im Jahre 1849 eine nicht ganz unbegründete Opposition gegen ministerielle Maßregeln, die öffentliche Gesundheitspflege betreffend, und da bald darauf im Elsaß eine Cholera-epidemie ausbrach, hatte sie vollauf mit den täglichen Erfordernissen zu thun, ohne sich mit weit hinausreichenden Projecten zu befassen. Sie begnügte sich fortan mit den bestehenden oder neueingeführten Maßregeln. Wenig Jahre nachher wurde ihrem Hauptredacteur eine wahre Befriedigung zu Theil; er konnte nämlich seinen Lesern verkünden, daß die im Niederrhein seit 1810 in's Leben getretenen Institute für öffentliche Gesundheitspflege jetzt in Paris und in Algerien von der Regierung decretirt worden. In der That hatte hier schon vor 40 Jahren der vielverdiente Präfect Lézay-Marnésia die Kantonsärzte und die unentgeltliche Krankenpflege der Armen in die tägliche Praxis eingeführt.

Unter den jüngeren Mitarbeitern der «Gazette médicale» treffen wir in dieser Zeit den Professor Michel aus der Freigrafschaft, der eine Geschichte der Chirurgie in Straßburg in die Blätter unserer Zeitschrift einrückte, und den Professor Küß, der sich über dieselbe Krankheit vernehmen ließ, an welcher der edelmüthige Mann in Erfüllung seiner Bürgerpflicht, sechszehn Jahre später, zu Bordeaux, zu Grunde gehen

sollte. — Ueber die Krankheiten des Herzens schrieb der alternde Forget, und über die hiesige Cholera-Epidemie der thätige Tourdes; seine medicinischen Ausflüge auf deutsche Universitäten erzählte in anziehender Briefform Professor Stoeber. — Auch sehen wir, wie jüngere Namen sich Bahn brechen: Eugen Boeckel, Koeberlé, die bald zu bedeutendem Ansehen in der Chirurgie gelangten. Hat doch letzterer die poetische Ader eines französischen Episteldichters in Gang gebracht. Herr Delcasso feierte in Alexandrinern die von Koeberlé gepflegte Ovariotomie und zauberte das rothe Bändchen in das Knopfloch des gepriesenen Operateurs. Derselbe Panegyrist richtete an Hrn. Sedillot eine poetische Epistel, worin er den philosophischen Geist des berühmten Chirurgen feiert und mit ihm in eleganten Versen über das Studium des Aristotelischen Systems sich unterhält. Hier aber glaube ich eine Verwahrung einlegen zu dürfen; denn so wenig die geniale Capacität des Operateurs Sedillot bezweifelt werden kann, so scheint uns doch seine Gründlichkeit als Denker und seine Religiosität als Gegner des Materialismus keineswegs erwiesen, obgleich er von dem päpstlichen Hofe mit einem hohen Orden für seine Rechtgläubigkeit beehrt worden.

In den Nummern des vorletzten Decenniums, welches die Zeitung durchlebt, findet sich eine Abhandlung vor, worin Professor Michel den Einfluß der medicinischen gelehrten Vereine auf Wissenschaft und Praxis schildert. — Ueber den allgemeinen Sanitätszustand des Departements Niederrhein referirt Prof. Tourdes, und derselbe, mit Schützenberger, befürwortet

das Project von ausgedehnten Neubauten für die medicinische Fakultät. Bekanntlich wurde dasselbe auch ausgeführt und einem schon lange unerträglichen Zustande ein Ende gemacht. — Ueber die Arbeiten der höheren pharmaceutischen Schule referirt regelmäßig der Vorstand, Hr. Prof. Oppermann, und Prof. Stoltz gründet eine specielle Gesellschaft für Entbindungskunde und Pflege der neugebornen Kinder. Diese mit wenig Mitgliedern begonnene Stiftung schlug in den von Stoltz mit Vorliebe gepflegten Theil der praktischen Medicin.

Die Versorgung von Straßburg mit frischem Quell- und Flußwasser war von lange her eine der Hauptangelegenheiten und Besorgnisse der Municipalverwaltung. Wenig größere Städte sind in dieser Hinsicht so schlecht bestellt als Straßburg. Die Anregung dieses in die Sanitätspflege einschlagenden Gegenstandes beschäftigte natürlich die medicinische Gesellschaft; die Herren Tourdes und Stoeber insbesondere statteten gründlichen Bericht ab über die Eigenschaften und die chemischen Bestandtheile der verschiedenen Brunnenwasser in Straßburg. Sie hatten sich zu diesem Zweck den wohlbekannten Pharmaceuten des Bürgerhospitals, den Chemiker Hepp, zugesellt; ihre gemeinsame Arbeit ist meisterhaft, eine Zierde der von uns gegenwärtig besprochenen Sammlung.

Im Sanitätsrathe des Departements wurden fortwährend die mannigfachsten Gegenstände behandelt, und die Sorge der Mitglieder ward oft von Gegenständen in Anspruch genommen, welche dem Laien keiner erheblichen Aufmerksamkeit werth scheinen dürften. So fand ich eine Berathung über die Erlaubniß, eine

Sauerkrautfabrik mit den geziemenden Vorkehrungen einzuführen. Doch auf dem Terrain der öffentlichen Gesundheitspflege kann im Grunde des Guten nie zu viel geschehen. —

Die Bibliographie führt oft in entlegene Gegenden und Gegenstände. So finde ich bei Gelegenheit eines spanischen medicinischen Werkes den Aussatz im jetzigen Spanien behandelt. Trauriger, abschreckender Gegenstand! Dahin rechne ich ebenfalls die weitläufige Monographie, mit beigefügten Illustrationen über die Entstehung und Fortbildung der Tuberkeln, von Hrn. Villemin, einem Repetitor an der Militärarzneischule d. h. an dem Institute, welches während einer Reihe von Jahren der Straßburger medicinischen Akademie jährlich mehrere hundert mitunter sehr turbulente junge Zöglinge zuführte. Nicht zu verwechseln ist dieser ebengenannte Lehrer mit Dr. Willemin, dem wohlbekannten Badearzte von Vichy, der über diese berühmten Heilbäder und die medicinische Klinik der Anstalt interessante Aufschlüsse in der «Gazette médicale» giebt.

Im Jahr 1862 ward in Straßburg die Analysis eines neuen chemischen Agents, des Ozone betrieben. Dr. Theodor Boeckel, schon lebensgefährlich an seiner Gesundheit angegriffen und in seiner praktischen Thätigkeit gehemmt, ergab sich mit leidenschaftlicher Vorliebe auf seinem Krankenlager diesem Studium. Es war der letzte Lichtblick auf seiner segensreichen Laufbahn. — Zur selben Zeit ungefähr wurde der Decan der Fakultät, Hr. Ehrmann, mit dem Titel eines Correspondenten des französischen Instituts belehnt; es war die Krönung seines langen Wirkens als Operateur,

als praktischer und theoretischer Arzt. — Unter den jungen Kräften trat mehr und mehr als Chirurg Eugen Boeckel, Sohn Theodor Boeckel's, hervor; er stellte sich durch glückliche Operationen und als jugendlicher Lehrer an die Seite Sedillot's. Auch Herrgott behauptet eine Stelle auf diesem Felde. Allein ich bemerke, daß ich gerade in den Fehler verfalle, den ich zu vermeiden am Anfang beflissen war. Ich möchte jedem gerecht werden und gerathe in eine trockene Nomenklatur.

Die neuen Zustände brachten selbstverständlich in der Existenz der «Gazette médicale» eine unvermeidliche Hemmung oder Umwandlung. Ueber die Zukunft einer analogen Stiftung mich auszusprechen, fehlt mir jede Autorität und Befähigung. Daß bei Gründung einer Universität auch ein Organ für die Bedürfnisse der medicinischen Fakultät erwünscht sein wird, liegt in der Natur der Sache. Nur steht zu wissen, wie die bis jetzt gebrauchte französische Sprache sich zu der neuen Stiftung verhalten wird und kann. Es ist eine von den vielen Lebensfragen, die in dieser Uebergangsperiode unwiderstehlich dem theilnehmenden Beobachter sich aufdrängen.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften.

(Société des sciences naturelles, de Strasbourg.)

Seit vierzig Jahren entfaltete die naturwissenschaftliche Gesellschaft von Straßburg eine merkwürdige Thätigkeit. Das reich ausgestattete Museum gab allein schon einer schönen Wirksamkeit Raum; jährlich durch Austausch, Ankauf und Gaben vergrößert, von einem besonderen Vereine mit Vorliebe gepflegt, von mehreren ausgezeichneten Naturforschern wie ein Schooßkind behandelt, genügte es vollauf den Ansprüchen der modernen Wissenschaft und war eine Hauptzierde des akademischen Straßburg. Während der Belagerung wurde die kostbare Sammlung geborgen; es ging aber doch nicht ganz ab ohne Einbuße, Beschädigung und Störung in der regelmäßigen Classification. Doch ist von Glück zu sprechen, daß nur Lücken zu ersetzen, und kein capitaler Verlust, wie bei der Bibliothek, zu beweinen war.

Die obengenannte Gesellschaft, mit naturhistori, schen mathematischen, physikalischen Gegenständen sich befassend, gab seit längerer Zeit in prachtvoll ausstaffirten Quartbänden wiederholte Proben ihres Wissens

und ihres Eifers. Nur sind die meisten Arbeiten, specifischen Inhalts, wenig geeignet für einen größeren Leserkreis; wir müssen uns demnach hier auf eine Angabe derjenigen Mémoires beschränken, die einigermaßen dem allgemeinen Interesse eines gebildeten Publikums entsprechen.

Da treffen wir fast in erster Reihe auf Herrn Professor Fée, welcher in mehreren Aufsätzen seine wissenschaftlichen Kenntnisse auf eine faßliche Weise und in elegantem Style verwerthet. Schon haben wir denselben Verfasser, auf gleichem Felde, als Mitglied der literarischen Gesellschaft getroffen. In den »Mémoires de la Société des sciences naturelles« finden sich von ihm ähnliche Gegenstände, nur eingehender, besprochen. Vor zehn Jahren schon trat er als Gegner der Darwin'schen Theorie der Entwickelung der Arten auf; zwar nicht in absprechender, diametral entgegengesetzter Weise. . . . Herr Fée erweist sich als ein Eclectiker und sucht die Mitte zu halten zwischen dem ausschließlichen System eines einzigen Urtypus und der orthodoxen Schöpfungsgeschichte. Die Zugeständnisse, die er der Beobachtungsgabe Darwin's macht, verleiten ihn nicht zum Abläugnen eines schöpferischen, unerklärlichen Urprincips. Er ist ein Freidenker im besseren Sinne des Wortes, der am Ende doch die Kniee beugt vor dem Vorhang, hinter welchem das Allerheiligste sich birgt. Vor Allem sträubt er sich gegen die directe Abstammung des Menschen von dem Affengeschlecht, und er faßt seine Ansicht zusammen in den dictatorischen Worten: „Der Affe ist durch die Beschaffenheit seiner

Füße zum Baumklettern geschaffen, wie ich durch meine Füße zum Aufrechtwandeln auf festem Grund und Boden." Er hätte getrost das Ovidische: »os homini sublime dedit« hinzufügen dürfen. — Doch kehrt sich Herr Fée ebenfalls gegen Herrn de Quatrefages und die Naturforscher derselben Schule; er macht für die Thiere Anspruch auf ein sehr bestimmtes Denkvermögen, nur nicht mit der dem Menschen ausschließlich eigenen Perfectibilität.

Ueber das Flourens'sche System, die ursprüngliche Lebensfähigkeit oder Langlebigkeit des Menschengeschlechts betreffend, hat Herr Fée auch seine individuellen Ansichten; er giebt nur bedingungs- und ausnahmsweise die mehr als hundertjährige Lebensfähigkeit zu, und betont dabei, daß die Intensität des Lebens der im 70sten Jahre verabschiedeten Individuen vollauf der lang ausgedehnten Laufbahn der versteinerten, mumienhaften Alten das Gleichgewicht halte. Ausführungen und Behauptungen der Art werden sehr geistreich von ihm entwickelt. Er läßt über diesen Gegenstand wohl wenig Zweifel bestehen: wir scheiden von dem gegen Flourens gerichteten dialectischen Artikel mit der Ueberzeugung, daß im Laufe der voranschreitenden Civilisation die mittlere Jahreszahl des Menschenalters sich zu erhöhen bestimmt ist, und wohl statt der jetzigen 37 % auf 40 und 45 % steigen dürfte; daß wir aber dagegen nie und nimmer das legendäre Alter der Patriarchen erreichen werden.

Eine besondere Beachtung verdienen in obengenannter Sammlung die physikalischen Opuskeln und Tractate

von Professor Bertin, welcher zwar in den letzten Jahren nicht mehr in Straßburg weilte, aber eine tiefgegrabene Spur seiner Wirksamkeit allhier hinterließ. Seine und seiner Mitarbeiter (Boeckel, Faller, Decheppe) meteorologischen Beobachtungen geben für das Elsaß ganz besondere, oft unerwartete Resultate. So erfahren wir z. B., daß in Straßburg im Laufe des Jahres mehr Regenwasser fällt, als auf der so nahegelegenen Rheinbrücke; daß die elsässische Rheinebene in die Region des sommerlichen Regens gehört; daß in den Vogesen, besonders wenn man der Höhe von 1000 Metres nahekommt, der winterliche Regen vorherrscht. — Der relative Wärmegrad des Rhein- und Illwassers und der Brunnen in Straßburg ist genau gemessen, und diese Beobachtungen, an mehreren Localitäten gleichmäßig registrirt, prägen sich dem Gedächtnisse des Lesers in bestimmten Zügen und Ziffern ein.

Unter den Collaboratoren des naturwissenschaftlichen Bulletins behauptet selbstverständlich Schimper eine der ersten Stellen. Schon räumlich füllen z. B. seine Abhandlungen über die „Moose" eine beträchtliche Seitenzahl in 4°. Der wissenschaftliche Werth dieser Forschung im Gebiete der Kryptogamen ist in der europäischen und transatlantischen Gelehrtenrepublik allgemein anerkannt. — In das Uebergangsterrain der Vogesen hat er sich mit Koechlin-Schlumberger getheilt, indem er sich die Paläontologie dieser Schichten vorbehielt und seinem Mitarbeiter die Geologie überließ. Illustrirte Prachtblätter heften sich an diese Arbeit und geben auch dem nichtwissenschaftlichen Leser ein klares

Bild der antediluvianischen Pflanzenwelt in den Vogesen. — Unter den vorzüglichen früheren Mitarbeitern dieser Sammlung ist der verstorbene Professor Lereboullet zu nennen, der manche seiner zoologischen Forschungen, wie Fée seine botanischen, in eleganter Einkleidung darbietet. Aber auch rein wissenschaftliche Abhandlungen von seiner Hand finden sich in dieser Memoiren-Sammlung, z. B. die weitläufige Monographie über eine Asselart in der Umgebung Straßburgs. Wir bescheiden uns mit dieser einfachen Erwähnung; ebenso müssen wir uns von den astronomisch-mathematischen Aufsätzen des Herrn Professor Bach fernhalten, aber dabei nicht vergessen, daß solche Beiträge der Straßburger wissenschaftlichen Gesellschaft einen Ehrenplatz erworben.

Auch der verstorbene Professor Sarrus, eine originelle Persönlichkeit, steuerte zu dieser Sammlung bei; so beschrieb er z. B. ein arabisches Astrolabium vom Jahre 1208, wozu er eigens die arabische Sprache erlernte.

Der berühmte Herr Marcel de Serres spendete den Straßburger Collegen in den ersten Jahren der Veröffentlichung ihrer Quartbände eine merkwürdige Arbeit über die Vertheilung der Vegetabilien und der Thierwelt auf der Erdoberfläche, und entwickelte bei dieser Gelegenheit sein System der verschiedenen Schöpfungscentren. — Hin und wieder stoßen wir auf die Namen auswärtiger Gelehrten, aber im Durchschnitt sind es doch einheimische oder hier eingebürgerte Männer der Wissenschaft, welche dem localen Unternehmen Ge-

stalt gaben und Lebensathem einhauchten. Es war dies um so mehr ein verdienstliches Werk, als in dem imperialistischen Frankreich nur den Leistungen ein langes Leben beschieden war, die sich unter das Patronat des „öffentlichen Unterrichts" begaben und im Sonnenschein der Ministerialgunst sich wärmten.

Die Ackerbau-Gesellschaft des Departements Niederrhein.

(Société des sciences, agriculture et arts.)

Im Laufe ihres mehr als siebenzigjährigen Bestehens hat die Ackerbaugesellschaft des niederrheinischen Departements ganz eigene Schicksale und Wandlungen erlebt; es lohnt der Mühe, sie in ihren Metamorphosen zu begleiten.

Ihr eigentlicher vollständiger Titel ist, wie wir oben andeuten, folgender: „Gesellschaft für Ackerbau, Wissenschaften und Künste". Woher diese etwas complicirte Benennung?

Der erste Grundstein wurde den 17. Juni 1799 gelegt; damals hieß sie: „Freiwilliger Verein für Wissenschaften und Künste in Straßburg" (Société libre des sciences et arts de Strasbourg). Den 29. Juli 1800 entstand die eigentliche Ackerbau-Gesellschaft; den 21. September 1802 vereinigten sich beide Societäten in eine einzige.

Man versetze sich einen Augenblick in die Epoche der Entstehung dieses localen Instituts; es war die Epoche der gesellschaftlichen und intellectuellen Wieder-

geburt. Nach den Stürmen der Revolution und der Anarchie des Directoriums, unter dem Schutze der Consularregierung, fühlte man in den Provinzen wie in Paris das Bedürfniß einer Einigung der Lebenskräfte; aus dem Schutte des alten sollte ein neues Gebäude sich erheben. Straßburg vor allen anderen Städten war verpflichtet, gleichen Schritt zu halten mit der organisatorischen Bewegung, die sich überall kundgab. Die ausgezeichnetsten Männer nahmen auf der Stelle Theil an dieser Verbrüderung. Kunst, Wissenschaft, Bodencultur, ausnahmsweise als Schmuck des Ganzen Literatur und Poesie, reichten sich die Hand in diesem halb akademischen, halb praktischen Kreise.

Die ersten Arbeiten der Société des sciences, agriculture et arts du Bas-Rhin erschienen zuvörderst blos in analytischer Uebersicht. Mit dem Jahre 1811 beginnt die Herausgabe eigentlicher größerer Abhandlungen. Von 1811 auf 1813 liegen drei dicke Bände vor. Von 1824 auf 1828 bildet das Journal der Gesellschaft fünf starke Bände. Es will mir scheinen, dies sei die fruchtbarste Zeit ihres Bestehens. Von dort an erscheinen in fortlaufenden Serien die Mémoires und daneben das agronomische Bulletin, eine Zeitlang in beiden Sprachen. Ueberdies wurden viele Berichte besonders ausgegeben; so bilden die „Rapports“ über die jährlichen öffentlichen Sitzungen eine specielle Sammlung. Nur in der Bibliothek des verstorbenen Sammlers, Herrn Heitz, ist, glaube ich, die Totalität dieser zusammengewürfelten, unregelmäßigen Publikationen zu treffen.

Es fragt sich nun, welchen Einfluß hat die Agriculturgesellschaft ausgeübt? und da finden wir gleich zum Anfang die systematische Aufmunterung des Hopfenbaues, eines der ergiebigsten Zweige der elsässischen Agricultur. Durch diesen Verein wurde der schwedische Klee eingeführt, die Ochsen- und Schafzucht vervollkommnet, die erste Idee zur Canalverbindung zwischen dem Rhein und der Rhone angeregt. Mit Ausschluß der Theologie zählten wohl fast alle Zweige der Wissenschaft ihre speciellen Repräsentanten in der Versammlung. Nun will ich mich keineswegs zum Panegyriker hergeben, und will gleich eingestehen, daß die Leistungen dieses encyclopädischen Vereins, wenn wir sie jetzt aus einer mehr als halbhundertjährigen Perspective betrachten, sich etwas fragmentarisch ausnehmen. Allein aus dieser planlosen Totalität taucht eine doppelte Reihenfolge von Memoiren empor, es sind die medicinischen und agronomischen Aufsätze. In letzterer Beziehung ist es die Klimatologie, die Beobachtung der Atmosphäre, welche den vorzüglichsten Rang beansprucht. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zeigt sich die Botanik am häufigsten.

Wie in der vorhergehenden übersichtlichen Besprechung einzelner alsatischer gelehrter Gesellschaften muß sich Schreiber dieser Zeilen auch hier mit flüchtiger Andeutung bescheiden. Die ersten frühesten Mitarbeiter sind schon längst mit Tode abgegangen, und für ihre bescheidenen Beiträge verlangen sie keine dithyrambische, posthume Lobeserhebung. Wir finden sie übrigens in andern Abtheilungen dieser elsässischen Zustände schon erwähnt. In den ersten Decennien begegnen wir den

Namen von Kramp, Lauth, Coze, Lobstein, Graffenauer, Herrenschneider, Fodéré; die Antiquare Golbéry und Gottfried Schweighäuser, der vielseitig gebildete Polygraph Matter, der Architect Reiner treten in diesem Verein zum ersten Mal auf mit ihren archäologischen und literarischen Leistungen.

Unter dem Bürgerkönigthum kam in die Agricultur-Gesellschaft ein eigener literarischer Geist. Damals las Herr Delcasso seine ersten poetischen Episteln vor; der freisinnige, gelehrte Génin gab in einer Abhandlung über die Atellanen den Vorgeschmack der gründlichen und geistreichen Arbeiten, die er in den folgenden Decennien auf dem Gebiete der älteren französischen Philologie an's Tageslicht zu fördern berufen war. In würdiger Weise feierte Herr Stiévenart das unvergängliche Verdienst des Hellenisten Johannes Schweighäuser.

Mit den Jahren 1842—43 betritt die Gesellschaft einen abgeschlossenen Pfad; sie beschränkt sich mehr und mehr auf agronomische Verhältnisse, auf die Behandlung von Gegenständen, die sich direct auf die Bodencultur beziehen. Die Umwandlung vollzog sich langsam, aber sie war nicht zu verkennen. Seit zehn, fünfzehn Jahren hatten sich specielle gelehrte Gesellschaften in Straßburg und im Elsaß gebildet. Die Mehrzahl der restirenden Mitgliedern des ältern Vereins stand an der Spitze von ansehnlichen Land- oder Gartenwirthschaften; andere waren entschiedene theoretische Agronomen oder praktische Chemiker. Die Umzäunung des Arbeitsgebietes war somit von selber herbeigeführt; sie war unvermeidlich; durch diese kluge Beschränkung

rettete die Gesellschaft ihr Dasein. Eine Zeitlang — und das waren für sie höchst unerquickliche Jahre — herrschten sogar in ihrem Innern persönliche Rivalitäten; manche Sitzung verlief in unfruchtbaren Erörterungen und Disputen, allein es kam auch unversehens ein neuer Geist in die verödeten Räume. Gerade in dem kritischen Jahre von 1849 auf 1850 vollzog sich diese wohlthätige Metamorphose. — Neue, arbeitsfrohe Collaboratoren hatten sich eingefunden; sociale, ökonomische Probleme wurden behandelt und erläutert. Dann legte man einen größeren Werth auf die jährliche Preisvertheilung an verdienstvolle Landwirthe, an brave Dienstleute auf Meiershöfen; die Gesellschaft gewann so an moralischem Ansehen. Die Präfecten ließen es sich angelegen sein, den allgemeinen öffentlichen Sitzungen beizuwohnen und die Denkmünzen mit aufmunternden Worten selber zu überreichen. Die abendlich an solchen Tagen abgehaltenen Bankette, mit mehr oder minder guten Weinen und Trinksprüchen, knüpften zwischen den Mitgliedern das Band einer freundlichen Confraternität. Das immer zum Spott bereite Publikum, nur an der Außenseite der Erscheinungen haftend, ersah von dem ganzen Wirkungskreise des Agriculturvereins blos diese Inscenirung, und betitelte solche mit einem ächtfranzösischen Witzworte: »la Société aux fines herbes«. Aber der Spott allein tödtet nicht, wenn die bekrittelte Organisation nicht schon den Keim des Verderbens im eignen Busen trägt.

Unter den damaligen Notabilitäten des Vereins — ich sehe auf fünfzehn oder zwanzig Jahre rückwärts — fand sich ein origineller Ober-Elsässer aus Rappolts-

weiler, Colonel Steiner. Er hat seitdem das Zeitliche gesegnet, nachdem er als thätiger, aufopferungsfähiger Landwirth in der Umgebung der Wantzenau zu ansehnlichen Ausrodungen und Anpflanzungen geschritten. Er war ein leidenschaftlicher Wiesenentwässerer und Kieselbodenverbesserer. Ich erinnere mich gar wohl aus meinen Knabenjahren, wie er vor dem Spitalthore Straßburgs einen öden Strich in fruchtbare, blühende Matten umwandelte. Wie viel Capital er darin vergraben, gestand er wohl Niemandem, hat es vielleicht selber nicht berechnet. Aber wenn eine Ausgabe der Art zur Befruchtung schlechten Bodens dient, wer wagt es, den ersten Stein aufzuheben gegen den Verschwender? . . .

Unter den intelligenten Landwirthen des Niederrheins zählte Steiner mehr als einen Genossen. Erinnern wir nur an den „Murhof" in Straßburgs nächster Umgebung, wo der verstorbene Diemer in Bearbeitung der Aecker und besonders in Stallung und Viehzucht Vorzügliches leistete; südlich von der Stadt, in der wohlbekannten Meinau, erzielte Herr Lippmann ebenfalls günstige Resultate; zwei Stunden westlich von Straßburg bewirthschaftet Herr Lemaître-Chabert einen ansehnlichen Complex von fruchtbarem Ackerboden. Auf mehreren Punkten des Departements finden sich Landgüter, die sich durch ihre Rebenpflanzungen, ihre mannigfache Bodencultur, durch ihre Viehzucht auszeichnen. Ein Hauptbeförderer intelligenter Neuerungen auf diesem Gebiete war der ohnlängst verstorbene Schattenmann in Buchsweiler. Solchem Streben, solchen befähigten, großmüthig verschwenderischen Mit-

gliedern ließ die Agriculturgesellschaft immer durch eingehende Berichte volle Gerechtigkeit widerfahren; diese Anerkennung war eine mehr als Denkmünzen oder klingendes Gold gesuchte Prämie.

Auch auf theoretischem Gebiete suchte sie stets einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auszuüben. Die Preisfragen, die sie ausschrieb, zogen immer mehrfache Beantwortung, mitunter sehr gediegene Memoiren herbei. So hatte sie von 1856 auf 1857 eine Abhandlung über die Nachtheile der allzugroßen Zersplitterung des Grundeigenthums im Elsaß verlangt und nach Mitteln geforscht, diesem Mißbrauch des Eigenthumsrechts einen Riegel vorzuschieben. Ausgedehnte Arbeiten wurden eingereicht und der Vorstand des Departemental-Archivs mit einer Analyse dieser Manuscripte beauftragt. Zu einer völligen Lösung des schwierigen Problems kam es voraussichtlich nicht; doch unter den vorgeschlagenen Heilmitteln war manches annehmbare, und wurde später vom Präfecten Migneret in einer erschöpfenden Zuschrift an den Minister des Ackerbaues und des Handels benützt. Die deutschen gründlichen Untersuchungen über dieselben Verhältnisse, zum Beispiel im Großherzogthum Hessen, wurden dabei gebührend berücksichtigt.

Auf die Pflanzung von Maulbeerbäumen und die Zucht der Seidenwürmer richtete die Gesellschaft stets ihr Augenmerk; an schriftlicher und mündlicher Unterweisung, an directer und indirecter Ermunterung ließ sie's nicht fehlen und erlangte eine Zeitlang nicht unerhebliche Resultate. Doch will uns scheinen, unser Klima eigne sich kaum zu so delicatem Unternehmen,

welches schon in milderen Himmelsstrichen vielfacher Störung ausgesetzt bleibt und der Mühewaltung des Züchters keineswegs mit hinreichendem Lohne begegnet. Anders verhält es sich mit der Bienenzucht, die von vielen Landbewohnern mit glücklichem Erfolge betrieben wird.

In den Jahren 1864 auf 1865 wurde eine Annäherung des Agriculturvereins und der literarischen Gesellschaft versucht. Beide Verwaltungscomité's kamen überein, ihre jährliche öffentliche Versammlung in einer und derselben Sitzung zu halten; der literarische Zweig zeigte sich somit zu einem temporären Pfropfen auf den älteren Stamm, zu dem er früher gehörte, bereitwillig. Zu den Vorträgen, welche die Literatoren zwischen die ernsten Berichte über agronomische Gegenstände einzuflechten hatten, mußte man allgemein gehaltene Sujets wählen. Der Versuch gelang so ziemlich, und die anwesenden Landbewohner, die zum Einholen ihrer Medaillen herbeigekommen, lauschten mit rühmlicher Geduld dem französischen Berichte, wovon sie wenig oder nichts verstanden. Eine Sitzung im December 1868 war besonders zahlreich besucht und füllte einen der großen Säle des Erdgeschosses der ehemaligen Präfectur. Es galt der Ausstellung und Erklärung einer automaten Nähmaschine, deren Erfinder (Fräulein Garcin und Herr Adam von Colmar) von Hrn. Prof. Campaux in etwas überschwänglichen Ausdrücken gefeiert wurden. Der armen Nähmaschine widerfuhr leider die unselige Gunst, in die Tuilerien als ein Beweisstück elsässischen Erfindungsgeistes abgeschickt zu werden. Sei es nun, daß die Reise etwas an dem Mechanismus lahm legte,

sei es die Ungeschicklichkeit des Ueberbringers, genug, die Maschine bestand die Probe nicht vor der Kaiserin und machte ein klägliches Fiasco. So heftete sich eine wahre Fatalität an die Fersen des geschickten Mechanikers, der bereits während der Ausführung seines Werks mit mannigfachen Hindernissen den Kampf zu bestehen hatte. — Was seitdem aus der »conseuse automate« geworden, kam uns nicht zu Ohren.

Bei vorhergehenden ähnlichen Festivitäten hatten sich als Repräsentanten der literarischen Gesellschaft die Herren Schnitzler, Fée, Goguel, Spach eingefunden, ersterer mit einem Aufsatz über die Agriculturverhältnisse und die Allmende in Rußland, letzterer mit einer Darstellung der Hülfsmittel, die in Straßburg den Söhnen der ärmeren Classe zu ihrer intellectuellen Ausbildung an die Hand gegeben sind.

Nach alledem trifft der Vorwurf der Unthätigkeit die Ackerbaugesellschaft nicht. Sie hat nie die Fühlung mit den Bewohnern der ländlichen Gemeinden verloren, obgleich auf diesem Boden die Bezirkscomité's (Comités agricoles d'arrondissements) durch ihre begrenzte Stellung einen bestimmten practischen Einfluß auf ihre ackerbauenden Mitbürger ausüben; der Departementalgesellschaft blieb somit eher die theoretische wissenschaftliche Pflege der Agronomie vorbehalten; ihre nähere Bestimmung war es, die Kenntniß der vorgeschrittenen Betriebsmethoden zu verbreiten, die Einführung nützlicher Vegetabilien zu bevormunden, die epidemischen Pflanzenkrankheiten zu beobachten, und, so viel thunlich, zu ergründen, und ganz besonders als Organ zwischen der höhern Verwaltung und den Landleuten die Wünsche

und die gerechten Forderungen der letzteren zu befürworten. Dieser Mission ist der hiesige Verein von jeher treu geblieben und hat zu jeder Zeit in seinen Vorständen und Schriftführern, in jüngern und älteren Mitgliedern, practicirenden Landwirthen und einfachen Theoretikern oder Dilettanten freiwillige Mitarbeiter angeworben. Auch diese friedliche Verbrüderung wurde durch die Sommer- und Herbststürme des verflossenen Gewitterjahres 1870 zeitweilig gestört. Aber auch für sie liegt im einfach ausgesprochenen Zweck die Bürgschaft eines fürderen Bestandes. *)

*) Es ist schwer, durch die Bezeichnung einzelner Persönlichkeiten nicht ungerecht zu werden gegen die Mehrzahl der Gesellschaft; doch kann ich mich nicht zum Verschweigen des Namens des verstorbenen Prof. Lereboullet entschließen, der mehrere Jahre der intelligente, thätige Vorstand der Gesellschaft blieb. In letzter Zeit versah Hr. J. Sengenwald diese Ehrenstelle. Einer der ältesten, thätigsten Collaboratoren ist wohl der Veterinärarzt Hr. Imlin. Auch einige Landbewohner haben das Verdienst, sich zu jeder Jahreszeit bei den monatlichen Sitzungen einzufinden. Unter diese eifrigen Agronomen zähle ich Herrn L. Pasquier von Waßlenheim.

Die

Gesellschaft zur Beförderung der Industrie in Mülhausen.

(Société industrielle de Mulhouse.)

Mülhausen bildet im Elsaß einen besondern oberrheinischen Centralpunkt; es ist ein eigner Microkosmos. Straßburg ist der Repräsentant der Vergangenheit; die Stadt Mülhausen, die Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, birgt eine großartige Zukunft in ihrem Schooße. Ebenso gut wie Straßburg hat es eine in die Jahrhunderte weit hinaufreichende, ruhmvolle Geschichte; im Bunde mit der freien Schweiz behauptete die kleine Stadt bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts ihre republikanische Unabhängigkeit, dann brach sie endlich zusammen; verschlungen wurde sie vom Minotaurus der französischen Revolution; allein, indem sie aufging im damals zu großen Thaten sich aufraffenden Frankreich, erwachte sie zu frischem Leben, großgesäugt an der Brust der Göttin der Neuzeit, aufgezogen auf den Knieen der üppigen Industrie.

Von sechstausend Einwohnern ist Mülhausen im Laufe von weniger als siebenzig Jahren zu sechzigtausend aufgestiegen. Binnen Kurzem wird Mülhausen

Straßburg überflügeln, auch wenn letzteres, nach transitorischer Unterbrechung, einen neuen Anlauf nehmen und in neue commercielle Bahnen treten sollte.

Die Gründung einer Gesellschaft zur Beförderung der Industrie war in Mülhausen durch alle äußeren und inneren Verhältnisse wie von selbst gegeben; sie mußte organisch, unwillkürlich, auf diesem geeigneten Boden entspringen, wie ein Naturgewächs. Schon im Jahre 1826 entstand sie, ihre Stiftungsurkunde aber trägt das Datum des 28. Mai 1830; zwei Jahre später wurde sie von der Julireregierung zu dem Range einer gemeinnützigen Gesellschaft erhoben*).

Seit ihrem vierzigjährigen Bestehen hat sie eine glänzende Laufbahn verfolgt; bedeutende Geldmittel wurden ihr an die Hand gegeben. Gebildete, wissenschaftliche, eifrige Mitarbeiter griffen ihr unter die Arme. In materiellen und intellectuellen Bezügen war sie gleich von Anfang an trefflich versorgt und bedacht. Moralisirend hat sie auf die umgebende Arbeitermasse wohlthätig gewirkt, zu praktischem Christenthum, ohne Formalismus und Ausposaunen ihrer Grundsätze, sich durch ihre nicht zu läugnende Werkthätigkeit bekannt. In ihren Statuten steht als ein Hauptzweck einfach eingeschrieben: „die Verbreitung des Unterrichts, die Ermunterung zur Sparsamkeit, zur Arbeitsamkeit in der Arbeiterclasse“. Und dieser Vorsatz blieb nicht im Statutenbuche begraben; er wurde von den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft in das tägliche Leben eingeführt, oder, um ganz der Wahrheit gemäß zu sprechen,

*) Société d'utilité publique.

er war es schon größtentheils vor der Gründung, er bekam durch diese letztere nur einen bestimmten Ausdruck. Sodann aber wollte diese Verbrüderung, diese weltliche Association, ihrem Titel gemäß zur Entwickelung der Industrie beitragen durch gegenseitige Mittheilung der darauf bezüglichen Facten, Entdeckungen, Beobachtungen; sie wollte die dahin gehörenden Elemente des Unterrichts in einen Brennpunkt zusammenfassen, eine französische und deutsche Bibliothek bilden, eine auf Wissenschaften und verwandte Künste berechnete Büchersammlung. Musterproben und Manufacten, physikalische und chemische Apparate mußten selbstverständlich herbeigeschafft werden zur Untersuchung und zu eigens angestellten Experimenten über den Werth jeder neuen Erfindung im Bereiche der Industrie. Dann sollte ein Bulletin ausgegeben werden mit speciellen Abhandlungen; Preisstiftungen sollten stattfinden, Denkmünzen für den Erfinder oder Verbesserer jedes Verfahrens, wodurch Künste, Ackerbau, Gewerbewesen, Manufacten befördert oder gehoben werden. Obenan stand, wie natürlich, die Construction neuer, leicht anwendbarer Maschinen.

Und diese klar ausgesprochene Verpflichtung blieb, wie gesagt, kein todter Buchstabe. Das ursprüngliche Programm verkörperte sich in der systematischen Anhäufung der wissenschaftlichen angedeuteten Gegenstände, vergeistigte sich in den zahlreichen Berichten und längeren Aufsätzen, welche die vierzig Bände des Bulletins füllen. Man zählte deren in einem voriges Jahr ausgegebenen Kataloge nicht weniger als fünfzehnhundert. Wohl trug der lange Zeitraum von vierzig Jahren zu dieser

Anhäufung bei; wohl rührte sich die Hand und spannte sich der Geist vieler Collaboratoren zur Herausgabe dieser encyclopädischen wissenschaftlichen Sammlung. Gleichviel! Zu solchem Bau die Anregung gegeben, beharrlich zugesehen und ermuntert zu haben, dies unbestreitbare Verdienst bleibt der industriellen Gesellschaft von Mülhausen.

Sie hatte sich gleich zu allem Anfang in mehrere Abtheilungen, in mehrere Comités gesondert, jedes aus wenigstens sieben Hauptmitgliedern bestehend. Es waren dies die berathenden Ausschüsse für Mechanik, Chemie und Physik, die schönen Künste, die Handels- und Moralwissenschaften, die Beförderung der Baumpflanzungen und die Naturwissenschaften. Dies letztere Comité verzweigte sich wiederum in Zoologie, Mineralogie und Geologie, Botanik und Agricultur. Man versammelte sich monatlich zur Entgegennahme der Berichte und Lectüre der Aufsätze. Jährlich wurden zwei öffentliche Generalversammlungen gehalten.

Im Jahre 1830 zählte die Gesellschaft bereits hundert ordentliche residirende Mitglieder und dreißig Ehrenmitglieder. Unter den eingezeichneten Namen treffen wir gleich die im Elsaß allgemein bekannten, mit der Industrie eng verschwisterten. Ich erlaube mir einige alphabetisch einzuführen und bitte um Nachsicht, wenn ich Hauptgrößen ausgelassen hätte; es wäre ohne Vorbedacht. Der Raum hier ist beschränkt; mir bleibt überdies noch die Pflicht und der Vorsatz, hin und wieder aus den hundertfältigen Arbeiten und Preisobjecten Einiges hervorzuheben.

Es finden sich im Vorstand zuvörderst: Hr. Zuber-Karth als Präsident, E. Koechlin als Vice-Präsident, Josua Heilmann als Schriftführer. Dann kommen in dichter Reihe geschaart: die Herren Blech-Bourcart, Dollfus, Engelmann, Gros, Hartmann, Hofer, Kestner, Koechlin (ein ganzer, beträchtlicher Klan!), Mantz, Mieg, Reber, v. Reinach, Risler, Roman, Saladin, Scheidecker, Schlumberger (ebenfalls ein ganzer Klan!), Witz, Zuber — und der verdienstvolle Professor Penot als Ehrenmitglied.

Es giebt wohl wenig gemeinnützige, auf Handel, Industrie, exacte und naturhistorische Wissenschaften sich beziehende Gegenstände, die nicht wenigstens summarisch in Berichtsform von irgend einem Mitgliede behandelt worden wären. Leider liegen viele, wohl die meisten, außer dem Bereiche des dermaligen Berichterstatters, und viele Leser dieses Blattes finden sich wohl in demselben Falle; mithin wäre schon durch diesen Umstand hier einer eingehenden Behandlung ein Riegel vorgeschoben. Sodann wäre es, sogar für Fachmänner, ein undankbares, lästiges Geschäft, sollten sie hier, bei einer einfachen Unterhaltungslectüre, sich durch die Titel der Aufsätze hindurcharbeiten, die sie vollständiger im Katalog bewußter Societät vorfinden. Beiläufig sei blos gesagt, daß der ohnlängst ausgegebene sechzig lange Octavseiten umfaßt. Dies zur Entschuldigung meines galoppirenden Verfahrens. Ich werde, mich an einige specielle Jahre haltend, eine kleine Auswahl in der Angabe der behandelten Materien treffen, und so aus diesem Infinitesimalinhalt errathen lassen, wie

groß die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der ganzen Sammlung. Ich führe den Leser an den Eingang eines ungeheuren Waarengewölbes, wo unter den Glasschränken, der Straße zugewandt, einige Musterstücke vorliegen.

Schon im Jahre 1838, also nach achtjährigem officiellen Bestande der Gesellschaft, findet sich eine Masse ausgeschriebener Preisfragen. Indem ich einige näher bezeichne, tritt von selbst das Gemälde der Activität der Mitglieder in helle Beleuchtung. Man verspricht Denkmünzen (goldene, silberne, kupferne) für Aufsätze über die Fabrikation des türkischen Garns, für die Entdeckung eines vorzüglichen Färbestoffes, anwendbar auf die Kattune; für die Einführung im Bereich des Oberrheins irgend einer neuen Pflanze oder eines Insects als tüchtiger Färbestoff der Wolle, Baumwolle oder Seide; für die Erfindung einer blauen Farbe, welche mehr und besser als die gewöhnliche Indigofarbe Stand halten dürfte gegen das Verbleichen. Es wird eine goldene Medaille ausgesetzt für die Luftanalyse in den Luftzügen der Dampfkessel innerhalb des Bezirks des Departements; ein Preis von 1000 Franken für die Erfindung einer Maschine zur Säuberung der rohen Baumwolle; ein Preis ist ausgesetzt für die Vervollkommnung der Kamine, das richtige Verhältniß der Höhe und des Diameters betreffend; überhaupt bildet die ökonomische Feuerungsmethode einen ständigen Hauptartikel auf der aufgeschriebenen Liste; ein Preis von Fr. 20,000 (!) erwartet als Lohn den glücklichen Finder eines untrüglichen Mittels, die

bis dahin unbenutzten, verlorenen Kräfte des Wassers, der Luft, des Dampfes zu verwerthen; Preise stehen da für die geognostische Beschreibung des Departements Oberrhein; für das artesische Brunnengraben, das chinesische Seilbohren, die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die Seidenzucht, für den besten Volkskalender, für die Vernichtung der blattfressenden Raupen, die Bewässerung der Wiesen, der Ziegelfabrikation u. s. f. Diese Fragen betreffen alle das materielle Leben; aber auch den moralischen Interessen wendet, wie ich schon erwähnte, die Mülhauser Gesellschaft ihr hauptsächliches Augenmerk zu. Sie verlangt Aufsätze über das Verhältniß der Industrie zu den socialen Fragen; sie wünscht die Bekämpfung der Vorurtheile, die sich an diese heiklen Probleme knüpfen; sie forscht nach Aufschlüssen über diese schwer zu lösenden Räthsel, welche die in unserer Zeitgeschichte verkörperte Sphynx uns schadenfroh entgegenhält, oder wie hemmende, verletzende Kugeln zwischen die Füße rollt. — Wenn in den Städten der Industrialismus eine sittenlose Bevölkerung um sich schaart, wo liegt die Ursache? Wären die Einwohner nicht ohne die Industrie ebenso unaufhaltsam der Entsittlichung verfallen? Welches sind, diesen unbestreitbaren Uebeln gegenüber, die elementaren Pflichten der Fabrikherren? Wie können, wie müssen sie die Entsittlichung bekämpfen? . . . Daß Mülhausen, daß die anderen Fabrikbezirke des Oberrheins nicht bei den Fragen, nicht bei den Worten, nicht bei dem Ausarbeiten von Memoiren stehen geblieben, darf frei behauptet werden. — Die Initiative, die von Mülhausen

für gemeinnützige Arbeiteranstalten aller Art ausging, ist weltbekannt; es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man solches zum hundertsten Male in die Welt hinaustrompeten. Wenn der vierte Stand mit derber Faust an die Pforten der europäischen Staaten schlägt, so hat Mülhausen keine Verantwortung auf sich geladen; es hat, so viel es menschenmöglich war, die industriellen Gefahren beschworen, und kann, in ganz anderem Sinne als Pontius Pilatus, sich die Hände rein waschen.

Ich kehre zu meinem Ausgangspunkte, das heißt, zum Jahre 1838 zurück. Man hatte im Juni desselben Jahres eine industrielle Ausstellung in Mülhausen veranstaltet; obgleich diese engere provinzielle Bühne sich keineswegs mit den späteren europäischen Solemnitäten messen konnte, bot sie doch in beschränktem Raume des Sehenswürdigen genug, und gab von der Productivität der östlichen Departemente Frankreichs eine anschauliche Idee. Der Berichterstatter konnte befriedigt auf die vielfachen Leistungen der elsässischen, lothringischen, burgundischen Einsender hinweisen und lobend sprechen von den Hochöfen Ronchamps, von den Producten der Drahtmühlen und den Schlosserarbeiten des Hauses Japy, den Eisenwaaren der Boulangier zu Darney, den Feuerspritzen des Herrn Kreß zu Colmar, den vielfachen Producten der Baumwollspinnereien, der mit St. Gallen und St. Quentin rivalisirenden Mousseline, den Seidenstoffen des Herrn Nicolas Koechlin, den chemischen Producten u. s. f.; er konnte den immensen Fortschritt in der Zuckerfabrikation bezeichnen, die Aufmerk-

samkeit hinlenken auf die Papierfabrikation von Zuber in Rixheim und Kiener im Münsterthale, und bei letzterem betonen, daß ein Schoepflin, Bruder des Historiographen, solche gerade vor einem Jahrhundert in's Leben rief. — Die Rixheimer Prachttapeten, diese blendenden Kunstwerke des modernen Industrialismus, wurden ganz besonders und mit Recht hervorgehoben und mit eingehender Vorliebe beschrieben, mit ihren sinnigen Farbencontrasten und charakteristischen Eigenschaften. In der Pyrotechnie war Bedeutendes geleistet worden. Die ökonomischen Küchen werden belobt; auf die Neulinge der Chromolithographie wird hingewiesen, und mit der lieblichen Blumenausstellung der Baumann von Bollweiler diese Revue der industriellen Concurrenten beendet.

Zehn Jahre später (1848) ist die Gesellschaft auf mehr als dreihundert Mitglieder angewachsen; Herr Emil Dollfus ist ihr Vorstand. Wissenschaftliche Größen des In- und Auslandes stehen auf der Liste der Ehrenmitglieder. Jüngere Kräfte, besonders auf dem Felde der Chemie, werden herangezogen; musterhafte, gründliche Abhandlungen füllen die Seitenzahl des Bulletins. Der ausgezeichnete Ingenieur Hirn — ein Denker und Erfinder — stellt eine mathematische Theorie der Ventilation auf und tritt in die Fußstapfen des eminenten Vorstandes der Gesellschaft. — Als Hauptobjecte der damaligen Forschungen und Discussionen stehen aufgezeichnet: Trockenlegung der Moräste, die Schulbauten, die Ueberweisung und Beschränkung der Arbeit der Kinder in den Fabriken, das Salz-

monopol, die Versicherungsgesellschaften. — Herr Dollfuß-Ausset erzählt seine nicht gefahrlose Reise in die Sierra-Newada, und berichtet auf physikalischem Gebiet über die verschiedenen Hygrometer. — In dem darauffolgenden Jahre wird ein Aufsatz über die Wiederbewaldung der Berge gekrönt. Im Jahre 1850 werden nicht weniger als ein Halbhundert Preisfragen gestellt; a. 1858 ist diese Zahl der verlangten Lösungen noch bedeutend angeschwollen.

Nun will ich nicht verhehlen, daß nicht alle Fragen jedes Jahr gelöst werden; einige kommen mehrmals, fast ständig, auf die Liste. Dasselbe widerfährt dem gelehrten Institute zu Paris und andern großen Leitern der Wissenschaft und Kunst. Es ist augenscheinlich leichter, die Fragen zu stellen, als eine gehörige, erschöpfende Antwort darauf zu vernehmen. Allein das zweite wird doch vom ersten bedingt; die systematische Anregung schon ist verdienstlich.

In mehreren Familien Mülhausens und anderer Fabrikbesitzer des Oberrheins waltet, im besten Sinne des Wortes, ein patriarchalisch-patrizischer Geist. Er rief Stiftungen in's Leben, gerade nicht im großartigsten amerikanisch-englischen Style — das war nicht möglich — aber im Verhältniß zum erworbenen Gut. So haben z. B. die Glieder des Hauses Emil Dollfus, das Andenken ihres verstorbenen Familienhauptes zu ehren, einen decennalen Preis von Fr. 5000 gegründet, der im Jahr 1869 zum ersten Male ertheilt wurde und im Jahr 1879 zum zweiten Mal zuerkannt werden soll. In einer Sitzung des letzten Maimonds (1871)

hat, dem Wunsche der Familie entsprechend, die industrielle Gesellschaft folgende Formel verkündet: Der Preis E. Dollfus wird der Erfindung zugetheilt, welche im Laufe des letzten Decenniums das Wachsthum irgend eines Zweiges der höhern Industrie am meisten befördert und entwickelt. — Der Ausspruch darüber gehört der Gesellschaft zu, muß aber augenscheinlich das Urtheil auf die öffentliche Meinung und die Stimme der competenten Richter begründen. — Eine ähnliche decennale Stiftung rührt von dem Hause Daniel Dollfuß her; eine gleichstarke Stimme dient zur Grundlage, derselbe Zweck wird angestrebt, und die Einrichtung ist getroffen, daß mit dem vorgenannten Preise von Emil Dollfus von fünf zu fünf Jahren abgewechselt wird. So greift eine Verfügung wie ein Räderwerk in die andere.

In derselben Maisitzung laufenden Jahres stellte die Handelssection der Gesellschaft als Preisaufgabe folgende Formel:

Die goldene Verdienstmedaille wird demjenigen französischen? Handelshause zugetheilt, welches in China, Japan oder Anstralien, im Laufe eines Jahres, oberrheinische Industrieproducte zum Werthe von mindestens hunderttausend Francs umgesetzt, und wohlverständlich auf handgreiflichen Beweis sich stützt, daß zu demselben Preise der nämliche Betrieb vortheilhaft fortgesetzt werden könnte.

Gleicherweise wird eine goldene Denkmünze ausgesetzt für den besten Aufsatz über die Wirkungen und Folgen der Aufhebung der Sclavenarbeit in den süd-

lichen Vereinigten Staaten. Die Frage ist kategorisch so gestellt: Hat die freie Arbeit auf Cultur und Valor der Baumwolle einen bedeutenden Einfluß ausgeübt? —

Uns scheint, die Aufstellung und Wiederholung solcher Fragen kennzeichnet den practischen Sinn der Mülhauser Gesellschaft. Zahlreiche Memoiren gehören in's Bereich der angewandten Chemie, das liegt hier in dem gegebenen Verhältnisse; daß man sich hin und wieder ausnahmsweise auf das historische oder gar archäologische Terrain begiebt, will uns ein Mißgriff dünken. Im Elsaß ist das oft der Fall, daß kleinliche locale oder gar persönliche Eifersüchteleien im republikanischen Bezirke der Wissenschaft sich breit machen, und der eine auf dem Felde des andern vereinzelte Garben auflieſt. Wir spielen hiemit an auf einen Bericht über die sonst verdienstliche Arbeit des Herrn Rottmann: „Ein römisches Lager in dem Banne von Baltenheim“. Diese Abhandlung hätte füglich anderswo, in der Revue d'Alsace oder dem Bulletin des monuments historiques untergebracht werden können. Wenn einer Gesellschaft, wie es bei der industriellen von Mülhausen der Fall ist, der halbe Erdkreis offen steht und sie im fernen Ostasien großartige Handelsbeziehungen anknüpft, scheint es beinahe kleinlich, auf heimischem Boden sich mit local-antiquarischen Fragen zu befassen. Wir möchten bei solchem Unternehmen ausrufen: Um Gotteswillen, überlaßt doch den Ariovist und den Cäsar den nie zu schlichtenden Disputen eurer unglücklichen heimathlichen Antiquitätsforscher, und segelt, wie bisher, auf dem weiten Ocean der zeitgeschichtlichen Entdeckungen.

Bringt beiläufig, wie Haußmann von seiner chinesischen Reise, ganze Museen seltener Utensilien, kostbarer Stoffe und Geräthschaften nach Hause, und übergeht den alten Kram der naiven Gelehrten-Classe, welche der unsterbliche Faustdichter zürnend an den Pranger stellt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Druck von Fr. Wolff in Straßburg. — 376.

Druckfehler-Verzeichniß.

Seite	21	Zeile	8	von	oben	lies	angegriffen statt gangegriffen.
„	21	„	9	„	„	„	gezwungen statt zwungen.
„	38	„	4	„	„	„	eherne statt ehrende.
„	41	„	12	„	„	„	Lachaux statt Lauchaux.
„	43	„	13	„	„	„	genöthigt statt genöthig.
„	44	„	19	„	„	„	Schneider statt Scheider.
„	45	„	13	„	„	„	Murmelthier statt Maulthier.
„	48	„	17	„	„	„	Legion statt Legio.
„	56	„	20	„	„	„	und statt unh.
„	64	„	19	„	„	„	frühere statt früheın.
„	101	„	23	„	„	„	von statt vun.
„	112	„	7	„	„	„	klopft statt kkopft.
„	137	„	16	„	„	„	Parnaß statt Parmaß.
„	172	„	28	„	„	„	Architecten statt Architnete.
„	201	„	18	„	„	„	dilettirender statt dilettirenden.
„	221	„	14	„	„	„	sehr statt sehe.
„	261	„	30	„	„	„	Tod statt Tyd.
„	312	„	4	„	„	„	vor statt von.

Spach, Louis Adolphe,

Moderne Culturzustände im Elsaß

Bd.: 1

Straßburg (1873)